Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Noël Antoine Pluche

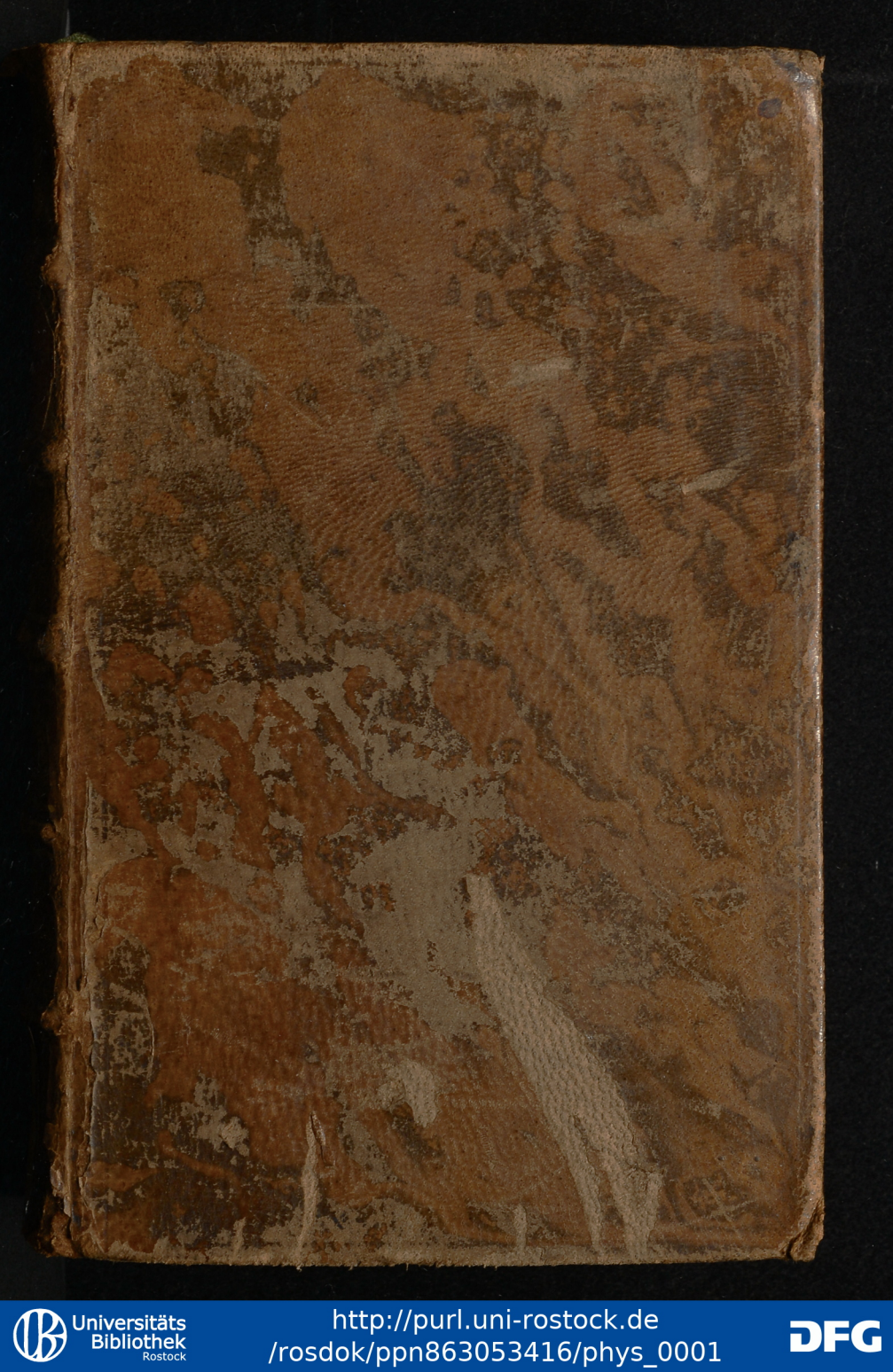
Schau-Platz der Natur, oder: Unterredungen von der Beschaffenheit und den Absichten der natürlichen Dinge, wodurch die Leser zu weiterm Nachforschen aufgemuntert, und auf richtige Begriffe von der Allmacht und Weisheit Gottes geführet werden

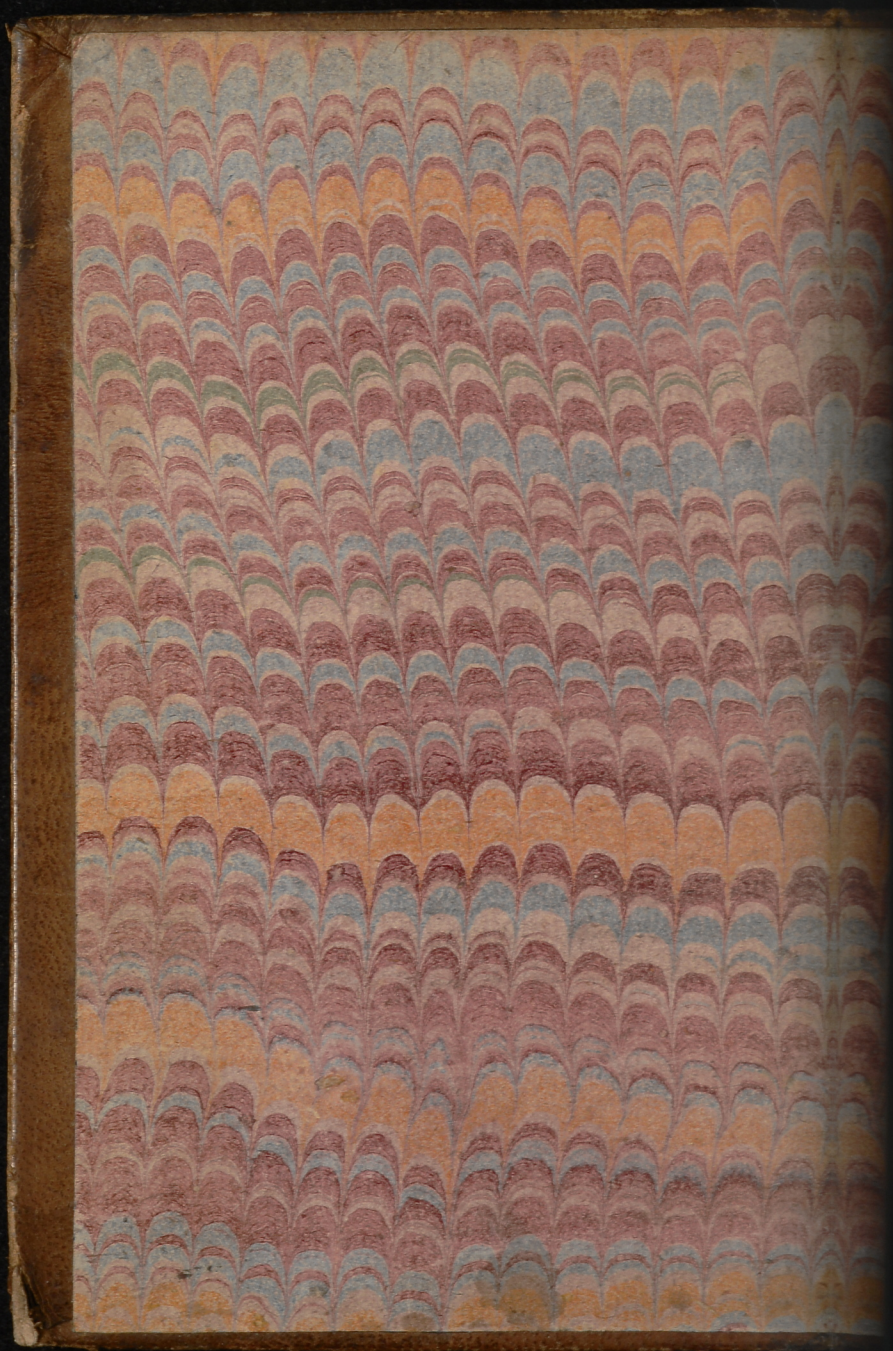
Sechster Theil : Welcher dasjenige zu betrachten darstellet, was zum gesellschaftlichen Leben der Menschen gehöret

Frankfurt: Leipzig: [Nürnberg]: im Monathischen Buchladen, 1765

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416

Band (Druck) Freier Zugang


Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn863053416/phys_0001
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0002
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0003
DFG

Hierzu 1 Titelk. u. 30 Figurentaff. 1–30.
im Ganzen einunddreissig Figg. Taf.

Na 3062. a. (6.)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0004
DFG

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0005
DFG


Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Titelkupfer des VI. Theils.



Uns sind alle Menschen lieb.

S. Leben des Marsch. Turenne, beschrieben v. Ramsai.

Schau-Platz der Natur,

oder:

Unterredungen

von der Beschaffenheit und den Absichten der

natürlichen Dinge,

wodurch die Leser zu weiterm Nachforschen aufgemuntert, und auf richtige Begriffe von der Allmacht und Weisheit GOttes geführet werden.

Sechster Theil,

welcher dasjenige zu betrachten darstellet, was zum

gesellschaftlichen Leben der Menschen

gehöret.

Mit Kupfern und Allergnädigsten Privilegiis.

Frankfurt und Leipzig,
im Monathischen Buchladen, 1765.

vRAVEN

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn863053416/phys_0010
DFG

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

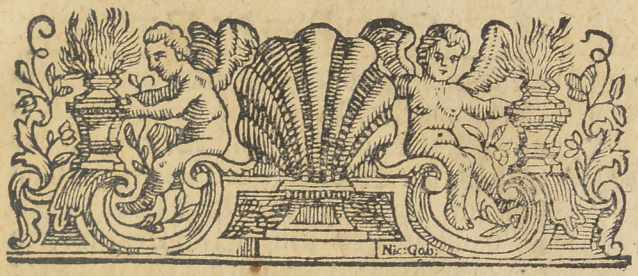
Ordnung der Kupfer

des sechsten Theils.

1. Der um Paris gewöhnliche Pflug Pag. 324
2. Das Mehlbeuteln 342
3. Der Bratenwender 345
4. Bratenwender, den der Rauch treibt 347
5. Das Waschen der Wolle und Zeuche 420
6. Das Wollschlagen 421
7. Das Wollkämmen 421
8. Das grosse Rad 422
9. Das Legen des Zettels 423
10. und 11. Der Webstuhl 424
12. Das Tuchbereiten 429
13. Walkmühle von oben anzusehen 430
14. Durchschnitt einer Walkmühle 430
15. Das Tuchscheeren 431

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0011
DFG

16. Die Presse 433
17. Die grosse Tuchrolle 434
18. Der Garnstock 435
19. Die Seidenmühle 435
20. Der grosse Haspel 441
21. Das Anzetteln 444
22. 23. 24. Der Sammetstuhl 444
25. 26. 27. Das Tapeten-Weben 450
28. Zettel legen für hochschäftige Tapeten 454
29. Tapeten weben mit hohen Schäfften 454
30. Das Bandmachen 593



Schau-Platz der Natur.

Sechster Theil.

Der Ursprung der Gesellschaft.

Erste Unterredung.

Der Ursprung der Gesellschaft.

Der unsägliche Reichthum, welchen der Mensch um sich hat, und den er, so wie es seine Bedürfnisse erfordern, meistentheils alle Jahre sich erneuern siehet; die Gliedmassen, welche ihm den Besitz dieser Güter gewähren; die Vernunft, welche ihn zum vollkommenen Gebrauche derselbigen und zum Lobe ihres Urhebers fähig machet; alle diese besondere Eigenschaften,

Der Ursprung der Gesellschaft.

die man nirgend als nur allein in ihme vereiniget antrift, haben uns denjenigen kennen gelehret, der die Natur betrachten, die Schätze der Erde genieſſen, und alles, was ſie in ſich begreifet, beherrſchen ſolle. Seine Einſicht und ſeine Erfahrung müſten ſich eben ſo weit erſtrecken als ſein Gebiete: Daher ſehen wir auch, daß ſodann ſeine Würde und ſeine ſämmtliche Vorzüge in ihrem vollen Glanze erſcheinen, wenn er ſeine Lebens-Art und ſeine Geſchäfte ordentlich einzurichten befliſſen iſt. Will er ſich lächerlich machen, ſo darf er nur das unterlaſſen, wozu er gebohren iſt, nähmlich die Erde zu bauen, und vernünftige Anſtalten vorzukehren, dagegen aber, ſich unterſtehen die Natur auszulegen, und was dem Göttlichen Rathſchluſſe vorbehalten iſt, der Entſcheidung ſeiner Vernunft zu übergeben.

Nur eines ſcheinet die Hoheit des Menſchen merklich herab zu ſetzen, und den Glanz ſeines erhabenen Standes zu verdunkeln. Er befindet ſich nicht allein in der Welt, das menſchliche Geſchlechte erfüllet den ganzen Kreis der Erde. Sollen wir einen Rang, den er mit Millionen andern ſeines gleichen gemein hat, etwas erhabenes nennen?

Es giebt gewiſſe Sachen, die uns vergönnet ſind, mit Ausſchlieſſung aller übri-

gen

gen Menschen zu geniessen, denn ihre Beschaffenheit erlaubt weder einen Mitgenossen noch eine Theilung. Aber mit unserer Herrschaft über die Erde, und mit dem Genusse ihrer Güter, hat es eine ganz andere Bewandniß. Der Mensch ist nicht weiter damit belehnet, als nur in so ferne er mit seines gleichen in Gesellschaft tritt, und er verringert seine Gerechtsame in eben dem Maase, in welchem er sich der Gesellschaft entziehet. Der Ursprung der Gesellschaft.

Wiewohl die Vorsehung ihre Gaben gar oft nur als eine Belohnung unsers emsigen Bemühens austheilet, damit sie unsern Fleiß desto kräftiger aufmuntern möchte; so müssen wir uns doch nichts destoweniger hüten, bey dem Anblicke so vieler kostbaren Güter, so mancherley schöner Wissenschaften, und so unzehlichmahl glücklich ausschlagender Unternehmungen, den Menschen übermäßig zu bewundern, und auf eine falsche Meynung zu verfallen. Es wäre irrig, wenn wir uns einbildeten, ein einiger Mensch könne ganz allein alles dasjenige erfinden und vor sich gebrauchen, was wir bishero betrachtet haben. Die Früchte des Verstandes sind eben sowohl, als die Früchte der Erde, keinem einigen unter uns, in einem hinlänglichen Umfange zu geniessen erlaubet, als nur durch den Beystand anderer

Der Ursprung der Gesellschaft.

derer Menschen, und unter dem Bedinge der Wiedervergeltung. Solange als der Mensch seine eigene Geschicklichkeit zum gemeinen Besten anwendet, so lange verspühret er auch die Danbarkeit der Gesellschaft, indem sie ihme alles übrige verschaffet, was er nöthig haben mag. Sie versiehet ihn mit allen Erfindungen, die jemahls gemachet worden, und mit allen Waaren, die irgendwo zu haben sind. Sie erspahret ihm Zeit und Mühe. Die Güter sind eigentlich der ganzen Gesellschaft, nicht aber einem vor sich alleine gegeben worden: Der Mensch erlanget keinen Antheil an der Mannigfaltigkeit der Göttlichen Gaben, als nur durch sie.

Die Früchte der Erde sind eben also wie die Geschicklichkeit der Menschen, über den ganzen Umkreis unsers Wohn-Platzes vertheilet, deswegen, damit seine Einwohner einander mittheilen möchten, was sie wissen, gleichwie sie einander mittheilen, was sie haben. Wer demnach aus der Gesellschaft tritt, der stiftet ein zweyfaches Uebel. Er suchet dasjenige mit vieler Mühe, was ihm die Gesellschaft ohne Weitläuftigkeit zu liefern anbietet, folglich verderbet er seine Zeit; und er vernachlässiget entweder die Gaben, die er zu ihrem Dienste empfangen hatte, oder er vergräbet sie ungerechter Weise. Daher

ist

ist offenbar, GOtt habe nicht verlanget Einsiedler auf die Welt zu setzen, sondern Mitglieder einer Gesellschaft. Der Ursprung der Gesellschaft.

Unterdessen dürfen wir das eingezogene Leben nicht mit der Einsiedlerey verwirren. Wer ein Mitglied der Gesellschaft heissen will, der muß sich deswegen nicht immer mitten im dickesten Schwarme befinden. Im Gegentheile ist die unruhigste Lebensart gar oft die allerunnützeste. Wen der Geist GOttes von der Welt abziehet, ist kein Leutscheuer Wildfang, der nichts zum gemeinen Besten beytragen will, sondern ein weiser Mitbürger, der die Gefahr vermeidet, weil er sie nicht überwinden kan. Er entziehet sich dem Hasse seiner Verfolger, und der Wuth die ihm einen kläglichen Fall drohet: oder, er fliehet die Pest der Lüste, weil er weis, wie ansteckend und verderblich sie sind: oder er wählet die Einsamkeit, damit er seine der Gottesfurcht in der That gemäße Verrichtungen ungestöret abwarten möge. Dergleichen Leute hören deswegen nicht auf, ihre Brüder im Herzen zu tragen, noch aus äussersten Kräften für sie zu arbeiten.

Einige nehmen an einem abgesonderten Orte etwas vor, das sehr gemein ist, und keine ausserordentliche Geschicklichkeit erfordert, als etwa den Garten zu bauen, die

Der Ursprung der Gesellschaft.

Kranken zu warten, Zeuche zu verfertigen, oder Steine zu behauen. Dergleichen Einrichtungen sind deswegen im geringsten nicht sträflich, weil sie abgesondert sind; sie sind im Gegentheile eine Stütze und ein löbliches Beyspiel vor die Gesellschaft, wenn Arbeit und brüderliche Liebe auf eine besondere Weise bey ihnen hochgeschätzet werden.

Alle Blätter des Evangelii stellen uns diese würksame und hülfreiche Liebe vor Augen. Die Verläugnung die es von uns fordert, bestehet nicht darinn, daß wir aus der Welt laufen, oder allem Umgange absagen, sondern daß wir die Eigen-Liebe ausrotten sollen, die alles vor sich allein verlanget, und an statt ihren Brüdern zu dienen, beständig von ihnen bedienet seyn will. Weit gefehlet, daß wir andere hassen dürften; es ist uns nicht einmal erlaubet gleichgültig zu seyn, oder ihrentwegen unbekümmert zu bleiben. Indem das Evangelium uns auferleget jedermann zu lieben wie uns selbst, so giebet es jedermann ein Recht, so viel Hülfe von uns zu fordern, als wir vermögend sind ihm zu leisten: und es lehret uns, Feindseligkeiten mit Wohlthaten zu vergelten. Wer deswegen in die Wüste laufen wollte, damit er seine Schuldigkeit gegen die Gesellschaft nicht erfüllen darf, der wäre entwe-

der

der im höchsten Grade unwissend, oder ein Unmensch: er wäre nicht einmal vernünftig, geschweige dann ein Christ, ohnerachtet es eine geringe Eigenschaft ist, Vernunft ohne Christenthum zu besitzen. Der Ursprung der Gesellschaft.

Wie sehr haben diejenigen gefehlet, welche die Menschen gesellig machen wollen, ohne den wahren Ursprung der Gesellschaft zu kennen, und ohne solche auf sichere Gründe zu stützen? indem sie nach Ursache forscheten, warum viele Haushaltungen zusamm traten, schrieben sie dieses Verbindniß ihrer dringenden Nothdurft, und den Ueberlegungen einiger Gesetzgeber zu. In diesem Stücke irreten sie eben so weit, als wenn sie sagten, die Bewegung, welche die Ordnung in der Natur unterhält, habe dieselbige auch stiften können, und die Fäulung, welche das Leben einer Käfer- oder Fliegen-Made unterhält, habe sie auch hervorgebracht. Auf diese Weise entstunden allerley Natur- und Sitten-Lehren, bey welchen GOtt nichts zu thun bekame. Wollen wir diesen Lehrern glauben, so heisset das nicht die Vernunft gebrauchen, wenn man sich auf GOtt beruffet, was das natürliche Entstehen der Dinge betrift, massen aus ein wenig vorhandener Materie und Wärme sogleich eine Sonne und eine Erde, Thiere und Vögel, ein Mensch mit seiner treuen Ge-

Der Ursprung der Gesellschaft.

hülfin, Getrayde und Wasser zu ihrer Nahrung, mit einem Worte, die Welt mit allem was dazu gehöret, entstehen würde. Der grosse Cartesius hat alles dieses aus seiner Materie, indem sie sich im Wirbel bewegte, hervor kommen sehen, und zwar, ohne daß GOtt etwas dabey gethan hätte, ja es haben andere nach ihm diese Natur-Lehre noch viel weiter getrieben. Cartesius hatte doch GOtt in so weit nöthig, daß dieser ihm vorhero die Grund-Materie, und die Bewegung schaffen muste, wodurch hernach alles abgebildet wurde. Aber die Nachkömmlinge liessen es dabey nicht bewenden; weil sie sahen, oder sich doch einbildeten, sie sähen gleich dem Cartesius, wie Sonne und Mond, ein einiger Mann und auch nicht mehr als eine Frau, aus dem Staube hervor kommen, nicht vermöge eines besondern Rathschlusses, sondern als eine nothwendige Folge von der Wirbel-Bewegung, so sahen sie keine Ursache mehr, warum die Grund-Materie und die Bewegung aus einem besondern Rathschlusse herrühren sollten. Sie setzten also diesen ganz bey Seite, und hielten sich bloß an die Materie.

Nach ihrem Begriffe, muß die Sitten-Lehre eben also abgehandelt werden, und ohne daß man GOtt darein mische. Was ist sie anders, als die Sammlung der Regeln

geln, wornach sich die Menschen untereinander richten müssen? demnach muß man diese Regeln in der Ursache und in der Absicht suchen, welche die Menschen in Gesellschaft bringet. Nun aber ist nichts was sie in eine Gesellschaft zu tretten veranlasset hätte, als ihre Bedürfnisse, und die Ueberlegungen der Gesetzgeber. Demnach muß man die Gerechtsame und die Pflichten der Gesellschaft nicht weiter ausdehnen, als es der Eigennutz leiden will. Aus dieser Quelle entspringet die schmeichelnde Sitten-Lehre des Epicurus, welcher unsere Pflichten nach dem vollkommenen Vergnügen aller unserer Seelen-Kräften abmisset. Daher kommen die lächerliche Grund-Sätze des Hobbes und Machiavells, welche nichts vor billig und tugendhaft halten, als was dem Gesetzgeber gefället. Denn, sagen sie, da er das Haupt der Gesellschaft ist, und vermöge seines Amtes am besten wissen kan, was dem ganzen Cörper nöthig thut, so wird sein Wille zur Richtschnur der Gerechtigkeit, ja auch der Glaubens-Lehre, welcher man folgen muß. Die neuern Deisten, welche von den alten Epicurern nicht weit abgehen, halten den Menschen nicht höher als ein jedwedes anderes Thier, und glauben nicht, daß er eine besondere Eigenschaft habe, die ihn von seinen

Der Ursprung der Gesellschaft.

Der Ursprung der Gesellschaft.

Cameraden und Tisch-Genossen, den übrigen Thieren unterscheiden könnte. Im Anfange fraß das Schwein und der Mensch die Eicheln miteinander, und sie ergötzten sich beede ungemein an den Buch-Eckern. Hernach aber vereinigte sich ein Mensch mit dem andern, damit sie desto bessern Antheil an den Früchten der Erde haben möchten; und die Pflichten der Gesellschaft sind nichts anders als eine Vergleichung ihres unterschiedlichen Nutzens. Die Stoici nahmen die Sache auf eine andere Weise, sie liessen den Eigennutz fahren, und machten sich von aller Gegen-Verbindlichkeit frey, welches gewisser massen auf den vorigen Grund-Satz hinaus lauft. Denn, indem sie glauben, der Mensch sey sich selbst genug, und es könne weder ein leiblicher Schmerz noch eine andere Beleidigung dem Gemüthe des Weisen etwas anhaben, so bleiben sie vor sich; sie tragen kein Mitleiden, wenn jemand über Unglück klaget; und da sie von niemand etwas fordern, so sind sie auch niemand etwas schuldig. Diejenigen also, welche den Menschen zum Wildfange machen, die vernichten seine Pflicht: Und die meisten, welche ihn gesellig machen, sorgen meist eben so schlecht für sein Glück, indem sie es nach nichts anders, als nach dem Eigennutze abmessen.

Nun-

Nunmehro wollen wir auch die Erfahrung anhören. Diese redet ganz anders, und zwar eben also wie die Schrift. Wir wollen Achtung geben, was mit den Thieren vorgehet: Ihre empfangene Neigungen und Leibes-Glieder bestimmen ihr Schicksal, und die Absicht ihres Urhebers mit ihnen. Einige leben gleich den Bibern und den Bienen, gerne in Gesellschaft, und ihre Gliedmassen befinden sich unzulänglich, wenn sie alleine sind. Aus dieser Liebe zur Gesellschaft entspringet ohne Zweifel ihr wahrhaftiger Nutzen, allein sie sind nicht deswegen geneigt ihre Bemühungen zu vereinigen, weil sie etwa bemerket haben, daß es ihnen vortheilhaftig ist. Ihr Wohlstand ist die Würkung einer herrschenden Neigung, die sie bereits haben, ehe sie noch merken, daß sie ihnen Vortheil schaffet. Hingegen bey andern Thieren hilft ihre Neigung sowohl als ihre Gliedmassen dazu, daß sie nichts miteinander zu schaffen haben. Es ist wahr, daß die Alte anfänglich eine grosse Liebe gegen ihre Jungen spühren lässet, ob sie gleich auf keine Gegen-Vergeltung Rechnung machen kan, es dauert auch diese zärtliche Sorgfalt so lange als das Junge derselbigen nöthig hat. Kan es aber vor sich selbst zurechte kommen, so jagt die Alte es von sich, und verwandelt ihre Liebe in

Der Ursprung der Gesellschaft.

Gleich-

Der Ursprung der Gesellschaft.

Gleichgültigkeit oder gar in Haß. Was das Männgen betrifft, gleichwie es nicht bestimmet ist das Junge zu nähren, also erzeiget es ihme auch keine Zuneigung, gemeiniglich kennet es dasselbige nicht einmahl. Aus allem diesem kan das Junge schliessen, es werde bald selbst für sich sorgen müssen. Ist die Scheidung einmahl geschehen, so kennen Alte und Junge einander nicht mehr. Ihre Gliedmassen machen sie in der That nicht dazu aufgelegt, daß sie einander beystehen, oder gemeinschaftliche Wohnungen erbauen sollten. Sie haben keine Kentniß von Zahl noch Maase. Sie kennen nichts als ihre Nahrung, sie sind auch nicht im Stande etwas anders zu fassen. Soll das Pferd Hammer und Richtscheid mit seinem Hufe ergreifen? Soll der Hirsch ein Boot oder ein Gezelt mit seinem Geweihe bauen? Sie haben weder Geräthe, noch Begierde, noch Geschicklichkeit zum arbeiten, wodurch sie miteinander umzugehen veranlasset würden. Vielmehr sind ihre sämmtliche Umstände also beschaffen, daß jedwedes für sich bleibet: Ja auch diejenigen, welche beysamm leben, machen weiter nichts aus, als einige kleine Haufen, die von einem gewissen Bezirke auf alle Weise eingeschränket werden. Der Mensch alleine, hat nicht nur eine zahlreiche Nachbar-

barschaft um sich, sondern er dehnet auch seinen Umgang so weit aus als er will, und handelt gar oft einige Geschäfte mit einem andern ab, der in einem andern Welt-Theile wohnet. Diese allgemeine Neigung zur Gesellschaft, ist bey dem Menschen ein Geschenk des Schöpfers, sowohl als seine Arme. Deswegen bekam der Mensch seine Arme nicht, noch seine Hände, seine Gelenke, und sein Vermögen, allerley Bewegungen auf erstaunlich vielfache Weise vorzunehmen, weil er es vorhero wuste, daß sie ihm künftig nützlich seyn würden. Deswegen wuchse dem Schafe keine Wolle, und kein Baum im Walde, noch entstande ein Steinbruch in der Erde, weil der Mensch etwa zum voraus sahe, daß er sich würde kleiden und eine Wohnung bauen müssen. Diese Hülfs-Mittel benebst seinen Gliedmassen, sind zwar geschickt, seiner Bedürfniß abzuhelfen, allein sie waren eher da, als er etwas nöthig hatte. Ein höherer Wille hat den Arm dazu gemachet, daß er den Stein behauen kunte: Es wäre was wunderliches, wenn sich der Mensch die Erfindung des Steines und der Arme zuschreiben wollte, weil er überleget hat, wozu sie dienen. Eben so ungegründet ist es, wenn man den Ursprung der Gesellschaft den allerseitigen Bedürfnissen, oder einer Erfindung

Der Ursprung der Gesellschaft.

des

Der Ursprung der Gesellschaft.

des Nimrods oder des Draco zuschreiben will. Der Beystand, den man einander wechselsweise leistet, ist ohne Zweifel in den Absichten GOttes eine unfehlbare Frucht von der Errichtung einer Gesellschaft, und eine gerechte Belohnung der Einigkeit. Aber der Trieb zur Gesellschaft war eher da, als ihre nutzliche Würkungen. Er ist eine Absicht GOttes, er gehöret mit zu unserer Beschaffenheit, dergestalt, daß wir deswegen nicht von der Gesellschaft geschieden sind, wenn gleich unser Nutzen aufhöret, und daß wir zu keiner Zeit von den Banden frey werden, die uns mit ihr verknüpfen. Die Hand des Schöpfers hat sie uns angeleget.

Man suchet sie in der That zu zerreissen, wenn man unsere Pflichten nach unserm Vergnügen oder nach unserer Bedürfniß abmessen will. Die Bedürfniß allein, ist ein unbilliger Gesetzgeber. Man darf von ihme nichts Gutes erwarten, sobald er durch den Ueberfluß sorgloß, oder durch die Gewalt übermüthig wird. GOtt errichtete die Gesellschaft, welche den Erdkreis erfüllet, ehe die Bedürfniße der Menschen und die Ueberlegungen der Gesetzgeber die geringste Regel erdachten. Er brauchte weit kräftigere und ganz unfehlbare Mittel. Er gab dem Menschen

Arme

Arme und mancherley Geschicklichkeit: Sie sind ihm aber unnütze, wenn er sie nicht in Vereinigung mit seines gleichen anwendet. GOtt zeigte ihm den Vorrath, davon er sich Kleider, Wohnung und Lebens-Mittel anschaffen kan, trennet sich aber der Mensch von der Gesellschaft, so kan er nichts gebrauchen was ihme nöthig fället, gleichwie ich schon anderswo gezeiget habe. In allen diesem verspühret der Mensch die Hand GOttes, und er lebet der Absicht des Schöpfers gemäß, wenn er mit seines gleichen arbeitet: Gleichwie aber die Ueberlegungen die er etwa über die Nothwendigkeit zu essen, anstellen mag, das Essen keinesweges als eine Gewohnheit eingeführet, noch die Speise hervorgebracht haben; also haben auch die allertiefsinnigste Betrachtungen über den Nutzen des gesellschaftlichen Wechsel-Beystandes, weder die Gesellschaft erfunden, noch andere Menschen hervor gebracht. Sie sind alle, benebst den Materien die sie bearbeiten, und dem Umgange der sie verbindet, eher eingesetzet worden, als diese Betrachtungen geschahen. Daher sind die Pflichten oder der Grund worauf die Gesellschaft ruhet, eben so alt und unveränderlich, als die Absicht ihres Urhebers.

Der Ursprung der Gesellschaft.

So

Der Ursprung der Gesellschaft.

So wenig also die Natur und alle Dinge von der Bewegung hervor gebracht worden, so wenig hat auch die Noth, oder das Nachsinnen und die Staats-Kunst alle zur Gesellschaft gehörige Mitglieder und ihre Neigungen, hervorgebracht: Sowohl die Gesellschaft als die Natur, sind das Werk einer Anbetens-würdigen Vorsehung; diese Vorsehung bedienet sich der Bewegung, um das Welt-Gebäude in Ordnung zu halten, und sie erhält die Gesellschaft durch die Aufsicht kluger Köpfe und durch den Stachel der Nothwendigkeit im Gange.

Will man dasjenige als die Ursache der Gesellschaft angeben, was doch nur ein Hülfs-Mittel darzu war, so setzet man falsche Pflichten in die Stelle der wahren, und man untergräbet das Gebäude, an statt es zu befestigen. Die Erfahrung leitet uns auf die unveränderliche Ursache, sie setzet eine Liebe zur Gesellschaft und solche Pflichten fest, welche beständig die vorigen verbleiben, unser eigener Nutzen und unser Vergnügen, mögen dadurch unterbrochen werden wie sie wollen, die Mitglieder der Gesellschaft mögen uns Schaden zufügen, oder uns mit Wohlthaten überhäufen. Wir dürfen deswegen nicht aufhören für andere zu arbeiten, weil wir von uns selbst nichts mehr nöthig haben,

haben, noch dürfen wir aus Verdruß die Gesellschaft verlassen, weil unsere Arme und unsere Geschicklichkeit, der Absicht des Schöpfers gemäß, ihr zugehören. Der Ursprung der Gesellschaft.

Da die Heyden einem falschen Lichte nachwandelten, und da die Juden eine erst angefangene und vorläufige Offenbahrung zum Führer hatten, so konnten sie beederseits auf die Meinung gerathen, es wäre genug, wenn sie nur ihre Freunde liebeten. Kaltsinnige Lehren, und unvollkommene Einsicht konnten unmöglich zuwege bringen, daß die Beyspiele der Liebe und der brüderlichen Sanftmuth sehr gemein worden wären. Damit man eine so nothwendige Sache nur einigermassen erhalten möchte, mußte man die Unterweisungen theils durch Straf-Gesetze, theils durch Begriffe von der Ehre, der Rache und der Liebe zum Vaterlande, unterstützen. Die Leidenschaften kamen der Lehre zu Hülfe, und ersezten den Mangel der wahren Gründe, die verlohren oder verdunkelt waren. Aber eine Leidenschaft oder eine unvollkommene Einsicht, weiß eben so wenig, als die Noth, wie weit sie gehen, oder wenn sie stille halten müsse. Mit einem Worte, die Vernunft allein war nicht hinlänglich, vollkommene Mitbürger zu machen.

Nur die aufrichtige und herzliche Liebe, welche alle Menschen als Kinder von einem

Der Ursprung der Gesellschaft.

Vater, und als Brüder von einem Erlöser ansiehet; nur das Christenthum, kan ohne Streit und Ungewißheit, alle Pflichten gegen das menschliche Geschlecht erfüllen: Alle andere Beweg-Gründe sind verdächtig und unzulänglich. Nur die Liebe allein thut dem Nächsten nichts böses. Wie sollte man dasjenige suchen zu kränken, was man liebet? das Christenthum ist demnach die Vollkommenheit der Gesellschaft, weil es die Ungerechtigkeit mit der Wurzel ausreisset, indem es alle Bitterkeit und allen Haß unterdrücket.

Röm. 13, 10.

Ein Mensch kan das äusserliche Ansehen haben, als ob er ein guter Mitbürger wäre, und sein Vaterland wehrt hielte, aber sein Herz kan nichts destoweniger voll Ungerechtigkeit seyn. Hingegen, wer die Gerechtigkeit, ja so gar seine Feinde liebet, der liebet ohne allen Zweifel sein Vaterland ebenfalls. Unterdessen ist zu einem Christen nicht genug, daß er die Lehren des Glaubens wisse, und sich dazu bekenne. Wenn man die Christen tadelt in Absicht ihre Lehre verächtlich zu machen, so schliesset man sehr ungeschickt. Es ist niemand ein wahrhaftiger Christ, als nur in so ferne er seine Brüder liebet, wer dieses nicht thut, der wird, seines schönen Nahmens ohnerachtet, im Gerichte nicht bleiben. Das Merkmahl; wobey man den

Joh. 13, 34. u. 35.

Jün-

Jünger des Lehrers der Liebe erkennet, ist dieses, daß er die Menschen liebe, gleichwie sein Meister sie geliebet hat. Wenn Feindschaft die Gesellschaft zu Grunde richtet, und Liebe sie befestiget, so ist ein guter Christ nothwendiger Weise ein guter Mitbürger, und ich suche diesen nur deswegen im Christenthume, weil ich ihn sonst nirgend antreffe. An allen übrigen Orten finde ich nichts als nur den Schein davon, ohne Grund und Dauer. Der Ursprung der Gesellschaft.

Es wäre folglich unnöthig, wenn man die Grundpflichten und die wahre Wissenschaft der Gesellschaft anderswo als aus der Offenbahrung schöpfen wollte. Die wundernswürdigen Würkungen dieses liebreichen Sinnes, den das Evangelium zeiget, beweisen, daß nur derjenige, welcher den Menschen und die Gesellschaft gemachet hat, die Mittel lehren könne, wodurch die Mitglieder zur Vollkommenheit gelangen. Er leitete das ehemahlige Volk, dem er seine Verheissung anvertrauet hatte, vermittelst eines harten Gesetzes, welches sich für die Hartnäckigkeit der Ebräer, und für die Erhaltung der anvertraueten Beylage schickte. Hingegen finden wir in der Schöpfung des Menschen, und in dem Evangelio, welches ihn verbessert, alle Pflichten der Gesellschaft in ihrer vollkommenen Schönheit.

Der Ursprung der Gesellschaft.

Eine von denen wichtigsten Wahrheiten des alten Testaments, ist diese, daß GOtt den Menschen zu seinem Ebenbilde, und zum Beherrscher der Erde gemachet habe. Eine von den wichtigsten Lehren des neuen Testaments, ja der Endzweck der ganzen Offenbahrung, ist diese, daß wir unsern Nächsten lieben sollen, wie uns selbst, indem wir GOtt lieben. Diese beede Wahrheiten, unterstützen einander wunderswürdig. Die erste lehret uns unsere Pflichten: die zweyte, giebet uns die Mittel sie auszuüben, und ihre Würkung zu genieſſen. Die Erfahrung bekräftiget diese Uebereinstimmung. Je mehr Hochachtung die Menschen vor die Einigkeit und brüderliche Gesinnung jemahls trugen, desto glücklicher lebten sie, hingegen der Menschen-Feind, der aus der Gesellschaft lauft, hat kein Recht mehr zu dem Brode, welches der Schöpfer durch die Hände ihrer Mitglieder austheilet. Es ist ihme nicht einmahl mehr erlaubet, seine Herrschaft über die Thiere auszuüben. Er kan in seiner Einöde ungestraft beleidiget werden: Er ist ein König, der aus seinem Reiche gewichen ist. Man erkennet ihn nicht mehr dafür, er hat alle seine Vorrechte verlohren.

Doch, woferne man gleich die Wildfänge, als zum Beyspiele, die Chinesischen Bonzen, die Indianischen Braminen, und viele andere Leutscheue Kollerer, die ihr Leben

Leben vor sich in Entzückungen hinbringen, wozu sie GOtt nicht beruffen hatte, mit Rechte als Entlaufene ansehen darf, so sind sie doch eigentlich keine Verwüster der Gesellschaft. Sie sind zu beklagen, aber sie stiften kein Unheil. Der Ursprung der Gesellschaft.

Die eigentlichen Zerstörer der Gesellschaft, sind die Feinde der Religion, denn diese vernichten ihre allervestesten Bande, durch ungezähmte Lüste, und durch Verachtung der geoffenbahrten Wahrheit. Was würden wir von einem Menschen halten, der sich unterstünde, dasjenige öffentlich zu behaupten, was Cartouche seinen Busch-Klopfern im Walde bey Villers-Cotterets weiß machte, nehmlich, man könne ein ehrlicher Mann, ja so gar dem Vatterlande ungemein nützlich seyn, wenn man die Leute ausplündere, woferne man sie nur nicht gar tod schlage. Wir würden sagen, diese Lehre hebet alle Ordnung in der Gesellschaft auf: Und die Sorgfalt des Cartouche für das Leben seiner Lands-Leute ist was höchst ungereimtes, massen die Erlaubniß zu stehlen, dem Todschlage zwey grosse Thore eröfnet: Wer sein Geld vertheidigen will, wird einen Todschlag begehen, und der es rauben will, wird desgleichen thun, entweder um es zu bekommen, oder um sich zu retten. Eben also, und noch schädlicher ist der Wahn derjenigen,

Der Ursprung der Gesellschaft.

welche sich einbilden, es seye nichts daran gelegen, ob man das Herz einer Frau von ihrem Manne abwendig mache oder nicht; und welche, dem Ehestande, der Kinder-Zucht und den Grund-Vortheilen der Gesellschaft zu Trotze, in gedruckten Schriften öffentlich behaupten, David sey nicht deswegen zu schelten, weil er die Bathseba sahe, sondern nur, weil er den Urias tödten liesse. Elende Vernunft-Schlüsse verführen; richtige haben nicht Ansehens genug, daß ihnen jedermann beyfallen sollte: Demnach sind sie entweder gefährlich, oder zu schwach, und wir thun am besten, wenn wir uns zu einer andern Schule halten.

Der Ehestand.

Zweyte Unterredung.

Der Ehestand.

Der Ehestand ist die Wurzel und die Stütze der ganzen Gesellschaft. Ihre Wurzel und ihr Ursprung ist er, weil alle Menschen von einem Manne und von einer Frau hergekommen sind. Ihre Stütze ist er, weil das menschliche Geschlecht untergehen müste, woferne er aufgehoben wür-

würde. Gleich anfänglich wollen wir untersuchen, wie das erste Muster dieser Vereinigung beschaffen gewesen, auf diese Weise werden wir ihre Vortheile und Pflichten desto leichter einsehen. Der Ehestand.

Als GOtt den Menschen aus seiner Einsamkeit zoge, konnte er ihm sogleich entweder viele Frauen, aber auch nur eine geben. Bestünde das Wohl des Menschen und der Vortheil der Gesellschaft auf der Vielheit der Weiber, so würde GOtt den Adam seine Zeit nicht immer mit einer einzigen haben zubringen lassen. Er würde seinen Zustand nicht gleich anfänglich unvollkommen gemachet haben. Da er aber eine einige Gehülfin als hinlänglich für den Adam erachtete, so hat er uns dadurch ein Muster und eine Regel dieses Standes gegeben. Alle diejenigen, welche diese ursprüngliche Einrichtung verändern wollten, haben das beste der Gesellschaft weder befördert noch verstanden.

Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, welche ihr Gutdünken der eingeführten Ordnung vorzogen, und allerley Lehren in Ansehung des Ehestandes behaupteten, dadurch sie entweder einen gewissen Vortheil zu erjagen, oder einige vielleicht mögliche, wenigstens doch angebliche, Unbequemlichkeit zu vermeiden hoffeten.

Der Ehestand.

Der göttliche Plato sahe hell und klar, wie nothwendig es sey, daß alle Weiber gemeinschaftlich seyn müsten. Mahomet und seine Anhänger, deren Religion eigentlich nichts anders ist, als eine gemächliche, und mit einigen leichten äusserlichen Uebungen vermischte Deisterey, sehen noch viel klärer, wie unvermeidlich es sey, daß sich jedweder durch Einsperren und Vorsichtigkeit bey dem Eigenthume seiner Weiber erhalte; ingleichen, daß jedweder drey, ja noch mehrere habe, woferne er sie ernähren kan. Andere Deisten setzen einer rechtmäßigen und öffentlichen Heyrath, noch andere heimliche, und nur auf eine Zeitlang eingegangene, Verbindungen an die Seite: Und nach ihrem Vorgeben leitet sie nichts anders auf diese Erfindung, als die reine Vernunft. Und wie vielerley andere Einfälle giebet es nicht, welche alle der Vernunft und der klaren Erfahrung gemäß seyn sollen!

Was uns betrift, mein wertheſter Chevalier, so wollen wir den Ruhm der Vernunft nicht im Erfinden und Vorschreiben neuer Lehren suchen, sondern darinn, daß sie die bereits vorgeschriebene Regel beobachte, und daß sie die Vereinigung zwischen Mann und Frau, auf eine dem Willen des Einsetzers gemässe Weise vornehme.

GOtt

GOtt legte gleich anfänglich dem Manne die Schuldigkeit auf, seine Frau zu lieben, und ihr getreu zu bleiben; er erleichterte ihm diese Pflicht, indem er ihm seine Frau als einen Theil von sich selbst darstellete: Dieses alles that er nur deswegen, um ihre Gesellschaft mit der Einigkeit, mit einer guten Kinder-Zucht, mit vorsichtigen Anstalten, getreuem Rathe, liebreicher Aufmunterung, und nöthigem Wechsel-Beystande in allen Fällen, zu beglücken. Deswegen wollte er, die Frau sollte gleich bey ihrer Schöpfung eben das seyn, was sie künftig in der Gesellschaft ihres Mannes bleiben sollte; und gleichwie sie in der That Bein von seinem Bein, und Fleisch von seinem Fleische war, also sollten auch künftig sie beede nur eines ausmachen. Der Ehestand.

Also ist der erhabene Begriff beschaffen, den uns die Schrift von dem Ehestande giebet: Durch diese Erzehlung von seinem Ursprunge zeiget sie uns die Vortreflichkeit und Beständigkeit desselbigen. Diese leztere ist dermassen groß, daß der Mann eben so wenig mit seiner Frauen, als mit sich selbst brechen muß. Jene aber ist dermassen ausnehmend, daß diese Verbindung alle andere Verbindungen übertrift, und daß ein Mann seiner Frauen mehr anhangen muß, als seinem leiblichen Vater.

In den folgenden Zeiten führete das

Der Ehestand.

Beyspiel des Lamechs, eines Nachkommlings von Cain, gleichwie auch die Begierde seinen Stamm fortzupflanzen, oder eine zahlreiche Nachkommenschaft zu haben, fast überall die Vielheit der Weiber ein, benebst der Freyheit sich zu scheiden.

Vielheit der Weiber, warum sie den Erz-Vättern erlaubet gewesen?

GOtt hielte nicht für nöthig die Erz-Väter, als welche in diesen Gebräuchen auferzogen waren, einem strengeren Gesetze zu unterwerfen. Er vertrauete ihnen zwar seine Verheissungen: Aber er bestimmete sie nicht, das menschliche Herz zu verbessern, noch die ursprüngliche Ordnung wieder einzuführen. Dieses wichtige Werk war für seinen Sohn, für sein Wort, aufgehoben, dieser sollte der Verbesserer des menschlichen Geschlechtes seyn, gleichwie er der Urheber desselbigen war. Kraft seines Amtes hube der Heyland die Freyheit auf, sich nach Belieben zu verbinden und zu scheiden; er brachte den Ehestand wieder zu der Einigkeit seiner ersten Einsetzung, und benahm dem Menschen das Vermögen zu trennen was GOtt zusamm gefüget hatte.

Die wenigen Worte, die ich aus dem alten und neuen Testamente angeführet habe, halten mehr Wahrheiten in sich, und ertheilen der Gesellschaft mehr wahre Glückseeligkeit, als alle Lehr-Begriffe der Weltweisen, und alle politische Abhandlungen

lungen vom Ehestande. Alle Vernunft-Schlüsse, und alle Einrichtungen, die man in diesem Stücke vorgenommen hat, zielen vielmehr darauf ab, wie sie einem oder dem andern, der vor seine Person keinen Zwang leiden will, schmeicheln, als wie sie dem menschlichen Geschlechte Ordnung, Ruhe und Wohlstand schaffen wollen. Nur der Urheber der Gesellschaft allein, kan ihrs Beschaffenheit und ihre wahre Glückseligkeit auf einmahl in Sicherheit setzen, indem er dem Manne aufleget, nur eine Frau zu haben, und unzertrennlich mit ihr vereiniget zu bleiben. Die verdorbene Vernunft und die Begierde, woferne sie anderst zwey besondere Dinge sind, suchen durch ihre Einfälle allerley einzelne Vortheile zu erhaschen, die sich niemahl weit erstrecken, und sie verabsäumen darüber die allerwesentlichsten, und die sich am weitesten ausbreiten. Der Ehestand.

Es kan seyn, daß die unzertrennliche Ehe zwischen einem einigen Mann und einer einigen Frau, einiger Bitterkeit, einigen Nachtheil für eine Person insbesondere verursachen kan: Aber was den allgemeinen Nutzen betrift, den das menschliche Geschlecht von dieser Einrichtung geniesset, ist sie allen übrigen weit vorzuziehen. Vernunft und Erfahrung lassen an ihr die Weisheit desjenigen bemerken, welcher diese

Der Ehestand.

diese Ordnung eingeführet, und wieder hergestellet hat, indem sie die stärkeste Vermehrung, des menschlichen Geschlechtes, und die grösseste Ruhe in der Haushaltung verschaffet.

Man hat bemerket, daß die Zahl der Knaben und Mädchens, die aus jeder Ehe gezeuget werden, aller Orten einander ziemlich gleich seye. Nehmen gleich die Kriege, die Reisen und die schwehre Arbeit, eine gute Anzahl junger Manns-Personen frühzeitig weg; so sterben doch, wie es scheinet, von dem andern Geschlechte noch mehrere, theils wegen der schwachen Leibes-Beschaffenheit der Jungfern, theils wegen der gefährlichen Umstände, welchen die Frauen bey der Geburt, ingleichen bey Veränderung ihrer Milch unterworfen sind, im Falle sie die Kinder durch fremde Personen stillen lassen. Wir können also die beederseitige Zahl kecklich als gleich annehmen.

Gesezt, es wären jetzo nicht mehr als hundert Junggesellen, und eben so viele Jungfern in der Welt. Was bey dieser kleinen Zahl geschehen muß, das wird bey dem ganzen menschlichen Geschlechte nicht weniger gewiß seyn. Bey dem Verheyrathen junger Leute, kan man es entweder bey der ersten Einsetzung bewenden lassen, oder man kan einem nachhero aufgekommenen

menen Begriffe folgen. Wir wollen sehen was gutes oder schlimmes daraus entstehen müßte, wenn wir uns nach dem Gebrauche der Morgenländer richten. Zwanzig von den Junggesellen, welche durch ihren Fleiß sich Ehre gemachet, und das Recht erlanget haben, was ihnen ihre eigene Stärke, oder die Einwilligung der übrigen giebet, heyrathen jedweder drey Frauen. Man muß es als eine Mässigung und Höflichkeit ansehen, daß sie nicht noch mehrere nehmen. Zehen andere, die nicht so vermögend noch vornehm sind, behalten jeder zwey vor sich. Nun bleiben noch siebenzig Junggesellen und zwanzig Jungfern zu verheyrathen übrig. Wenn nun zehen, die zwar ärmer als die vorigen, doch aber im Stande sind, eine Frau zu ernähren, sich mit einer begnügen, so bleiben sechzig Manns- und zehen Weibspersonen übrig. Man sehe sie beederseits als Leibeigene an, und verheyrathe sie gar nicht, oder man überlasse sie einer Gemeinschaft ohne Regeln. Es giebet Leute, welche diese Einrichtung für billig genug ansehen werden, woferne sie nur vortheilhaftig ist. Wir wollen immerhin den Anfang bey dem Vortheile machen, und hernach erst sehen, was die Schärfe der Billigkeit, und was die blosse Leutseeligkeit erfordere.

Der Ehestand.

Der

Der Ehestand.

Der Haupt-Vortheil, den man hier suchet, besteht in der grossen Menge der Kinder. Die Erfahrung lehret bey den Morgenländern, welche drey Frauen haben, daß der Mann zum höchsten drey bis vier Kinder von einer bekommet. Jacob hatte nur 13. von seinen vier Frauen. Doch wir wollen auf jede fünf rechnen. Dieses beträgt 15. Kinder für drey Frauen in einer Haushaltung. Für die zwey, die ein Mann hat, rechne ich zwölf Kinder, sechs auf jede; und achte auf jede Frau die einen Mann vor sich alleine hat. Die übrigen, die in einem unbeständigen Zustande leben, werden entweder gar keine, oder doch sehr wenige Kinder haben. Es ist viel, wenn sie bey ihrer unordentlichen Lebensart, eine reine Milch behalten, und wenn jede zwey Kinder aufbringen kan. Es geben also die besagter massen vertheilte Weibespersonen.

1) Die 60. welche zu den 20. vornehmsten Haushaltungen gehören;	60. mahl	5. Kinder
oder überhaupt vor 20. Haushaltungen,	20. mahl	15.
das ist	300. Kinder.	

2) Die

2.) Die 20. welche die 10. Haushaltungen vom zweyten Range ausmachen, haben { 20. mahl 6. Kinder, } Der Ehestand.
oder überhaupt für 10. Haushaltungen { 10. mahl 12. }

das ist 120. Kinder.

3) Die zehen vom dritten Range { 10. mahl 8. Kinder. }

das ist 80. Kinder.

4) Die zehen, die im unordentlichen Zustande leben { 10. mahl 2. Kinder. }

das ist
20
80
120
300

Ganze Summe aller Kinder 520

Es ist klar, daß bey dieser Austheilung derjenige die zahlreicheste Nachkommenschaft bekomme, der die meisten Weiber hat, und hingegen derjenige die schwächeste, der nur eine Frau hat; weswegen es scheinet, daß in dem leztern Falle die Vermehrung gehindert werde. Doch es befindet sich viel anders.

Wir wollen nunmehro annehmen, die hundert Junggesellen nähmen jedweder eine

Der Ehestand.

eine von den hundert Jungfern, die sich auf dem ganzen Erdboden befinden. Dieses ist eben die Ordnung und eben der Fall, worinn Adam sich befande, als welcher die einzige Frauens-Person heyrathete, welche damals auf dem Erdboden war.

Von diesen Frauen werden einige achtzehen bis zwanzig und noch mehrere Kinder bekommen; einige vierzehen oder funfzehen; einige neun oder zehen; einige weniger. Damit wir einen sichern Ueberschlag machen können, wollen wir eines in das andere rechnen. Wir wollen denen, welche die meisten Kinder haben, neun bis zehen wegnehmen, und denen, welche am wenigsten haben, zwey bis drey zulegen. Auf diese Weise bekäme jedwede zehen bis zwölfe. Wir lassen es aber bey neunen, ja bey achten bewenden, um desto gewisser zu gehen. Die hundert Frauen werden zum wenigsten achthundert Kinder haben. Es kommen demnach zwey hundert und achzig, ja vielleicht um die Helfte mehr heraus, als bey der Vielweiberey, wenn man annimmet, daß sie in beeden Fällen sämtlich am Leben bleiben. Folglich, ob gleich die Vielweiberey mehr Kinder in eine Haushaltung schaffen kan; welches zwar der Hauptwunsch einiger vermeynten Weltweisen nicht zu seyn scheinet, so verschaffet sie doch, dem menschlichen Geschlechte überhaupt, weit weniger, welches

der

der unlaugbaren Absicht GOttes ganz zuwider lauft. Es giebt auch jedermann zu, daß die Vermehrung des menschlichen Geschlechtes die Absicht des Ehestandes sey. Warum unterstehet man sich also, die ursprünglich eingesetzte einfache Ehen zu tadeln, welche doch die Vermehrung weit ansehnlicher befördern, und warum will man die Gemeinschaft oder Vielheit der Weiber für besser halten, da sie dem menschlichen Geschlechte so viele Kinder entziehen? Der Ehestand.

Damit wir alle Gelegenheit zu vergeblichen Gezänke abschneiden, so wollen wir nur bemerken, daß keine von den Frauen, die nebst zwey oder drey andern, nur einen Mann hat, so viele Kinder habe, als sie bekommen würde, falls sie einen Mann vor sich hätte. Ueber dieses, werden diejenigen, die in einer viehischen Gemeinschaft leben, bekannter massen, weit weniger fruchtbar, oder wohl gänzlich unfruchtbar seyn. Es ist folglich eine durch die gemeine Erfahrung bekräftigte Wahrheit, daß hundert nach morgenländischer Weise verheyrathete Frauen, dem menschlichen Geschlechte, in welchem sich nur hundert Manns-Personen befinden, weniger Kinder geben, als wenn sie, jedwede an ihren eigenen Mann, verheyrathet wären.

Der Ehestand.

Der allgemeine Nutzen, welcher das Nachforschen wahrer Weltweisen ohne Zweifel verdienet, giebt bis hieher einen starken Beweg-Grund zum Vorzuge der einfachen Ehen. Allein es muß alles übereinstimmen, und vielleicht wird dieser Vortheil durch allzugrosse damit verknüpfte Beschwehrlichkeiten wieder vernichtet. Man muß also die Vortheile und Beschwehrlichkeiten bey beederley Ehen gegeneinander überschlagen.

Wir wollen den Lamech in seinem Gezelte besuchen, und sehen, wie er mit seinen beeden Weibern Ada und Zilla lebe. Er ist der erste so dieses Beyspiel gegeben hat. Vermuthlich hat er die Folgen dieser neuen Verbindung zum voraus reiflich überleget. Hat er wohl die Vortheile erhalten, die er sich einbildete?

Ich sehe in dieser Haushaltung keine Einigkeit, weder in den Absichten, noch in den Neigungen; wohl aber Eifersucht und Zank zwischen beeden Weibern; List, Klatschereyen und Verleumdungen, womit eine die andere bey dem Manne anzuschwärzen suchet; Haß und Schlägereyen unter den Kindern, die sich ihrer Mütter annehmen; Verdruß und Betrübniß für den Hauswirth. Er scheuet sich in seine eigene Wohnung zu tretten. Denn sie stehet unaufhörlich in vollem Feuer. Alle Tage wer-

werden neue Klagen angebracht, oder ein verächtliches Stillschweigen voll innerlichen Grimmes beobachtet, oder es bricht der Haß in ein unerträgliches Lärmen und Toben aus. Aus einem Haus-Vater wird er zu einem Haus-Richter, und das Gegen-Mittel, wozu er sich genöthiget hält, ist für ihn noch betrübter als das Uebel selbst, davon er sich befreyen will, indem er diesen innerlichen Krieg nicht anders dämfet, als durch den Tod der unbändigsten Aufrührer. Der Ehestand.

Wenn im Gegentheile, eine einfache Ehe, nach kluger Erkundigung und genugsamer Gewißheit wegen der Gemüths-Neigungen beeder Braut-Leute getroffen wird, so führet sie die Einigkeit der Absichten, der Gemüther und der Entschliessungen mit sich, eines giebt dem andern nach, sie wissen von keinem Streite, und haben mit einem Worte, das vergnügteste Leben von der Welt. Dahero sind einfache Ehen ohne Vergleichung besser als die Vielweiberey, nicht nur, weil sie das menschliche Geschlecht stärker vermehren, sondern auch, weil sie die Ruhe der einzelnen Haushaltungen unterhalten.

Es würde diese Wahrheit noch weit begreiflicher werden, wenn ich der Beschreibung von dem Zustande vielfacher Ehen, noch eine Vorstellung beyfügen wollte, von

Der Ehestand.

den Schandthaten und von dem Unglücke, das sie unter dem menschlichen Geschlechte nothwendiger Weise verursachen. Man stelle sich vor, daß die Helfte desselbigen, das ist, alle Frauens-Personen durch das in sie gesetzte allgemeine Mißtrauen beschimpfet, auf ihre ganze Lebens-Zeit eingesperret, und genöthiget werden unaufhörlich mit Personen ihres Geschlechtes umzugehen, gegen welche sie die stärkeste Ursachen des Hasses zu haben vermeynen; endlich, daß sie wie unglückseelige Gefangene dem Belieben einer kleinen Anzahl unvernünftiger Menschen unterworfen sind, welche sich diese verhassete Vielheit nicht anders als durch Mauern und Wächter verschaffen können.

Man stelle sich vor, daß auf der andern Seite die Helfte der Manns-Personen den weisen Gesetzen der Natur entsagen müsse, entweder weil es ihnen unmöglich fället, eine ehrliche und treue Gehülfin zu finden, oder weil sie durch die gewaltthätigen Anstalten, womit die eigenmächtigen Besitzer, ihre Weiber vor den Unternehmungen derer, die keine haben, verwahren, daran verhindert werden.

Doch ich würde ihre Bescheidenheit durch die Erzählung dieser Abscheulichkeiten beleidigen; da die blosse Vorstellung davon nichts als Aergerniß bringet, wie vielmehr

ist

ist die Sache selbst der ersten Einrichtung des Schöpfers, und allen Begriffen der Menschlichkeit zuwider? demnach hat das Evangelium die Ordnung wieder in die Gesellschaft eingeführet, weil es diese schändliche Raubereyen unterdrückte. Der Ehestand.

Nebst den verschiedenen Einrichtungen des Ehestandes, welche nach Beschaffenheit der Zeit und Ortes durch menschliche Anstalten einige beständige Gestalt bekommen haben, sind noch zwey andere Gesellschaften, in welchen man keine andern Gesetze, als den Eigenwillen erkennet, ohne die Beschimpfung der Anverwandten, noch den Schaden des ganzen menschlichen Geschlechtes, zu achten. Ich verstehe darunter die unerlaubte Verständnisse, in welche man sich mit verheyratheten und ledigen Personen einlässet. Sollen wir dergleichen Zusammenhang, der Vernunft und dem gemeinen Besten zuwider, mit dem Namen einer Gesellschaft beehren? da er doch die grösseste Unordnung ist, und durch die willkührliche Einfälle eines viehischen Triebes entstehet, der auf nichts als auf sich selbst siehet. Der Ehebruch und die Hurerey.

Ich verlange die Frage nicht aufzuwerfen, ob der Ehebruch, und der verbottene Umgang zwischen ledigen Personen die Gesellschaft verunstalte und vergifte; noch ob diese ohne alle Ueberlegung angezettelte Verbindun-

Der Ehestand.

bindungen demjenigen zur Schande gereichen, welcher das Ebenbild GOttes auf Erde vorstellen, nichts als Gutes stiften, und die Ordnung erhalten solle? Jedermann ist in seinem Gewissen überzeuget, daß es nicht nöthig sey, eine an sich klare Sache vor etwas zweifelhaftiges anzusehen, es seye dann, daß er sich selbst einen blauen Dunst vor die Augen machen wolle, den ihm die spitzfindigen Einfälle der Eigen-Liebe an die Hand geben. Aber eine andere, und ihrer Schwierigkeit unerachtet, der Untersuchung wohl würdige Frage ist, wer der Gesellschaft mehr Schaden zufüge, ob derjenige, welcher eines andern Frau verführet, oder derjenige, welcher eine ledige Person besuchet, und doch den Zustand der Kinder, vermittelst einer rechtmäßigen Verbindung auf keinen gewissen Fuß setzen will?

Wie unrecht der Ehebruch sey?

Wir halten mit Rechte und dem Urtheile aller Völker gemäß, den Ehebruch vor das allerstrafbareste Laster, nur den Mord allein ausgenommen, weil er unter allen Raubereyen die ärgeste, und eine Beleidigung ist, woraus Mord und das entsetzlichste Unglück entstehen kan.

Die andere Art eines unerlaubten Verständnisses, verursachet gemeiniglich kein so grosses Aufsehen als der Ehebruch. Das Uebel so der Gesellschaft dadurch zugefüget wird, fället nicht so stark in die Augen,

unter

unterdessen ist es eben so wohl würklich vorhanden, und wiewohl es von einem geringern Grade der Bosheit herrühret, so ziehet es doch vielleicht schädlichere Folgen nach sich, als jener. Ob ihm würklich also sey, das wollen wir jetzo untersuchen. Der Ehestand.

Der Ehebruch ist zwar eine Vereinigung zweyer verderbten Herzen voll Ungerechtigkeit, zweyer niederträchtigen Seelen, die einander verabscheuen sollten, indem zwey Spitzbuben einander destoweniger gutes zutrauen, je genauer sie einander kennen. Der Ehebruch kan denen daraus erzeugten Kindern ungemein viel schaden; sie dürfen von einer Frau, die sie nicht ohne Unruhe oder ohne Vorwurf ihrer begangenen Untreue ansehen kan, keine mütterliche Liebe erwarten; noch weniger eine genaue Aufsicht über ihre Aufführung, da sie selbst keine Aufführung mehr hat, und an der Tugend keine Lust findet. Doch, so groß als diese Unordnungen sind, so wenig leidet die Gesellschaft äusserlich darunter, im Falle das Uebel verschwiegen bleibet. Die Kinder haben doch zu leben, und geniessen nichts destoweniger eine Art einer anständigen Auferziehung. Aber mit der flüchtigen Vereinigung zweyer ledigen Personen hat es eine ganz andere Bewandniß.

Wozu sind denn eigentlich die Lockungen bestimmet, welche die Mannsperson anreizen? Hurerey schadet dem Staate.

Der Ehestand.

tzen? zu welchem Endzwecke ist das Vergnügen gemacht? warum hat zum Beyspiele, der Schöpfer den Nahrungs-Mitteln, welche der Mensch geniessen solle, einen angenehmen Geschmack beygeleget? warum befindet jedweder einen Trieb bey sich, mit seinem Nächsten Unterredung zu pflegen? empfände er keine Lust dabey, so möchte er sich in seinen Untersuchungen vertiefen, und darüber die Bedürfnisse des Leibes vergessen, oder der Gesellschaft sich entziehen, zu deren Dienste ihn GOtt bestimmet hatte. Das Vergnügen ist ein dringender Mahner, welcher die Vernunft erinnert, wovon sie gedenken solle, hingegen weis diese, wie kostbar die Zeit und die Gesundheit sey. Sie lässet das Vergnügen des Umganges und der Tafel die Gränzen der Nothdurft nicht überschreiten, sie lässet sich diese Reizungen keinesweges übermeistern, sondern im Gegentheile herrschet sie über dieselbigen.

Eben also ist es auch mit den übrigen und ins besondere mit denen beschaffen, welche GOtt mit der ehelichen Gesellschaft verknüpfen wollte. Ihr Endzweck ist die Vermehrung des menschlichen Geschlechtes zu befördern, und dieser wird zufolge der göttlichen Einsetzung würklich erhalten, woferne besagtes Vergnügen seiner Regel unterworfen bleibet. Aber unordentliche Verbindungen gereichen zum Untergange der

Frucht-

Fruchtbarkeit und zur Schande der Gesellschaft. Der Ehestand.

Erstlich vernichten sie die Fruchtbarkeit. Ledige Frauens-Personen, welche ihre Schuldigkeit nicht beobachten, sind nicht sehr begierig Mütter zu heissen, werden es auch nicht leicht; oder wenn es ja geschiehet, so ist ihnen vor nichts so angst als vor den Früchten ihrer Handlungen. Man siehet mit gröstem Verdrusse, daß diese unglückseelige Kinder an das Licht kommen, nicht anders als ob sie kein Recht dazu hätten. Man schämet sich deswegen, man weis nicht wie man ihrer loß werden solle, und man kommet entweder ihrer Geburt durch mörderische Mittel zuvor, oder man tödet sie gleich bey ihrem Eintritte in die Welt; man leget sie weg, oder man scheidet Eltern und Kinder durch eine gewisse Dunkelheit von einander, welche verhindert, daß sie sich jemahls kennen. Aus der ganzen Menge dergleichen auf ein Gerathewohl ausgestreueter Kinder, entstehet ein niederträchtiger Pöbel, ohne Erziehung, ohne Vermögen und ohne Wissenschaft. Kein Mensch nimmet sich ihrer an, kein Mensch will sie kennen. Die ausgelassene Freyheit, worinn sie allezeit gelebet hatten, läsfet sie nothwendiger Weise ohne Unterricht, ohne Ordnung und Aufführung. Zuweilen wird der Verdruß und die Verzweif-

Der Ehestand.

lung Herr über sie, und verleitet sie zu den schröcklichsten Unthaten.

Das allergeringste Uebel, das diese unerlaubte Liebe stiftet, ist, daß sie das Land mit unglücklichen Einwohnern anfüllet, welche zu Grunde gehen, weil sie keine Stütze finden, welche der Gesellschaft schlechten Vortheil bringen, und von jedermann verachtet werden.

Daher ist dem Wachsthume und der Ruhe der Gesellschaft nichts schädlicher, als die Lehre und der übel berüchtigte ehelose Stand gewisser angeblichen, aber unächten, Weltweisen, welche so viel Gehör finden, und von nichts anders als vom Besten der Gesellschaft reden, da sie doch in der That ihren Grund umgraben. Hingegen ist dem gemeinen Besten nichts verträglicher als die Lehre des Glaubens, welche den ledigen Stand nur sodann für gut hält, wenn er seine Anhänger vollkommener und geschickter machet andern desto kräftiger zu dienen, und welche den Vornehmen sowohl als den Geringen die Vortreflichkeit des Ehestandes einschärfet, um sie sämtlich in diese heilige und aller Ehren würdige Gesellschaft zu bringen; weil mit einem Worte nur sie allein Mühe und Fleiß anwendet die Kinder aufzusuchen, zu ernähren und zu unterrichten, welche ein mehr als viehischer Unsinn gänzlich verlassen hatte.

Was

Was hat wohl ein Mensch für Absichten, der es mit der Weiber-Gemeinschaft des Plato, oder mit dem ehelosen Stande des Epicurus hält? er verlanget von allen Sorgen, Ausgaben, Einrichtungen und von allem Zwange befreyet zu seyn; das ist, die Gesellschaft soll ihme alles zu gefallen thun, er aber will ihrentwegen keine Hand rühren. Der Ehestand.

Wir wollen doch die Gründe dieser erhabenen Weisheit anhören, welche bessere Einsichten hat, als die Religion, und welche an der Offenbahrung ungemein viel zu verbessern findet. Die Anhänger des Epicurus halten sich keinesweges für unnütze Mitglieder. Ich habe sie hören vorgeben, daß ihre Verbindungen nicht allezeit unfruchtbar wären, und daß in einem Lande allerley Leute seyn müßten: Wenn gleich der Staat wohlerzogene Einwohner zu haben wünschte, so wäre ihm doch auch lieb, wenn er einige hätte, welche sich recht gut auf das Ausklopfen der Kleider und auf das Schuhputzen verstünden.

Ich lobe ihre Aufrichtigkeit, nach welcher sie eingestehen, daß die Geburt und die Auferziehung grosser Herren, ingleichen aller derjenigen, welche ihre Stelle mit Ehren bekleiden, die glücklichen Früchte einer ordentlich eingegangenen Ehe seyen. Aber ich muß es ihnen verweisen, daß sie die Fortpflanzung des heillosesten Gesindels unter

Der Ehestand.

unter ihre Berufs-Verrichtungen rechnen. Dieses Anmassen ist nicht nur ungegründet, sondern auch ungerecht: Sie schreiben sich eine Ehre zu, die gröstentheils nicht ihnen, sondern den viehischen, unbändigsten und unvernünftigsten Auswürflingen des menschlichen Geschlechtes zukommet. Hieraus folget, die Gesellschaft seye ihnen nicht den geringsten Dank dafür schuldig, daß sie ihre Ausschweifungen, zur Ungebühr, Weltweisheit nennen, weil sie sich gegen eine zügellose und unbesonnene Aufführung niemahls zu einiger Dankbarkeit verpflichtet hält.

Die Erfahrung lehret, daß das beste des menschlichen Geschlechtes so wohl, als das Wort GOttes, und gleich, als aus einem Munde, keine andere als einfache und unzertrennliche Ehen verlange, weil mit der Festigkeit der Bande, auch zugleich die Neigung einander ehrerbietig zu begegnen, in allen Fällen beyzustehen, ja überhaupt die Hochachtung, die Freundschaft, die Klugheit, die Ausübung aller Tugenden, die Zuversicht und das Vertrauen wegfället, worauf die Dauerhaftigkeit eines jedweden Standes sich gründet.

Worzu die Eigenschaften des Mannes und der Frauen helfen?

Weil GOtt seine Absicht auf die unschätzbare Folgen dieser Vereinigung richtete, so erleichterte er die Erfüllung ihrer Pflichten durch den Unterscheid der Eigenschaf-

schaften, welche er dem Manne und der Frauen mittheilete. Dem Manne gab er den Titel eines Hauptes, eines Regierers und Beschützers der ganzen Haushaltung. Damit er im Stande seyn möchte, durch die Früchte seiner Arbeit, und durch unermüdete Vorsorge, seine Angehörige glücklich zu machen, bekam er einen vortheilhaftigen Leibes-Wuchs, eine ansehnliche Gestalt, starke Glieder, und eine Lust zur Arbeit, die keinen Müssiggang verträget. Um dieser Ursache willen, suchet er gleich in der Jugend seine Lust an starker Bewegung, und an Uebungen, welche Müdigkeit verursachen. Haben die Jahre seine Triebe und seinen Verstand zur Reife gebracht, so scheinet er stiller zu seyn. Aber man betrachte ihn nur in dieser anscheinenden Gelassenheit. Er brennet von einem innerlichen Feuer. Ganz richtig denket er auf einen Anschlag, ja er ist wohl gar schon im Begriffe ihn auszuführen. Er hat Verrichtungen ausserhalb seines Hauses; Er muß auf alles Achtung geben, und sehen, wie es allenthalben stehe; Er muß für den Ueberfluß und für die Sicherheit seines Hauses sorgen. Bald hilft er dem Schaden der unordentlichen Witterung ab: Bald der Baufälligkeit seiner Gebäude. Unterbricht er etwa seine Arbeit durch einige Ergözungen, so liebet er diejenigen am wenigsten, wobey man am mei-

Der Ehestand.

Der Ehestand.

meisten sitzen muß. Er machet sich lieber eine Bewegung zu Pferde oder zu Fusse, er schläget lieber Ball, gehet auf die Jagd, oder fischet. Seine Ergötzlichkeiten bestehen in lauter Leibes-Uebungen. Die Bewegung erhält seine Stärke und Gesundheit. Er gleichet den Bäumen, die im Schatten verderben, und in freyer Luft gut fortkommen. Seine sämtliche Neigungen, und seine ganze Beschaffenheit unterhalten die ihm höchst-nützliche Behändigkeit, und machen ihn geschickt sein Vermögen und sein Haus in Aufnahme zu bringen, entweder durch eine rechtmässige Vertheidigung, oder durch das Fortsetzen einer einträglichen Arbeit.

Die Frau ist zu ganz andern Dingen bestimmet, und ihre Eigenschaften treffen mit ihrer Bestimmung offenbar überein. Wiewohl sie, als ein vernünftiges Geschöpfe, gleich ihrem Manne, und gleich dem ganzen menschlichen Geschlechte ihren Antheil an Beherrschung des Erdbodens hat; so bekleidet sie doch die zweyte Stelle im Haus-Wesen. Sie ist ihrem Manne unterthan; Sie ist seine Gehülfin, aber sie ist eine Gehülfin die ihme ähnlich ist. Sie hat im Hause zu befehlen, nicht nur aus eigener Macht, sondern auch aus der Macht, die ihr der Mann giebet. Allein sie bekame nicht eben das Maas der Stär-

ke und Behändigkeit als er. Dieses geschahe aus weiser Vorsichtigkeit, damit sie geringere Sorgen übernehmen, und die innerlichen Geschäfte der Haushaltung veranstalten möchte, indem der Mann mit den äussern zu thun hat. Damit ihr Beystand dem Manne allezeit wehrt, und ihre Gegenwart dem ganzen Hause angenehm bliebe, versahe sie der Schöpfer mit Freundlichkeit und Anmuth. Man gehorchet ihr, weil man sie liebet: Wenn aber die Sanftmuth und die milden Neigungen, welche ihr äusserliches Ansehen zeiget, mit der Zeit und durch Ueberlegung, zu ihrer herrschenden Eigenschaft werden, so gehorchet man ihr ohne Ausnahme, weil sie nicht nur Liebe, sondern auch Hochachtung verdienet. Der Ehestand.

Der Mann hat zwar mehr gebieterisches an sich, allein das Ansehen der Frau ist nicht weniger vortheilhaftig und nicht weniger kräftig. Sie übet es aus, indem sie sich nach dem eigentlichen Zustande aller, auch der geringsten Haus-Geschäfte erkundiget, und ihre Einsicht in allen Stücken unentbehrlich machet; ferner, durch wohl überlegten Beyrath, oder gemässigte Erinnerungen; zuweilen durch blosses Stillschweigen. Sogar ihren Thränen fehlet es nicht an Nachdruck. Doch ihre grösseste Gewalt erhält sie vermittelst ihrer Sanftmuth und Tugend.

Die

Der Ehestand.

Die Schönheit und schwache Leibes-Kräfte, welche eine Frau von Natur zur Eingezogenheit und zum Stillesitzen veranlassen, überheben sie keiner andern als der starken Arbeit. Sie würde sich die Annehmlichkeiten zum Schimpfe achten, die sie zum hölzernen Bilde machen wollten, das weder Arme noch Beine rühren kan; oder zu einem Oel-Götzen, den man deswegen hinstellet, damit er ohne Unterlaß gepriesen und verehret werde. Gleichwie sie an der Ehre der Herrschaft Theil nimmet, also nimmet sie auch Theil an den Sorgen die selbige verursachet. Wiewohl ihre Gänge und ihre Anstalten in einem engern Bezirke bleiben, und auf geringere Sachen zielen, als des Mannes, so währet doch ihre Beschäftigung unaufhörlich, und bleibet unaufhörlich nöthig. Sie lässet einkaufen, was man täglich bedarf. Sie besorget die Auszahlungen, die Austheilungen, die Wohlanständigkeit, die Rang-Ordnung, und die Reihe der ordentlichen Geschäfte im Hause. Ihre Gegenwart unterrichtet und belebet alles. Ihrer Scharfsichtigkeit entgehet zwar kein Fehler, sie ahndet aber nicht alles, was tadelnswürdig wäre. Sie begnüget sich, daß man merke, ihr Stillschweigen sey keine Würkung der Unachtsamkeit, sondern einer Mässigung. Das ganze Hauß muß

sich

sich nach ihrem Ausspruche richten. Sie weis, daß ihre Verweise bald allen Nachdruck verliehren müssen, wenn sie zu häufig angebracht würden, und daß sie hingegen desto stärkere Würkung thun, je seltener sie sind. Aber ihre Blicke erhalten jedermann in seiner Schuldigkeit, ob sie gleich nichts wildes und gezwungenes an sich haben: Ihre Gedult erwecket eine solche Ehrfurcht gegen sie, daß sie vermittelst eines aufgeräumten und allezeit freundlichen Wesens, dasjenige versüssen muß, was eine dermassen unaufhörliche Wachsamkeit, strenges und widerwärtiges an sich haben würde. Der Ehestand.

Wiewohl Ordnung, Reinlichkeit und ein friedliches Betragen, welches alles sie im ganzen Hause erhält, an sich selbst schon grosse Vortheile sind, die ihr zum billigen Ruhme gereichen; so hat sie dennoch eine andere Absicht dabey. Sie suchet alles zu einem weit wichtigern Endzwecke einzuleiten, nähmlich zum Vergnügen ihres Mannes. Vor allen Dingen trachtet sie dahin, daß er bey seiner Rückkunft nach Hause, von der überstandenen Arbeit unbekümmert ausruhen könne, und nicht erst allerley Klagen anhören, und Streitigkeiten schlichten müsse, die ihm grössern Verdruß machen, als die beschwehrlichste Arbeit. Bey seinem Eintritte findet er alles in Ordnung. Sie will,

Der Ehestand.

daß er nebst der Ordnung auch Einigkeit und ein munteres Wesen in seinem Hause sehe. Dieses ist das sicherste Mittel ihm seine eigene Wohnung angenehm zu machen: Und wenn sie nothwendiger Weise, entweder einen billigen Haushaltungs-Vortheil, oder die Beybehaltung des Haus-Friedens wählen muß, so wird sie allemahl nach dem lezten greifen. Sie lässet einige geringe Vortheile gerne fahren, und betrachtet den Frieden als den allergrösseſten Gewinnst.

Wenn es die unumgängliche Nothwendigkeit erfordert, daß der Hauswirth eine wichtige Sache, oder einen vorgegangenen Zufall erfahren muß, so besetzet sie die Zugänge. Sie verhindert, daß ihm keine unbescheidene Zunge dasienige vorsage, was ihme Verdruß bringen kan. Sie suchet ihm die verdrießlichen Nachrichten glimpflich beyzubringen, und ohne daß er darüber entrüstet, oder dadurch gekränket werde. Sie benimmet ihnen nicht allein ihre Bitterkeit nach Vermögen, sondern, sobald die Sache genugsam überleget, und die Gegen-Anstalten beschlossen worden, lenket sie das Gespräche geschicklich auf etwas anderes, und unterbricht eine allzutraurige Unterredung, und alle unnütze Wiederhohlungen. Sie träget ihm andere, ebenfalls nöthige Sachen vor, und bringet auf diese Weise sein

sein Gemüthe allgemach von einer Vorstellung ab, die unerträglich wird, wenn sie die Gedanken ganz allein beschäftiget. Sie giebet ihme unvermerkt die Heiterkeit wieder, die einem Menschen eben so nöthig fället, als die Gesundheit selbst. Der Ehestand.

Wiewohl sie ihre Gespräche klüglich abzuwechseln weis, so vermeidet sie doch alles gezwungene Wesen. Sie bleibet allezeit offenherzig und aufrichtig. Doch so weit treibet sie die Freymüthigkeit niemahl, daß sie sich alle Fragen für erlaubet hielte. Vielweniger gebrauchet sie die gefährliche Kunst, ihrem Manne etwas auszulocken, was er verschwiegen halten wollte. Sie verfluchet eine solche hinterlistige Spitzfindigkeit, die nichts als Unglück anrichtet. Sie hütet sich auf das äusserste, durch eine unzeitige Begierde alles zu wissen, oder durch unbescheidenes Tadeln, ein Mißtrauen bey ihm zu erwecken, vielmehr bemühet sie sich, daß er keine andere Neigung an ihr bemerken möge, als diese, daß sie ihm suche das Leben zu versüssen, und ihn aller Sorge so viel möglich zu überheben. Diese Begierde blicket aus ihrer ganzen Aufführung hervor, sie belebet ihre vorsichtige Anstalten sowohl, als ihr Stillschweigen und ihre Gespräche, und sie machet ihre Gesellschaft allerdings höchst angenehm. Der Mann ist in der That glücklich, weil man sich im Ernste, und in allen

Der Ehestand.

Stücken bemühet, daß er es seyn solle. Er wird weder durch Verweise, noch durch Argwohn, noch durch Tadeln gequälet. Begreifet er, was eine solche Frau wehrt sey, wenn er sich bemühet, es an seinem Orte an keinen Gegen-Gefälligkeiten fehlen zu lassen, wie hoch muß er nicht sodann erst den Schatz achten, den er besitzet, wenn er eine beständige Gleichheit des Gemüthes, und eine unveränderliche Munterkeit verspühret, ohnerachtet seiner sähen Weise, ohnerachtet seiner Unachtsamkeit, welche zuweilen das Ansehen einer Verachtung gewinnen kan, ja ohnerachtet aller billigen Ursachen zur Beschwehrung.

Das vortrefliche Gemüthe seiner Frauen zeiget sich täglich durch neue Proben, und bleibet in jedweder bewähret. Diese unveränderliche Sanftmuth gewinnet durch ihre Fortwührigkeit einen neuen Glanz, und eine höhere Stufe der Hochachtung in dem Gemüthe ihres Mannes. Zeit und Gewohnheit vermindern zwar die Empfindung des Genusses, aber sie vermehren die Ueberzeugung von seinem glückseligen Zustande. Er ist ein König in seinem Hause. Alles gehet, wie er es verlanget, und geschiehet, ehe er noch befohlen hat. Diesen schleunigen Gehorsam, der seine Hauß-Genossen zu seinen Unterthanen machet, hat er der Liebe und dem Fleisse seiner Frau zu danken. Wo wird er anderswo einen willigern Gehorsam,

eine

eine grössere Bescheidenheit, und überhaupt mehr wahre Glückseeligkeit und weniger Verdruß finden? auf diese Weise erlanget seine Frau endlich aller Hindernisse ohngeachtet, den völligen Besitz seiner aufrichtigen Hochachtung, und zuletzt die Verwahrung aller seiner Gedanken. Die Zeit allein setzet den wahren Werth der Gedult und eines redlichen Herzens, in sein volles Licht. Der Ehestand.

Die Gefälligkeit und Sanftmuth machen ihm seine Frau, keinesweges verächtlich, sie erheben sie vielmehr, es sey nun nach kurzer oder nach langer Zeit, auf die oberste Stelle, die ihr von Rechtswegen nicht gebührete. Aber sie schreibet sich auch dieselbige nicht als ein Eigenthum zu, weil sie den Besitz davon dauerhaftig machen will. Sie gebrauchet sich derselbigen nur, um jedermann in der Ehrerbietigkeit gegen den Haus-Vater, und das ganze Haus in Einigkeit und Ordnung zu erhalten. Unschätzbare Vortheile! ja die einzige Güter auf Erden, wornach man trachten solle. Doch, gleichwie sie nicht anders erworben werden, als durch die Sanftmuth der Hausmutter, also würden sie zu Grunde gehen, wenn solche ein murrisches Wesen annehme, oder wenn sie durch bittere Verweise und unaufhörliches Schelten einen Gehorsam erzwingen wollte, den man bloß der Vernunft, dem Verdienste, und einer gesetzten Gemüthsbeschaffenheit, mit Willen leistet.

Die Auferziehung der Kinder.

Dritte Unterredung.

Die Auferziehung der Kinder.

Wenn der Himmel eine Ehe mit Fruchtbarkeit gesegnet hat, so wird das Thun und Lassen der Eltern durch neue Triebe belebet. Die Mutter ist an ihre Leibes-Frucht durch die Bande einer zärtlichen Liebe verknüpfet, welche ihre Mühe versüsset, und ihre Sorgfalt aufmuntert. Man sollte gedenken, dieses Kind, vor dem sie weder des Tages noch des Nachts Ruhe hat, wäre eine unerträgliche Qual für sie. Doch man lässet sich dasjenige beständig gefallen, was man liebet, und keine Liebe ist mit derjenigen zu vergleichen, welche der Schöpfer in das Herz einer Mutter gepflanzet hat. Das allergeringste Zeichen einer Gegenliebe von Seiten des Kindes, ein Lächeln, das andere nicht einmal wahrnehmen, erfüllet die Mutter mit unaussprechlicher Freude, und belohnet sie überflüssig für alle ausgestandene Mühe.

Die Liebe des Vaters ist weit ruhiger. Empfände er gleiche Innbrunst, so könnte er aus seiner Wohnung nicht weichen, und er verabsäumete die Geschäfte, die seine Gegen-

genwart anderswo erfordern. Die Zärtliche Gesinnung der Mutter ist ihm ein sicherer Bürge, daß im Hause nichts verabsäumet, und keine Sorgfalt vergessen wird. Er seines Ortes, setzet seine gewöhnliche Arbeit fort. Allein, ob gleich die Liebe des Vaters äusserlich in keine grosse Heftigkeit ausbricht, so bringet sie nichts destoweniger starke Würkungen hervor. Je stärker sein Haus anwächset, desto emsiger und sorgfältiger bezeiget er sich. Seine Bemühung wird durch neue Beweg-Gründe angefrischet. Es macht ihm Vergnügen wenn er daran gedenket, daß sein Haus an nichts Mangel leide, und daß er etwas sammle, womit er seine Kinder künftig versorgen kan. Die Würklichkeit der väterlichen Liebe beweiset sich durch seine unermüdete Arbeit. Je mehr das Kind zunimmt, desto stärker wächset die innerliche Freude in dem Herzen des Vaters. Er lässet sie einiger massen ausbrechen, wenn der Kleine anfänget, seine Beine zu gebrauchen. Aber er setzet ihr keine Maasse mehr, wenn die Vernunft anfänget ihre Strahlen zu zeigen.

Die Auferziehung der Kinder.

Ohnerachtet des flüchtigen unruhigen Wesens, welches Kinder an sich haben, weis sie die Mutter mit Gelassenheit und unvermerkt zu Beobachtung des Wohlstandes und ihrer Schuldigkeit anzuge-

Die Auferziehung der Kinder.

wöhnen. Die Ernsthaftigkeit des Vaters erhält sie in geziemender Ehrfurcht, verhindert oder hemmet ihre Ausschweifungen, und unterstützet die gute Ordnung. Die Kinder sind glücklich, wenn sie alle Augenblicke die Sorgfalt, die Hülfe oder die Liebkosungen der Mutter geniessen, und von dem Vater ohne Aufhören Geschenke erhalten: Aber ihr grösstes Glück ist dieses, wenn sie einsehen, wem sie dieses alles zu danken haben, und wenn sie ihre Wohlthäter in Ehren halten. Diese Gesinnung wird ihnen sorgfältig eingepräget, und sie ist das sicherste Mittel ihre Begierden so lange zu mässigen, bis ihnen die Religion kräftigere Schranken setzet. Zuweilen dürfen sie demjenigen die Hand küssen, der sie mit Gaben überhäufet: Hingegen sehen sie, daß ihnen jedermann verächtlich und verdrießlich begegnet, wenn ihnen der Vater seine Gegenwart untersaget, und sie ins Elend verschicket.

Je mehr sie an Alter zunehmen, desto grössere Ehrfurcht und Dankbarkeit bezeigen sie. Sie werden die zuverlässigsten und aufrichtigsten Freunde ihrer Eltern, zuweilen ihre Stütze, ja ihre Ernährer. Doch wir wollen genauer untersuchen, durch was für Mittel die Vorsehung dieses Gute allmählig zur Vollkommenheit bringet.

Es

Es ist ausser Zweifel, daß dasjenige, was der Vater zum Unterhalte seines Hauses jährlich, ja täglich einsammelt, nicht von ihr herrühren sollte. Ihre Vorsorge erfüllet die Brust der Mutter mit einer Nahrung, welche der Schwachheit des Kindes gemäß ist, und lehret den Säugling mit Schreyen und Weinen nach demjenigen zu verlangen, was allen seinen Bedürfnissen genug thut. Aber diese Vorsehung wird nur von der Vernunft entdecket, der Kindheit bleibet sie verborgen. Denn diese kennet sonst nichts als die Hand, von welcher sie alles unmittelbar empfänget. GOtt lässet ihr mit Vorsatze eine väterliche Freygebigkeit erblicken, ehe er seine eigene zu erkennen giebet. Es scheinet, er wollte ihr eine Liebe gegen die Eltern einflössen, weil sie seine Statthalter sind, denen er die Ausführung seiner Absichten anvertrauet, nicht nur was die Handlungen betrift, worauf das Leben, die Kleidung, die Ernährung und die Unterrichtung der Kinder beruhet, sondern er überlässet ihnen gewisser massen die ganze Ehre der Erziehung. Demnach ist der Mensch auch in diesem Stücke das wahre Ebenbild GOttes, er ahmet dessen Weisheit nach, indem er die Bewegungen abwechselt, wozu er den Leib des Kindes abrichten will, und die Begriffe oder die Neigun-

Die Auferziehung der Kinder.

gungen, die er dem Gemüthe desselbigen einzuprägen vor hat.

Die Auferziehung der Kinder.

Wir müssen die zarte Kindheit nicht vorbeygehen, ohne etwas von der bekannten Frage zu erwähnen, ob die Mütter verbunden seyen, ihre Kinder selbst zu stillen, und ob sie, ohne desselbigen Schaden, und ohne Verletzung ihres Gewissens, diese Sorge einer fremden Mutter übertragen können?

Ob die Mutter selbst säugen solle?

Unverheyrathete Leute halten diese Frage für etwas seltsames. Nach ihrem Urtheile lauft sie der gesunden Vernunft zuwider, sie sollte nicht einmahl aufgeworfen werden, und nichts als eine würkliche Krankheit, oder eine andere unvermeidliche Hinderniß sollte die Mutter abhalten, ihrem Kinde die Milch zu reichen, die sie seinetwegen empfangen hat.

Hingegen die Eltern glauben befugt zu seyn, eine ganz andere Meynung zu haben. Ich will die vornehmste Gründe von beeden Seiten anführen, damit Sie, mein wehrtester Chevalier, das Vergnügen haben, sie gegeneinander zu halten, und die vernünftigste und nothwendigste Meynung zu erwählen.

Die Mutter-Liebe ist ein Werk der Vorsehung. Die hat der Mutter diesen heftigen Trieb nur deswegen eingepräget, damit sie für die Erhaltung ihrer Leibes-

Frucht

Frucht desto besser sorgen möge. Stillet sie ihr Kind selbst, so empfindet sie nicht nur ein Vergnügen, weil sie versichert ist, sie habe ihrer Schuldigkeit ein Genügen geleistet, sondern sie hat auch einen doppelten Vortheil davon, sie befördert ihre eigene, und ihres Kindes Gesundheit. Die Auferziehung der Kinder.

Die Milch, welche ihre Brust erfüllet, kan gefährliche Krankheiten verursachen, wenn sie nicht ihrem Endzwecke gemäß angewendet wird. Sie kan eine Säure gewinnen, und da sie keinen Ausgang findet, zurücke tretten, eine Verhärtung, und wenigstens ein schlimmes Fieber bringen. Die Mutter wird dieser Liebloſigkeit wegen allemahl, bald mehr, bald weniger bestrafet.

Ueber dieses ist eine natürliche Aehnlichkeit zwischen dem Geblüte des Kindes und der Muttermilch vorhanden: Daher wird ihm diese allemahl besser anschlagen, als fremde. Es ist wahr, die Mutter würde nicht so bald im Stande seyn, eine neue Frucht auf diese Welt zu bringen, denn die zweyte Schwängerung würde die Nahrungs-Säfte ihres Leibes zum Vortheile des empfangenen Kindes, und zum Nachtheile des Säugenden verwenden. Allein obgleich diese Hinderniß die Zahl der Einwohner eines Landes zu verringern scheinet, so bleibet dennoch dieses unstreitig, daß

Die Auferziehung der Kinder.

daß die Mutter desto mehrere Kinder groß ziehen wird, ob sie gleich weniger zur Welt bringet; sie werden desto mehr Stärke und bessere Tage haben, weil in diesem Stücke der mütterlichen Vorsorge nichts beykommet. Hiezu kommet noch, daß die Mutter ihr Kind desto lieber gewinnet, wenn sie es selbst gesäuget hat. Je mehr sie es aber liebet, desto fleißiger sorget sie hernach für solches, und desto mehr Gedult hat sie mit ihme. Beedes kan in dem schwachen Zustande des ersten Alters, wiewohlen zu viel seyn.

Nichts kan die Stelle einer Mutter-Liebe vertretten. Die Liebe der Ammen ist nur eine schwache Nachahmung von selbiger, sie ist weder so lebhaftig noch so sorgfältig. Dergleichen Personen begehen gar oft eine Untreue, welche eben so schädliche Folgen nach sich ziehet, als häufig sie geschiehet, sie werden zu Müttern, ob sie gleich versprochen hatten, nichts als Ammen abzugeben. Diese wenige Worte halten viele Wahrheiten in sich.

Die Vertheidiger von dem Gebrauche der Ammen, gestehen, daß viele Mütter ihr Leben verliehren, weil sie das Säugen ihres Kindes unterlassen. Sie sagen aber, es sey besser, sie einer einigen, als einer Menge Gefährlichkeiten zu unterwerfen. Aus der Weise, sagen sie, wie man die

Töch-

Töchter in unsern Städten meistentheils erziehet, folget unfehlbar, daß sie mit grösser Gefahr zu Müttern, und mit weit grösserer, zu Ammen werden. Dieses zu beweisen, darf man nur eine Vergleichung anstellen. Jedermann gestehet, daß es mit einer Jungfer, die Zeit Lebens in ihrem Zimmer stille gesessen, und weder Sonnenschein noch Wind empfunden hat, eben also beschaffen sey, wie mit den Pflanzen, die man fest in Büschel zusammen bindet, und ihnen die freye Luft entziehet, damit sie weisse Blätter bekommen. Das Frauenzimmer von allerley Stande kommet so wenig an die Luft, und beweget sich so wenig, daß ihre Leibes-Beschaffenheit ungemein schwach wird, und daß weder ihre Gesundheit das Kinder-Stillen vertragen könnte, noch dem Kinde mit der Nahrung, die sie ihm geben würden, viel gedienet wäre. Wenn wir zugeben, daß die Frauen fremde Milch zu Hülfe nehmen, so verlangen wir deswegen nicht ihre Sorglosigkeit zu vertheidigen, noch sie in den Stand zu setzen, daß sie dem Spiele und allen unnützen Gesellschaften nachlaufen sollen, als welches alles sie mit einem Kinde auf dem Arme nicht abwarten können, sondern wir überheben sie einer beschwehrlichen Verrichtung aus Klugheit und Sparsamkeit, ja man möchte vielmehr sagen, daß die pure

Die Auferziehung der Kinder.

Noth

Die Auferziehung der Kinder.

Nothwendigkeit, nicht aber Verzärtelung und Nachlässigkeit, Schuld an der eingeführten Gewohnheit trage. Wir wollen uns blos nach dem Gesetze der Natur, und nach dem Nutzen der Gesellschaft richten. Unser Absehen ist nur, dem Kinde eine gesunde und hinlägliche Nahrung zu verschaffen. Wir suchen ihme mit der Milch einer gesunden starken Bäurin, etwas von ihrer dauerhaftigen Leibes-Beschaffenheit einzuflössen. Hiernächst lässet sich wegen der Aufführung der Ammen schon gehörige Anstalt machen. Daher gereichet der jetzo übliche Gebrauch, den Müttern, dem Lande und den Kindern zum besten.

Ihr beweiset recht gründlich, die Mutter sey durch die natürliche Ordnung verbunden ihr Kind zu ernähren; wir geben euch in diesem Stücke vollkommen Recht. Wir kommen beederseits auch darinn überein, daß man sich der Ammen nur im Nothfalle bedienen müsse. Hiezu kommet noch, daß dieses fremde Hülfs-Mittel deswegen nicht unerlaubet wird, weil man es häufig gebrauchet. Wir wünschten wie ihr, es möchten die Kinder keine andere Ammen haben, als ihre Mütter: Soll aber die Freyheit fremde Hülfe zu geniessen ein Ende haben, so verbessert vorhero die gewöhnliche Auferziehung. Bringet zuwege, daß die Töchter der Einwohner in Städ-

Städten, der freyen Luft, und der Feld-Arbeit gewohnet werden. Verschaffet, daß sie im Ernste etwas arbeiten müssen, daß ihr Leib stark werde, Hitze und Kälte ausstehen, und Müdigkeit überwinden könne. Verschaffet ihnen eine Auferziehung, wie die Töchter des Bethuels und des Labans gehabt hatten, hernach könnet ihr verlangen, daß man das Gesetz der Natur beobachten, und alle Ausnahme abschaffen solle. Uns thut herzlich Leid, daß wir jetzo um Entschuldigung bitten müssen. Wir glauben sicherlich, daß Mütter von dauerhaftiger Leibes-Beschaffenheit ihre Schuldigkeit beobachten sollen, wir wollen nur, daß wir in den Städten eben die Kräfte und eben das ungekünstelte Wesen fänden, warum wir die Land-Leute beneiden. Die Auferziehung der Kinder.

Aber wir sind, leider! weit davon entfernet, und bey der Schwachheit unserer Leiber und unserer Sitten, ist es ein löblicher, ja beynahe christlicher Staats-Streich, daß wir die Bauer-Weiber mit den allervornehmsten Frauen in eine Verknüpfung bringen, vermittelst der Ernährung der Kinder, als der Grund-Stütze der Gesellschaft. Wenn man eine gute Wahl der Ammen voraus setzet, so wird auf diese Weise zwischen den allerreichesten und den allerärmesten Häusern eine sehr genaue Verbindung geschlossen. Fast alle Reich-

thümer

Die Auferziehung der Kinder.

thümer, ja beynahe auch alle Mildthätigkeit bleibet innerhalb der Stadt-Mauern eingeschlossen. Das Land schicket seine beste Früchte dahin, und weil die Land-Leute nichts eigenes besitzen, gewinnen sie nicht so viel als sie bedürfen. Wenn nun die Stadt-Kinder auf die benachbarten Dörfer ausgetheilet werden, so kommet etwas Geld dahin, und wird mancher Noth dadurch abgeholfen.

Die Gleichgültigkeit und der Unterscheid zwischen den Einwohnern der Städte und der Dörfer, ist bereits ohnehin nur allzugroß. Die leztern sind des Jahres über wohl mehr als ein Monath lang ohne Arbeit und ohne Hülfe. Vertrauet man ihnen das allerkostbareste, was die Städte haben, so dienet man der Gesellschaft auf eine doppelte Weise. Man hilft dem Lande in die Höhe, auf dessen Wohlstande und Reichthume der Grund des innerlichen Handels beruhet; und man verschaffet zugleich solchen Kindern eine dauerhaftige Leibes-Beschaffenheit, die ausserdeme in den Armen ihrer Mütter beständig kränkeln würden. Alle Tage siehet man einige von der Amme nach Hause kommen, die wie eine Rose blühen: Hingegen unter zehen, die ihre zärtlich erzogene Mütter selbst stillen wollten, sind allemahl wenigstens acht, die man ihnen wegnehmen muste, damit

mit Mutter und Kind nicht alle beede zu Grunde giengen. Wir dürfen also die Quelle ihrer Gesundheit; und des allergewissesten Erwerbes für die Land-Leute keinesweges verstopfen. Die Auferziehung der Kinder.

Sehen wir nicht, daß diese ehrliche Leute, welche die Ehre haben einen jungen wohl ausgefütterten und recht gesunden Bürger-Sohn, wieder nach der Stadt zu bringen, ihres Ortes im Gegentheile ein halbes Stadt-Recht erlangen. Der Pfleg-Vater ist bey seinem Herren allezeit willkomm, man hilft ihm so viel man kan, man unterstützet ihn, wenn er Unglücks-Fälle leidet. Kommet die Amme selbst, so ist lauter Herrlichkeit im Hause, es stehet ihr alles zu Diensten. Die Mutter, als welche nicht leicht in die Umstände gerathen kan, eine Gutthätigkeit von ihrem Sohne zu empfangen, siehet mit Vergnügen, wenn er sie an ihrer Statthalterin ausübet. Diese Freundschaft wird fortgepflanzet, und entstehet unter Kindern, die einerley Milch genossen haben, eine Brüderschaft, die keinen in der Noth stecken lässet.

Die Unterrichtung der Kinder.

Vierte Unterredung.

Die Unterrichtung der Kinder.

Dem Beyspiele der Eltern und ihren allerersten Unterweisungen, haben die Kinder ihre erste Begriffe, ihre Sitten, ihre Sprache, und gemeiniglich auch, ihre Neigung zu danken. Der Mutter, als welche beständig zu Hause bleibet, und die Kinder unaufhörlich vor Augen hat, lieget es ob, ihr äusserliches Wesen angenehm, und ihr Herz milde und gutthätig zu machen. Sie weis das ungestümme und bäurische Bezeigen zu unterdrücken. Sie überlässet die Gauckeley mit den Händen, und das Ausruffen dem Pöbel. Indem ihre Sorgfalt durch Sanftmuth angenehm, und durch Beharrlichkeit ohnfehlbar nützlich wird, so giebet sie allgemach, und fast ohne zu reden, dem Kopfe ein edles Ansehen; den Schultern eine gute Stellung, dem Gange eine ungezwungene Art, und dem ganzen Leib ein natürliches Geschicke.

Sie bemerket, daß auf die künstlichen Unterweisungen gar bald ein gezwungenes steif-

steifes Wesen folge. Daher weis sie den Unterweisungen solche deutliche Beyspiele anzuhängen, und ihre Lehren mit so viel Lebhaftigkeit zu verknüpfen, daß alles natürlich heraus kommet, bloß, weil man sich bemühet dergleichen Muster nachzuahmen. Denn sie mag dem Leibe ihres Sohnes oder ihrer Tochter ein Geschicke beygebracht haben, wie sie will, so ist sie nicht zufrieden, woferne diese künstliche Artigkeit ausstudiret oder erzwungen scheinet, und nicht vielmehr ganz frey ja gleichsam nachlässig scheinet. Die Unterrichtung der Kinder.

Aber je mehr der Verstand zum Vorscheine kommet, und einer Bearbeitung fähig wird, desto emsiger ist sie bemühet, ihn auf etwas besseres, als auf ein blosses äusserliches Ansehen zu leiten. Sie weis, daß die sittsame Art des leztern, gar oft eine schöne Maske die zu weiter nichts als zum Betrügen tauget, wenn die annehmliche Gestalt und äusserliche Bezeigen einer Ehrfurcht gegen andere, nicht mit einer wahren Begierde ihre Freundschaft zu erlangen verknüfet wird. Sie weis, die wahre Höflichkeit sey entweder im Herzen, oder gar nirgend vorhanden; aus dem Herzen breite sie sich über alle Handlungen eines Menschen aus, und wenn die Hand, die Augen, die Zungen und der ganze Leib, gegen jemand das Zeugniß einer freund-

Die Unterrichtung der Kinder.

schaftlichen Gesinnung ablegen, wovon das Herz nicht das geringste empfindet, so sey diese sogenannte Höflichkeit, weiter nichts als ein blosses Affenspiel, wo nicht gar eine würkliche Falschheit. Daher bedienet sie sich zwar des Vortheils, welchen die Jugend wegen ihrer beugsamen Gliedmassen und fähigen Einbildungs-Kraft hat, und gewöhnet sie an dasjenige, was die Gebräuche und die Wohlanständigkeit erfordern; allein sie bestrebet sich weit mehr, der aufkeimenden Vernunft die Grund-Sätze einer wahren Leutseeligkeit und Dienstbeflissenheit einzuflössen. Sie befleissiget sich auf unzählige Weise diese wichtige Wahrheit einzuprägen, daß alle Leute, sie mögen nahe bey uns wohnen, oder weit von uns entfernet seyn, etwas zu unserer Glückseligkeit beytragen; daß wir ihnen allen unsere Liebe und Dankbarkeit schuldig sind; daß der Lastträger wegen seiner geleisteten Dienste eben so wohl unsere Achtung verdiene, als derjenige der uns an der Spitze eines Kriegs-Heeres vertheidiget; daß niemand verächtlich sey, als der zu anderer Leute Besten nichts beyträget; daß aber bey der Austheilung unserer Dankbarkeit wir denen die grösseste Ehre erzeigen müssen, welche GOtt am höchsten erhoben hat, weil Er selbst diese Ordnung eingeführet

führet hat, und weil wir an allen Dingen Mangel leiden müsten, woferne alle Menschen einander gleich wären. Diesen Punct schärfet die Mutter insonderheit ein, nicht nur weil ihn die Kinder ohne Mühe begreifen, und seine Beweise nichts anders als ergötzende Abbildungen sind; sondern auch weil er zum gewissen Mittel dienet, das Herz zu beugen, und ihme allen Ansatz zum Übermuthe und Stolz durch solche Gründe zu benehmen, welche nicht nur auf der Billigkeit, sondern auch auf den eigenen Nutzen beruhen. Die Unterrichtung der Kinder.

Wiewohl ihr die Religion lehret, daß alle Menschen vermittelst einer göttlichen Verordnung, und durch weit heiligere Bande, als des Eigennutzes, miteinander vereiniget seyen; so richtet sie sich doch nach dem Begriffe der zarten Jugend. Die wichtigsten Gründe, warum wir uns untereinander als Brüder lieben müssen, werden auf die folgende Jahre verspahret, welche besser im Stande sind, den Wehrt und die Folgen der Lehre des Heils einzusehen. Indem die Mutter ihre Unterweisungen nach der Fähigkeit ihrer Zuhörer abmisset, verfähret sie auf gleiche Weise, als GOtt gegen das menschliche Geschlecht. Die ersten Lehren, welche dasselbige bekame, liessen es in der Unvollkommenheit, so lange bis die Predigt des Evan-

Die Unterrichtung der Kinder.

gelii und die Gnade des Heylandes die Herzen fähig gemacht hatte, alle Wahrheiten zu fassen.

Unsere Haus-Mutter bekümmert sich um alles, und wendet alles zum Vortheile an. Auf das allergeringste Anzeichen eines stolzen oder wilden Gemüthes, verdoppelt sie ihre sorgfältige Anstalten. Sie beobachtet stillschweigend die Gemüths-Beschaffenheit ihrer Kinder auch in Kleinigkeiten. Man giebt bey ihrem Spielen und bey solchen Gelegenheiten auf sie Achtung, da sie sich ganz allein zu seyn glauben. Man machet sie sicher, um ihre Neigungen zu erfahren, man verschonet sie aber mit Verweisen, welche ihnen nur die Verstellung angewöhnen, und sie endlich gar unempfindlich machen würden. Die Mutter weis ihre Reden und alles was zu ihrem Gebote stehet, auf solche Weise einzurichten, daß sie für dieser oder jener Neigung einen Abscheu bekommen. Wann, zum Beyspiele, sie merket, daß sie mit anderer Leute Unglück wenig Mitleiden tragen, oder wohl gar einen Ansatz zur Grausamkeit zeigen, und sich freuen, wenn sie jemand Schaden zufügen können; so bemühet sie sich durch rührende Erzählungen eine Leutseeligkeit bey ihnen zu erwecken: Sie verwehret ihre natürliche Härtigkeit nicht durch scharfes Beginnen, weil solches nicht sowohl

sowohl das Herz verbessert, als vielmehr Verdruß, und die Begierde niemand unterwürfig zu seyn, erwecket. Sie suchet ihnen vielmehr ein Vergnügen an der Gutthätigkeit zu erwecken, indem sie ihnen die Mittel dazu in die Hände giebet, um sie auf die Probe zu setzen; oder indem sie ihnen Gelegenheit verschaffet, den elenden Zustand unglücklicher Personen zu betrachten. So oft sie an ihren eigenen oder an fremden Kindern etwas gutherziges und leutseeliges gewahr wird, so oft folget die Belohnung oder ein Lob-Spruch unmittelbar darauf. Im Gegentheil haben alle Aeusserungen von Geitz, Unbarmherzigkeit und Boßheit nichts als Beschimpfung zu erwarten. Eben also ist es mit den übrigen Lastern beschaffen, sobald sie nur zu keimen anfangen, werden sie geschicklich unterdrücket, und hierinnen mit allerley Vortheilen abgewechselt. Die Unterrichtung der Kinder.

Die Proben, die man von der Gemüths-Art der Kinder nimmet, müssen auf keinem flüchtigen Wesen beruhen, ja man darf es nicht einmahl bey den Gelegenheiten bewenden lassen, welche der blosse Zufall erwecket. Weil man keinen sichern Schluß auf eine Neigung machen kan, als aus einer öfftern Wiederhohlung gewisser Handlungen, so muß man die Gelegenheit dazu selbst geben. Man muß mit dem

Die Unterrichtung der Kinder.

Kinde täglich diejenige Versuche vornehmen, wobey es die Tugend erweisen kan, die man ihme beyzubringen wünschet. Die mütterliche Sorgfalt bemühet sich ohne Unterlaß, wie sie vor allen Dingen die Neigung zur Gutthätigkeit in dem Gemüthe ihrer Kinder erwecken, und täglich verstärken möge. In dieser Absicht werden alle Aeusserungen aufrichtiger Freundschaft, alles was ein gutes Gemüth anzeiget, es mag die Gelegenheit dazu von selbst gekommen, oder mit Fleiß veranlasset worden seyn, so wichtig, und mit so grossem Lobe belohnet, daß auch das härteste Herz nach und nach, die Vortreflichkeit dieser Tugend empfindet, und sich auf die gute Seite lenket, wenn es auch nur deswegen wäre, damit es andern in diesem Stücke nichts nachgeben wollte. Es ist unterdessen schon vieles, wenn man nur die Unbändigkeit der Eigen-Liebe zähmet, und diese dem menschlichen Geschlechte höchstschädliche Eigenschaft, durch eine andere ruhigere und stillere zuruck hält. Statt verdrieslicher Ermahnungen, welche nur über das Herz wegfahren, und statt der Furcht, welche es niemahls bessert, weis unsere verständige Mutter Wechselweise tausend anmuthige Mittel zu gebrauchen, und bey allen Vorfällen dasjenige ausüben zu lassen, was eine Neigung zur wahren

ren Ehre erwecken kan, das ist, sie suchet ihre Kinder freundlich, dienstfertig und leutseelig zu machen. Die Unterrichtung der Kinder.

Uebrigens erwartet sie von dem Regierer der menschlichen Herzen, den wahren Geist der Liebe, welcher alles vollkommen machet, und in welchem alleine alles lobwürdige Bezeigen beruhet, weil er beständig nach nichts anders trachtet, als gutes zu thun. Wenn bey zunehmenden Alter der Verstand fähig wird, den wahren Wehrt der Sachen einzusehen, lehret sie ihre Kinder von den äusserlichen Höflichkeits-Bezeigungen ein ganz ander Urtheil zu fällen, als die Welt insgemein zu fällen pfleget, als welche nur den Schein der Tugend hoch hält, die würkliche Menschenliebe aber verachtet. Sie zeiget ihnen was für eine elende Einsicht dieses Verfahren verrathe, wenn man die Vortreflichkeit der Tugend zwar zugestehe, und sich daher bemühe sie nachzuäffen, nichts destoweniger aber, die ihr gebührende Lobeserhebungen an der Kunst gefällig zu seyn, verschwende, welche, woferne sie nicht aus den Herzen herrühret, weiter nichts ist, als die Kunst zu betrügen.

Eben die Sorgfalt, welche diese vortrefliche Mutter anwendet, ihren Kindern ein gutthätiges und zur Ausübung aller Tugenden geneigtes Herz beyzubringen, gebrauchet sie auch, um ihnen die Triebe ei- Liebe zur Wahrheit.

Die Unterrichtung der Kinder.

ner unwandelbaren Ehrlichkeit einzupflanzen. Sie empfindet keine Ruhe in ihrem Gemüthe, und lässet kein äusserliches Vergnügen über die Ihrigen blicken, als nur in so ferne sie die Warheit über alles in der Welt hochschätzen, und niemahls den Mund aufthun, als auf das genaueste bey selbiger zu bleiben. Die Erfahrung hat ihr genugsam gezeiget, daß wer die ihme bekannte Wahrheit nicht verschont, der verschone weder menschliche noch göttliche Ordnungen.

Bearbeitung der Vernunft.

Indem ihre hauptsächlichste Bemühung darauf abzielet, wie sie den Kindern die wesentlichen Eigenschaften dienstfertiger und ehrlicher Leute einflößen möge, so machet sie sich einen angenehmen Zeitvertreib, und eine Ergözung daraus, ihre wankende Vernunft zu bevestigen, und ihnen den Gebrauch derselbigen beyzubringen. Erläuterungen von allem dem was vorkommet, unversehene Fragen, wohlausgesonnene Neuigkeiten, Spaziergänge, die zu neuen Fragen Anlaß geben, angenehme Erzählungen, mancherley historische Kupferstiche, alles dieses wird angewendet, um ihre Begierde etwas zu wissen, aufzumuntern, und die leeren Fächer des Verstandes anzufüllen. Nur suchet man zu verhindern, daß keine falsche Begriffe einen Eingang finden, oder man ist bemühet ihren verursachten

Ein-

Eindruck sogleich wieder auszulöschen. Die gewöhnlichsten Zufälle verhütet man dadurch, daß man die aufkeimende Vernunft mit Schranken umgiebet, worüber keine Hexen-Mährgen, keine Mordgeschichten, keine Erzählungen von Henken und Köpfen, von ausgeübten Schandthaten, von Erscheinungen und Gespenstern, kommen können. Es ist nicht genug, daß sie wegen der Lebensart und Bescheidenheit ihrer Hausgenossen in diesem Stücke versichert ist. Sie will durchaus nichts leiden, was die Vernunft schwächet oder beschimpfet. Sie weis, daß diese Erzählungen insgemein die ganze Wissenschaft des Pöbels ausmachen, daß sie der Einbildungs-Kraft gefährliche Wunden versetzen, und dieselbige entweder auf eine unwiederbringliche Weise verkehren, oder ihr eine Furchtsamkeit und ein schreckhaftiges Wesen beybringen, welches weder durch die Jahre noch durch die Ueberlegung gänzlich gehoben wird. Das Gesinde hat deswegen einen so scharfen Befehl, und es wird in diesem Stücke so grosse Vorsichtigkeit gebrauchet, daß das Kind, weil es weder von einer würklichen noch eingebildeten Gefahr etwas weis, eben so unbekümmert im Finstern sitzet, als im hellesten Lichte, und die Einsamkeit für das hält, was sie würklich ist, nemlich für einen Mangel der Gesellschaft.

Die Unterrichtung der Kinder. Fürchterliche Erzählungen sind schädlich.

Eine

Die Unterrichtung der Kinder.

Eine vernünftige Mutter verlanget nicht, daß die Bedienten sich vor dem Kinde demüthigen sollten, sie verlanget aber, daß man Achtung für seine annoch schwache Vernunft haben soll. Sie erträget es mit Gedult, wenn der Verstand langsam kommet, und für sich wenig thut: Aber sie weiset mit Unwillen zurücke, was ihn verringern oder verderben kan.

Vorsicht bey der Sprache.

Die Vernunft und das Vermögen zu reden, wachsen bey dem Kinde zugleich miteinander fort. Zuweilen gehet es mit dem letztern geschwinder zu, als mit den erstern, und zwar so geschwinde, daß man sich über die deutliche Aussprache, und über die vollkommen richtige Redensarten, bey einem so zarten Alter, verwundern muß. Die Mutter, welche wohl weis, daß man in ihrem Vorgemache eine ganz andere Sprache rede als in ihrem Zimmer, hat ihre Kinder beständig um sich. Auf diese Weise bleibet sie versichert, die Aussprache derselbigen werde Zeitlebens gut seyn, es sey dann daß es ihr etwa selbst daran fehle. Wenn das Gehöre nichts als schöne Klänge, und eine Abwechslung der Stimme vernimmt, so fänget es solche ohne Fehler auf, und übergiebet sie der Zunge getreulich. Daher ist die Sprache der Kinder ein Wiederschall von der Sprache ihrer Mutter, und es könnte nichts gleich lautenders ausgefunden werden.

Man

Man schicke dieses Kind von Versailles nach Bourdeaux, oder von Paris nach Marseille. Der Klang seiner Stimme, und seine ausgesuchte Redensarten, erwecken eine allgemeine Aufmerksamkeit, jedermann will ihn zuhören. Es saget lauter sehr bekannte Sachen, nichts destoweniger scheinen sie etwas ausserordentliches zu seyn. Woher mag diese Einbildung rühren? von der Neuigkeit der Sachen? keinesweges. In diesen Städten kommen alle Tage fremde Gesichter und fremde Stimmen zum Vorscheine, ohne daß jemand begierig wäre sie zu sehen, oder zu hören. Diese schöne Aussprache, welche kein Sprachmeister beybringen kan, ist ohne Zweifel das Werk einer Muter welche selbst schön redet, und ihren Sohn beständig um sich hatte. Die Unterrichtung des Kinder.

Uebrigens ist sie vergnüget, wenn sie wahrnimmet, daß ihre Bemühung wegen der Zusammensetzung der Worte und der Gedanken, wegen der Stellung des Leibes, und der Weise vor Fremden zu erscheinen, nicht ohne Nutzen sey, sie erwähnet aber gegen niemand etwas davon, aus Beysorge, diese an sich selbst löbliche Neigung möchte zu einer Schwachheit werden, und zur Unzeit in einer Gesellschaft ausbrechen, welche nicht begierig ist etwas davon zu wissen. Man vergnüget sich in der Stille an der guten Würkung der Vortheile und Handgriffe

Die Unterrichtung der Kinder.

griffe welche man bey Auszierung desjenigen, was in die Augen fallen solle, anwendete: Aber sie selbst dürfen sich dem Gesichte nicht zeigen, sie sind die Maschinen, welche hinter dem Schauplatze verborgen bleiben.

Liebe zur Arbeit.

Indem die Mutter alle Tage nicht nur an Verbesserung des äusserlichen, sondern hauptsächlich an der wahren Schönheit des Gemüthes, und an der würklichen Hoheit desselbigen arbeitet, welche auf einem ehrlichen und gutthätigen Bezeigen beruhet, so verschaffet der Vatter seines Orts auf einmahl alle Mittel hiezu, indem er seine Kinder zur Arbeit angewöhnet. Er glaubet nicht daß die Gewohnheit, des Morgens einige Andachts-Uebungen vorzunehmen, einem Menschen das Recht ertheile, den ganzen Tag über müssig zu gehen, oder unnüze Dinge vorzunehmen. Er will Ordnung haben. Er will, daß der Fleiß mit den Jahren zunehme. Der unverbrüchliche Gehorsam, den er in diesem Stücke ohne die geringste Nachsicht fordert, hat die Heftigkeit seiner Liebe zum Grunde, welche den Werth der Geschicklichkeit kennet, und weiß wie ohnumgänglich nöthig die Beschäftigung sey. Er kränket sich deswegen nicht, wenn er seinen Kindern nur ein mässiges Vermögen hinterlassen kan. Aber dieses suchet er mit allen Eifer durchzutreiben, daß sie ihre gröste Lust an der Arbeit finden möchten.

ren. Diese Neigung wird ihnen vornehmlich durch die lebendige Beredsamkeit seines eigenen Beyspieles, und durch fleissige Uebung eingepflanzet.

Aus Furcht, er möchte etwa in der Wahl der Beschäftigungen fehlen, womit er den Anfang bey seiner Jugend machen will, hält er allerley Vorschläge und Entwürfe, wie die Erziehung anzustellen sey, gegeneinander, und bleibet bey demjenigen, der die übrigen an Zuverläßigkeit übertrift.

Fortsetzung der Auferziehung.

Fünfte Unterredung.

Die Erziehung der Töchter.

Weil Vorschläge, welche die Erfahrung vermittelst vorgenommener Versuche bestätiget hat, weit sicherer sind als andere, die nichts als die blosse Wahrscheinlichkeit vor sich haben; so will ich statt meiner eigenen Gedanken, wie bey der Auferziehung ein guter Grund zu legen sey, lieber die Abschrift eines Briefes hieher setzen, worinn ein Mann von besonderer Einsicht einem guten Freunde das Verfahren entdecket, welches er bey Erziehung seiner Kin-

der

Die Erziehung der Töchter.

der beobachtet, und von glücklicher Würkung befunden hat.

Schreiben eines Vaters,

wie man bey Kindern den Grund zu nützlicher Erkenntniß legen solle.

Ich muß es gestehen, mein Herr! daß die Sorgfalt welche ich auf die Erziehung meiner Söhne und Töchter gewendet habe, nicht ganz ohne Frucht gewesen sey. Die Erfahrung setzet mich also in den Stand, Ihnen die verlangete Antwort zu geben. Doch werde ich mit Ihrer Erlaubniß alles weglassen, was die Gemüths-Beschaffenheit und den Fortgang meiner Kinder insbesondere angehet, und ich will nur bey dem verbleiben, was Sie zu wissen belieben, nehmlich bey den Mitteln welche ich für die sichersten halte, Kindern eine gute Erziehung zu geben. Diese will ich in der Gestalt allgemeiner Sätze vortragen, ohne mich in einige besondere Umstände einzulassen.

Wir wollen bey der Erziehung der Töchter anfangen, weil sie nicht so viele Uebungen und Wissenschaften erfordert, als die Erziehung der Söhne. Sie lässet sich aber überhaupt in zweyerley Arten eintheilen;

Bey

Bey der ersten begnüget man sich an einem höflichen Wesen, und an einigen Beschäftigungen von geringer Wichtigkeit, die nur dazu helfen, daß man sich gewisse Artigkeiten geben kan, im übrigen aber, niemahls mit einer ernstlichen und fortdaurenden Arbeit abgewechselt werden; bey der andern Art, verabsäumet man zwar das äusserliche nicht, man suchet aber hauptsächlich der Tochter eine nützliche Erkenntniß beyzubringen, und sie zu gewöhnen, daß sie ihr gröstes Vergnügen an ernstlichen Verrichtungen finde. Die Erziehung der Töchter.

Will man bey der ersten Art bleiben, welche gar viele Liebhaber hat, so wird das junge Töchtergen bloß bedacht seyn, vermittelst angenehmer Geberden und eines aufgeräumten Wesens, andern zu gefallen. Man wird sich sorgfältig hüten, etwas von ihr zu verlangen, das einiges Nachdenken kosten, einige Mühe verursachen, oder ihr im geringsten zuwider seyn könnte, denn dieses möchte ihre lustige Einfälle, oder ihr gesundes Aussehen vermindern! indem sie auf diese Weise der Weichlichkeit ihrer Leibesbeschaffenheit, und dem gewöhnlichen Zeitvertreibe überlassen wird, so wird sie ihre Zeit im Bette und auf dem Sammet-Polster hinbringen, ihre Hände und Füße wird sie nicht gebrauchen, noch weniger gehen können. Sie hat keine Begriffe von

Die Erziehung der Töchter.

nichts, und verstehet folglich nichts als den Kleiderstaat und die Ergötzlichkeiten. Ihre einzige Verrichtung, und die einzige Uebung ihres Verstandes, bestehen im Spielen, und in Beobachtung des Ceremonielles. Sie verlanget nichts merkwürdiges zu wissen, hingegen ist sie auf Kleinigkeiten, die gar nichts heissen, höchst begierig. Bey diesem Merkmahle kan man die Schwäche ihres Verstandes ohne Mühe erkennen. Das blosse Ansehen eines ernsthaftigen Buches machet sie schläfrig, und eine Mannsperson, die, an statt beständig zu tändeln, ein gesetztes Gespräche mit ihr führen wollte, würde ihr als ein Einwohner einer andern Welt vorkommen. Ihre ganze Wissenschaft bestehet darinn, daß sie auf jeden Fall mit einem Complimente nach der neuesten Mode versehen ist, und daß sie die üblichen Gebräuche verstehet. Zum Beyspiele, sie wird keine Treppe herab steigen, noch von einem Zimmer in das andere gehen, ohne sich nach einem hülfreichen Arm umzusehen: Oder wenn sie sich ja die Kräften zutrauet eine solche Reise allein zu unternehmen, so geschiehet es nur, wenn sie niemand um sich hat: Aber in Gesellschaft denket sie fleißig daran, daß seinen eigenen Füssen zu trauen, oder ohne Stütze zu gehen, erschrecklich bürgerlich lasse. Alle diese schöne Begriffe, und noch unzählige andere von gleicher Wichtigkeit

tigkeit, hält sie für die klaren Aussprüche der gesunden Vernunft: Und wenn die geringste von dergleichen Kleinigkeiten unterlassen würde, so dächte sie, man hätte allen Verstand verlohren, dahingegen höret sie Reden, welche die Tugend verletzen, mit aller Gelassenheit an, oder sie lobet wohl gar einen Zweykampf, welcher mit der blossen Menschlichkeit nicht bestehen kan. Die Erziehung der Töchter.

Die wichtige Kunst zu gefallen oder annehmlich zu scheinen, davon ihr unaufhörlich vorgeprediget wird, nimmet alle ihre Zeit weg, und erfüllet alle ihre Sinne und Gedanken. Auf diese Weise bringet sie die Jugend so vollkommen unnütze hin, als es möglich. Ein Zeitvertreib folget auf den andern, und eine Schmeicheley auf die andere. Sie sorget für nichts als für ihre Gestalt, und verlanget, gleich einer Comediantin, kein ander Lob, als daß sie ihre Person gut vorzustellen wisse. Sie wird niemals weder natürlich seyn, noch im Stande etwas zu beurtheilen, noch vielweniger einer Haushaltung vorzustehen. Verlässet sie ihren Putz-Tisch oder das Quadrillespiel, so wissen weder ihre Finger noch ihr Verstand was sie weiter anfangen sollen. Der beständige Müssiggang sammlet endlich viele böse Feuchtigkeiten in ihrem Leibe, er benimmet ihr den Lust zum Essen, und belästiget sie mit Krankheiten und Arzney-Mit-

Die Erziehung der Töchter.

teln, welche noch widerwärtiger sind, als die Krankheiten selbst, ja sie wird ehe man es sich versiehet, mit einer Menge zustossender Uebelichkeiten befallen, die man durch Arzeneyen vergeblich zu heben suchet, weil sie meistentheils nichts anders sind, als traurige Gedanken, für welche der Arzt nichts verschreiben kan.

Die unfehlbare Frucht einer so unbesonnenen Erziehung ist ein langwühriger Unverstand, wovon sich jedoch einiges Frauenzimmer befreyet, wenn es durch unvermuthete Zufälle gezwungen wird, zur Ueberlegung zu greifen. Was kan man sich aber unterdessen, und bis die Unterweisungen sich etwa einfinden, die ihrer Schärfe wegen zuweilen ersprießlich sind, von einem Kopfe gutes versprechen, der mit Comedien, Opern, Romanen und verkehrten Lebensregeln angefüllet ist. Hat eine solche Person wenig natürlichen Verstand, so muß sie nothwendiger Weise beständig stille schweigen, und schimpflicher Weise zu allem ein blosses Ja, sagen; oder wenn sie den Mund aufthut, so kommt etwas heraus, das sie nur halb weis, und noch mangelhaftiger vorbringet, hat sie von Natur Verstand, so fehlet es doch diesem Verstande an Erkenntniß, und an einer würdigen Materie, woran er sich üben könnte, er fället also auf das, was ihme in der Nähe ist.

ist. Sie wird in ihrem Tadeln mit desto grösserer Hitze, aber auch mit desto grössere Gefahr zu Werke gehen, je mehrere Lobsprüche ihr die grosse Geläufigkeit, und die Richtigkeit ihrer Urtheile zuziehet. Mann, Gesinde, Nachbarn, Anverwandte und Freunde, alle müssen sich gefallen lassen, einer nach dem andern über ihre Zunge zu springen, entweder aus Verachtung, oder aus Eifersucht, oder zufolge der Nachrichten, die sie von ihren Zutragerinnen erfahren hat. Was wird sodann nicht geschehen, wenn dieser Verstand zur Bemäntelung oder zum Dienste anderer Affecten gebrauchet wird? Die Erziehung der Töchter.

Was für ein himmelweiter Unterscheid findet sich zwischen einem solchen unbändigen Gemüthe, das in der Erziehung versäumet worden, und zwischen einer jungen Person, welcher man mit Sanftmuth und unabläßigem Bemühen, einen hohen Begriff von der Religion, und von der Nothwendigkeit ernstlicher Beschäftigungen beygebracht hat! erstreckte sich gleich ihr Verstand nur mittelmäßig weit, so machen sie doch ihre gute Neigungen, und ihre Geschicklichkeit glücklich. Sie lebet vergnügt, weil sie sich bald mit einiger Hand-Arbeit, bald mit dem Lesen eines nützlichen Buches zu beschäftigen weis; und sie wird

Die Erziehung der Töchter.

von jedermann, der mit ihr umgehet, in Ehren gehalten.

Doch wir wollen auf den wahren Endzweck der Auferziehung kommen. Ihre Absicht ist, eine junge Person in den Stand zu setzen, daß sie sich selbst rathen, und künftig andere regieren könne. Man muß demnach auf eine geschickte und keinesweges verdrüßliche Weise ihrem Gemüthe solche Grund-Regeln einprägen, die einen starken Eindruck verursachen, und die ihr zu einen Leit-Faden dienen, welchem sie mit Ueberzeugung folgen kan. Diesem Vorschmacke gründlicher Wahrheiten, muß man die Uebung in solchen Geschicklichkeiten beyfügen, welche sie beschäftigen, und im Haus-Wesen, ja in der menschlichen Gesellschaft selbst, nützlich machen. Sticken ist an sich weiter nichts, als eine Arbeit, derer man sich nicht schämen darf. Aber zum Vortheile der Armen etwas nähen, ist ein Unternehmen, das einem in der That edlen und großmüthigen Herzen gemäß ist.

Wir müssen uns nicht schmeicheln, was den Verstand unserer Kinder betrift; man fället öfters auf lauter prächtige Beschäftigungen, man wendet viele Zeit und grosse Unkosten darauf. Allein man wird auch öfters genöthiget, sie wieder bey Seite zu setzen, und an ihrer Stelle

eine

eine andere und nothwendigere Arbeit vorzunehmen. Damit wir nun dieses nothwendige nicht etwa zu spåte lernen möchten, so wollen wir es lieber zuerst vornehmen, das prächtige mag nachkommen, wenn es kan. Die Erziehung der Töchter.

Es ist kein Mädchen so hartköpfig, daß es die Historie nicht begreifen könnte. Die Erzählungen bringen die Kinder zum Stillesitzen, und weil sie allmählig lernen dieselbigen ohne besondere Schwierigkeit, wieder in guter Ordnung herzusagen, so sind die Geschichten das angenehmeste und sicherste Mittel, ihnen eine Menge nützlicher Begriffe, ohne verdrießlichen Zwang in den Kopf zu bringen. Wenn diese Uebung fortgesetzet wird, so gewöhnet sie die Kinder ordentlich zu denken, und ihre Gedanken geschickt vorzutragen. Doch sie bringet uns über dieses einen noch weit grössern Vortheil. Die Religion, als die Quelle aller Lehren von untrüglichem Lichte, und aller Glückseligkeit, wornach man sich sehnen kan, wird historisch erlernet. Demnach kan ein junges Mädchen in kurzer Zeit eine Menge Begebenheiten wissen, welche sämtlich eine heilsame Lehre in sich haben; und es wird ohne Mühe alle für seinen Zustand nöthige Erkenntniß erlangen, wenn es nur die Geschichte des Evangelii und der Apostel ins Gedächt-

Die Erziehung der Töchter.

niß fasset. Was darinn vorkommet, das kan von jedermann begriffen werden, und es erleuchtet das Gemüthe weit stärker, als die Sätze aller Weltweisen miteinander zu thun vermöchten. Diese sind öfters mit ungewissen, ja gar irrigen Sachen vermischet. Hingegen das Evangelium ist angenehm zu hören, und giebet eben so viele Lehren, als es Begebenheiten vorträget, indem solche nicht nur leicht zu fassen sind, sondern auch den Lust zum Guten und den Abscheu vor dem Bösen weit lebhaftiger einprägen, als eine trockene Lebens-Regel zu thun vermag. Das Evangelium ist in Wahrheit dasjenige Buch, welches Kleinen und Grossen Verstand und Weisheit giebet. Es ist die allgemeine Vernunfts-Kunst, weil man es ohnmöglich lesen kan, ohne richtig denken zu lernen, und ohne zu Verbesserung seiner Sitten angereitzet zu werden.

Es fehlet an Büchern nicht, welche ausdrücklich deswegen sind geschrieben worden, damit man aus selbigen der Jugend den Zusammenhang der Geschichte Altes und Neues Testamentes, und die Grund-Sätze der Glaubens-Lehre beybringen könne. Dergleichen Uebungen setzet man einige Jahre fort, nehmlich so lange, bis man genugsamen Nutzen verspühret, und

bis

bis man siehet, daß es nunmehro Zeit sey höhere Sachen vorzunehmen.

Die Erziehung der Töchter.

Zu dieser allererſten und nothwendigſten Unterweisung, gehöret noch eine, welche man gemeiniglich allzusehr verabsäumet, ohnerachtet sie, nach meiner Meinung, wenn man die Religion ausnimmt, den ersten Rang bey der Auferziehung verdienet. Sie betrift die Fertigkeit zu rechnen, und einen Brief aufzusetzen. Kan sich eine junge Person in diesen beeden Stücken nicht helfen, so wird sie niemahls im Stande seyn, Geschäfte von einiger Wichtigkeit in Ordnung zu bringen, oder in solcher zu erhalten.

Das Rechnen.

Es kan jedermann rechnen lernen. Die hartlehrigen Köpfe, und die gewisser massen eine sehr eingeschränkte Fähigkeit besitzen, kommen eben so gut mit fort, ja zuweilen noch besser als die Scharfsinnigen, woferne sie sich nur fleissig üben. Es kommet hier alles auf die Gedult an, welche allemahl erwünschten Fortgang nach sich ziehet.

Das Briefschreiben.

Weit schwehrer ist es, eine junge Person, die keine sonderliche Fähigkeit hat, dahin zu bringen, daß sie einen artigen und wohlgesetzten Brief schreiben könne. Es scheinet, als ob man eine grosse Menge Regeln nebst ihren Ausnahmen im Kopfe haben müste, woferne man die Worte ei-

Die Erziehung der Töchter.

ner Sprache und zumahl der Französischen, recht schreiben will. Man sollte glauben, hiezu wäre eine vollkommene Erkenntniß der Sprach-Lehre nöthig, welches eine sehr trockene Sache für Kinder ist, die sie meistentheils alle verdrüßlich machet.

Aber eben die Schwierigkeit recht zu schreiben, nöthiget uns, desto sorgfältiger auf bequeme Mittel zu gedenken, wie man einem jungen Frauenzimmer diese Geschicklichkeit beybringen möge, welche sie vor manchem Betruge verwahret, und sie in den Stand setzet, daß sie andern dienen, ja auch ihre eigene Geschäfte gehörig anordnen kan.

Hätte sie gleich alle ersinnliche Fähigkeit, so würde man ihr dennoch den Lust, Briefe zu schreiben unfehlbar benehmen, oder ihr eine lächerliche Schreib-Art angewöhnen, woferne man verlangte, sie sollte ihre Briefe mit vielem Witz anfüllen. Ich wollte ihr lieber rathen, sie möchte sich bemühen gar keinen Witz zu zeigen; ich wollte ihr scharf einprägen, je mehr Witz man in einen Brief bringen wollte, desto schlechter gefalle man den Lesern; ein Brief ersetze den Mangel der mündlichen Unterredung, man müsse demnach an abwesende Personen nicht anders schreiben, als man mit gegenwärtigen zu reden pfleget: man müsse eine neue Zeitung eben al-

so

so schriftlich berichten, wie man sie mündlich erzählen würde; gleichergestalt müsse man ohne weit hergeholte und mühesam ausgesonnene Umschweife, nur mit den allernatürlichsten Redens-Arten, um etwas bitten, sich vor etwas bedanken, und, überhaupt alles was man will, vortragen. Die Erziehung der Töchter.

Es ist kein geringer Vortheil, wenn man die Jugend gewöhnet natürlich zu seyn, und bey den allergewöhnlichsten Redens-Arten zu bleiben. Auf diese Weise machet man sie beherzt; sie siehet, daß es keine so schwehre Sache sey, einen Brief zu schreiben: Sie hat keine Verweise auszustehen, man tadelt nichts, als daß einige Worte nicht recht geschrieben sind; doch dieses höret sie ohne Verdruß, und hält sich die begangene Fehler für keinen Schimpf.

In den wahren oder erdichteten Briefen, welche das junge Frauenzimmer an ihre Anverwandtin, an einen Kaufmann, an einen Pachter, oder nach Belieben an den Kayser von Indostan schreibet, muß man allemahl dasjenige loben, was ungezwungen, und eben also vorgetragen ist, wie man insgemein redet. Die sinnreichen Einfälle, und künstlichen Umschweife muß man nicht loben. Sie wird glauben das Briefschreiben sey nichts schwehres, wenn man dasjenige für wohlgeschrieben preiset, was ihr weder Mühe

noch

Die Erziehung der Töchter.

noch Nachdenken gekostet hat: Und indeme man von allem was prächtig klinget, wenig Wesens machet, verhütet man, daß sie nichts Hochtrabendes an sich nimmet.

Dasjenige was man Witz nennet, hat nicht die geringste Anmuth, wenn es nicht ganz ungezwungen fliesset. Es verliehret allen Werth, wenn es nicht natürlich ist. Man muß also sich bemühen, ungekünstelt, nicht aber witzig zu schreiben. Ein Brief muß vor allen Dingen wohl fliessen, wegen sinnreicher Gedanken darf man sich weiter keine eigene Mühe machen; woferne sie angebohren sind, kommen sie häufig genug von selbsten: Will man ihnen den gehörigen Glanz geben, so muß es durch ganz ungekünstelte Redens-Arten geschehen, die von denen im gewöhnlichen Umgange gebräuchlichen, wenig abgehen.

Dazu, daß ein junges Frauenzimmer von zehen bis eilf Jahren eben so natürlich schreiben als reden möge, ist ein Mittel vorhanden, welches ich ohne Bedenken für unfehlbar halte, wenn es nur fleißig gebrauchet wird: Man muß ihr öfters eine angenehme Geschichte erzählen, dieselbige sogleich selbst erzählen, und hernach mit eben diesen Worten, die sie bey der Erzählung gebrauchte, zu Papiere bringen lassen. Es möchte ihr zu schwehr fallen, wenn man gleich im Anfange Briefe von

ihr

ihr verlangen wollte, weil sie zu selbigen alles aus ihrem eigenen Kopfe nehmen müste. Aber hier darf sie nichts ausdenken. Die Geschichte ist leicht zu fassen, sie lässet sich ohne Mühe in guter Ordnung wieder hersagen. Nur noch eines ist nöthig, nehmlich, sie aufzuschreiben. Gehet dieses erstlich gut von statten, so wird es ihr auch nicht schwehr fallen einen Brief zu schreiben, wenn sie den Innhalt ein paarmahl gehöret hat.

Die Erziehung der Töchter.

Damit sie nach einem so guten Anfange weiter kommen, und alle im gemeinen Leben vorkommende Sachen und Redens-Arten recht schreiben möge, kan man sie ein Jahr lang, oder noch länger, sehr oft würkliche oder erdichtete Briefe schreiben lassen, und zwar von lauter Sachen, die leicht zu begreifen, und die ihr vollkommen wohl bekannt sind. Auf diese Weise wird es gar bald ein blosser Zeit-Vertreib für sie seyn, wenn sie jemanden von ihren eigenen Angelegenheiten, oder von einer andern Sache, die man ihr aufträget, Nachricht geben solle. Sie wird sich ein Vergnügen daraus machen, denenjenigen im Hause, welche nicht schreiben können, eine Gefälligkeit zu erzeigen. Wenn aber der Vater selbst sie gebrauchet, und ihr nur mit wenigen Worten den Innhalt des Briefes angeben darf, wer wird wohl sodann in

seinem

Die Erziehung der Töchter.

seinem Herzen das größeste Vergnügen dabey empfinden, der Vater oder die Tochter: diese Frage ist schwehr zu entscheiden. Doch zielet meine Muthmassung auf den Vater.

Es kan geschehen, daß ihr das Schreiben zwar wohl von statten gehet, dennoch aber einige Fehler, was die Ortographie betrift, hie und dort übrig bleiben. Diesem Mangel lässet sich gröstentheils dadurch abhelfen, wenn sie öfters die Veränderungen der Haupt-Wörter, welche man mit einem Namen Conjugationes nennet, aus einer guten Grammatik abschreibet. Aber mit weitläuftiger Erklärung der Sprach-Regeln, möchte ich ihr den Kopf nicht zerbrechen, weil sie ihr vielleicht zu schwehr fallen, und alles Lesen verdrüßlich machen möchten.

Was ich bisher angeführet habe, wird vielleicht der ganze Antheil seyn, den unser junges Frauenzimmer an den Wissenschaften nehmen solle. Sie wird in ihrer Kenntniß von der Religion, in demjenigen, was sie aus den ordentlichen Predigten begreifet, und in dem Lesen nützlicher Bücher, ein genugsames Licht für ihre Aufführung finden. Ihre Wissenschaft in der Rechen-Kunst, und im Schreiben, wird ihr genugsame Hülfs-Mittel an die Hand geben, ihr Hauswesen ordentlich ein-

einzurichten, ihrem Manne Ruhe und Vergnügen zu verschaffen, ihren Bedienten und Pachtern in die Charte zu sehen, und, mit einem Worte, sich diejenige Ehrfurcht zuzuziehen, welche man der Wachsamkeit und einer ordentlichen Veranstaltung niemahls versaget. Die Erziehung der Töchter.

Hat sie Verstand, welche Gabe man aber mit einer gewissen Lebhaftigkeit, wobey die Ueberlegung und Einsicht gar öfters fehlet, nicht verwechseln muß, so ist es um so viel nöthiger, sich hinlänglich und mit einer guten Auswahl zu beschäftigen, weil sie sonst auf die gefährlichsten Irrwege gerathen könnte. Ferner, weil es ein grosser Gewinn ist, wenn man eine Person von sehr eingeschränkter Denkungs-Kraft, so weit bringet, daß sie zu ernstlichen Geschäften fähig wird; so erwecket es einem Vater ungemeines Vergnügen, wenn er die natürliche Geschicklichkeit seiner Tochter, durch wohl ausgesonnene Beschäftigungen vermehret, und auf ihren rechten Werth setzet. Die grosse Fähigkeit eines Sohnes, kan mit der Zeit die Stütze des ganzen Hauses werden: Hingegen kan eine Tochter von treflichen Gemüths-Gaben, ihme zum Vergnügen und zum Troste gereichen. Ihr Verstand, welcher von einem natürlichen ungezwungenen Wesen begleitet wird, locket Anverwandte, Freunde

Die Erziehung der Töchter.

de und Fremde zu ihr. Eine schöne Gestalt ziehet zwar die ersten Blicke auf sich. Aber nach und nach versammlet sich alles um die Person, welche vernünftig spricht. Ein Frauenzimmer das Verstand besitzet, und ihre Gedanken wohl auszudrücken weis, ist ein Schatz für das ganze Haus, nicht nur, weil sie keineswegs nur immer herum laufet, und weil sie von angenehmen Umgange ist: Sondern auch weil in allen Fällen, kluger Rath, der Geist der Einigkeit, und eine Beredsamkeit, welche die Herzen gewinnet, bey ihr zu finden ist.

Wie sollen wir es machen, um ihr diese vortreflichen Eigenschaften beyzubringen, welche jedermann lieben und verehren muß? sollen wir sie anfänglich einige Jahre lang lateinische Exercitia machen; hernach die Metaphysik und die höhere Mathematik lernen? soll sie hiedurch geschickt werden, die dunkle Lehre von den Welt-Wirbeln zu begreifen, woraus alle Dinge entstehen; oder die Geheimniß-volle Gänge der Lauf-Sterne, welche einander in einem gänzlich leeren Raume, bald anziehen, bald wegstossen, ohne daß etwas vorhanden wäre, das sie herbey triebe, oder wegführete?

Ein Frauenzimmer könnte alle diese Erkenntniß erlangen, und doch dabey in der tiefsten Unwissenheit bleiben. Es wäre zu beso-

besorgen, sie möchte ihre Vernunft für eine genugsam erleuchtete Führerin halten, ob sie gleich in der That von einer Dunkelheit zur andern fortschritte. Doch das schlimmeste wäre, daß alle diese Dinge nichts beytragen würden, weder ihre eigene, noch ihres Nächsten Glückseligkeit zu befördern. Wir wollen sie also dieser Mühe überheben, weil solche ihrer natürlichen Fähigkeit die gewünschte Vollkommenheit keinesweges beylegen würde. Die Erziehung der Töchter.

Sollte ihr die lateinische Sprache ja nöthig seyn, so müste man es damit auf die Weise anfangen, die ich zum öftern bewährt gefunden habe. Doch hievon wird sich reden lassen, wenn wir auf die Unterweisung der Söhne kommen.

Der Endzweck aller Erkenntniß, die man einem Frauenzimmer von guter Fähigkeit beybringen will, bestehet darinn, daß sie die Ueberlegung gebrauche, ohne ihre Munterkeit zu verliehren. Diejenige Beschäftigung, davon sie tiefsinnig und Leutscheu würde, wäre eben so tadelnswürdig, als eine andere, die sie eitel oder flatterhaftig machte. Mir ist nur eine einige Lehr-Art bekannt, welche alle erwünschte Vortheile verschaffet, ohne daß man einigen Nachtheil besorgen dürfte. Sie bestehet bloß in einer Erweiterung der vorigen, die man bey der allererstern Unterweisung eines

Die Erziehung der Töchter.

Kindes angewendet hatte. Es ist abermahls die Historie, aber umständlicher und besser ausgeführet. Die Geschichte wird angenehmer, je weiter man sich mit ihr bekannt machet. Sie ist nirgend trocken und unangenehm als in den kurzen Auszügen, in die man sie bringet. Unterdessen muß man in diesem Stücke, zu wenig und zu viel, eines wie das andere vermeiden. Greiffet man die Sache nicht an, so ist es gar leicht möglich, daß ein Frauenzimmer, vermittelst der Geschichte, die Lehren der Religion, und das menschliche Herz erkennen lerne, daß sie solche Neigungen und Gedanken schöpfe, welche sie zu allem Guten tüchtig machen; daß sie ihr Gedächtniß und ihre Gespräche mit tausend angenehmen Merkwürdigkeiten zieret; daß sie ihre Mutter-Sprache rein reden und schreiben lerne; daß sie eine Fertigkeit erlange, die Wahrheit in allen Fällen geschwind einzusehen, und daß sie einen Abscheu vor allem was falsch, ungegründet, und über unsere Kräften ist, erlange.

Hiezu wird nichts als beharrliche Uebung erfordert. Grosse Mühe darf man nicht anwenden, noch weniger dem Umgange sich beständig entziehen. Wenn eine junge Person die Anfangs-Gründe wohl inne hat, die sie in der Kindheit zu erkennen anfiengen, und wenn sie im Rechnen und Brief-

Briefschreiben eine genugsame Fertigkeit besitzet, so ist es Zeit den Grund zu dem historischen Gebäude zu legen.

Die Erziehung der Töchter. Erlernung der Geschichte.

Das ganze Werk kommet darauf an, daß man der jungen Schülerin eine merkwürdige und wohl aneinander hangende Folge aller sonderbaren Begebenheiten, und aller Veränderungen der Reiche, die sich vom Anfange der Welt bis auf unsere Zeiten ereignet haben, vorlege, und ihr zugleich die Orte zeige, wo sie geschehen sind. Es ist dieses eigentlich eine historische Erd-Beschreibung, wobey man den Vortheil zum Voraus hat, daß man die Nahmen der Oerter nicht besonders erlernen darf, welche, wenn sie unmittelbar auf einander folgen, grossen Eckel erwecken, und hernach eben so leichte aus dem Gedächtnisse fallen, als sie ihme mühesam einverleibet worden. Es bringet diese Lehr-Art noch einen andern und nicht geringern Vortheil, wenn man das Betrachten der Oerter auf der Land-Charte, dergestalt mit einer merkwürdigen Begebenheit verbindet, daß man sich bey dem einen, auch zugleich an das andere erinnert. Es sind aber die Land-Charten einer grossen Beschwerlichkeit unterworfen, nehmlich daß sie die Einbildungs-Kraft durch eine grosse Menge nebeneinander befindlicher Nahmen verwirren, also daß das Ort, wovon

Die Erziehung der Töchter.

die Rede ist, nicht in die Augen fället, und wenn man es gefunden hat, wegen der vielen dabey stehenden, keinen starken Eindruck machet. Daher muß man Land-Charten haben, oder ausdrücklich zeichnen, worauf nur dasjenige stehet, wovon der bishero abgehandelte Theil der Geschichte Meldung thut; das übrige was hieher nicht gehöret, bleibet weg, und machet folglich weder dem Auge, noch dem Verstande, einige Hinderniß.

Erd-Beschreibung aller Zeiten.

Bey dem Anfange dieser historischen Erd-Beschreibung zeiget man die Erde von allen Nahmen menschlicher Wohnungen ganz leer, indem sie noch keine Einwohner hat. Weil man nicht eigentlich weiß, in welchem Zustande das Meer damahls mag gewesen seyn, indem es an vielen Orten unserer Erd-Kugel seinen Platz bekannter-massen verändert hat, so zeichnet man auf der Charte nur die Spitze des Persischen Meer-Busens, benebst dem Laufe des Tygers und des Euphrates, und setzet das irdische Paradies zwischen dem Puncte, wo beede Ströme sich vereinigen, und zwischen dem Puncte, wo ihre Wasser sich theilen, und hernach in den Persischen Meer-Busen fallen, einer gegen Osten, der andere gegen Westen, gerade gegen der Perlenbank über. Das Gold von Arabien, die Perlen von Catif, die Nahmen

men beeder Ströme, und der Völker, welche ihre Ufer nachgehends haben, benebst andern von Mose beygebrachten Merkmahlen, geben der Einbildungs-Kraft etwas, woran sie sich halten kan, und helfen uns den einzigen Fluß kennen, welcher diesen anmuthigen Aufenthalt bewässerte, ingleichen seine vier Arme, welche hernach andere Namen bekamen. Die Erziehung der Töchter.

Von dem Falle Adams, bis auf die Sündfluth, lieset man von keinem Orte, wo sich etwas Merkwürdiges zugetragen hätte. Mit diesem neuen Zeit-Laufe bekame die Erde auch eine ganz neue Gestalt. Man kan sie nebst ihren vier grossen Theilen, innerlichen und äusserlichen Meeren ohngefehr eben so vorstellen, wie sie heutiges Tages aussiehet, indem alle alte Nachrichten eben derselbigen Meere, Flüsse, Berge und Länder Meldung thun, welche noch jetzo vorhanden sind. Auf dieser zweyten Charte von der Erd-Kugel, oder nur von Asien alleine, darf man nur bey der Quelle des Tygers das Gebürge Ararat zeichnen, wo sich der Kasten Noah niederliesse; ferner die Ebene Sinear, oder Mesopotamien zwischen dem Tyger und Euphrat, ingleichen den babylonischen Thurn, den des Noah Nachkommen erbaueten, damit man ihn von weitem sehen und wissen möge, wo man zusamm kommen

Die Erziehung der Töchter.

müsse, weil sie entschlossen waren, sich nicht voneinander zu trennen, ohnerachtet der Mangel an Lebensmitteln ihre Vertheilung in andere Länder nothwendig machte. Die dritte Charte stellet ihre Zerstreuung vor, und zeiget die Nachkommen des Sems in Asien, des Japhets in Europa, und in dem nordlichen Asien, von wannen sie sich durch die Tartarey und Grönland in America ausbreiten; endlich die Nachkommen des Chams in dem ganzen Striche von Susistan, bis an das Ende von Africa.

In den folgenden Charten entwirfet man fast nichts anders als die Begebenheiten des Volkes GOttes, von Abraham bis auf die Zerstörung Jerusalems unter Vespasiano. Von den benachbarten Ländern erscheinet nur so viel, als nöthig ist, die Gränzen ihres jedesmahligen Aufenthaltes fest zu setzen. Man siehet also 1) die Reisen des Abrahams; 2) die Wohnungen der von ihme entsprungenen Völker, der Edomiten, Ismaeliten, Israeliten, Madianiten u. s. w. 3) die Züge des Moses und des Josua; 4) die Theilung des gelobten Landes, und die Gränzen der zwölf Stämme; die Eroberungen Davids; 6) die Fahrten der Schiffe des Josaphats; 7) die Trennung der Königreiche Juda und Israel; 8) die Zerstörung des Samaritanischen Reiches von den Assyriern; 9) die

die Gefangenschaft der Juden zu Babylon, und ihre Loslassung unter Cyro; 10) die Colonien der Juden; 11) ihre Zerstreuung, ihre nachmahlige Austreibung, und die mancherley Orte ihres Aufenthaltes, bis auf die Zeit, da sie ihren Heyland erkennen sollen, welchen sie verworfen hatten. Die Erziehung der Töchter.

Es wäre gut, wenn man die vornehmsten Begebenheiten mit der Bestimmung ihrer Zeit unzertrennlich verknüpfen könnte. Ohneracht dieses Wunsches verlange ich keinesweges, daß man einem jungen Frauenzimmer den Kopf mit der alten Zeitrechnung verwirren solle. Es sollen sich kaum die Gelehrten lange dabey aufhalten. Der Heilige Geist, welcher eine Ordnung in Erzählung der Begebenheiten seines Volkes beobachtet, und die Zeit angegeben hat, befande nicht für nöthig, die Eitelkeit derer, die alles auf das genaueste wissen wollen, zu vergnügen. Er saget uns, daß ein gewisser Erzvatter, oder andere berühmte Personen, sechzig, siebenzig, hundert und zwanzig Jahre gelebet oder regieret haben, er sagt aber nicht, ob es ganz genau so viel Jahre gewesen, oder ob man einige Tage, Wochen und Monathe zusetzen müsse. Rechnet man alle dergleichen Ueberschusse zusammen, so betragen sie endlich einige Jahre, und vergrössern die angegebene Haupt-Zahlen, wodurch Mäßiger Gebrauch der Zeitrechnung.

Die Erziehung der Töchter.

aber die Gründe der Zeitrechner ungewiß, und unmöglich zu setzen, werden. Nimmet man aber die angegebene Jahre an, ohne darüber zu streiten, so helfen sie der Ordnung und dem Gedächtnisse.

Ein anderes Mittel wobey man die Zeit merken könnte, wäre dieses, woferne man die Geburt Christi, zu einem allgemeinen Puncte annähme, von welchem man allezeit zu zählen anfienge. Gleichwie wir also, was nach seiner Geburt geschehen ist, von dem Jahre derselbigen zu zählen anfangen: Also müste man das vorher geschehene nach den Jahren bestimmen, die vor dieser Geburt verflossen sind. An statt also die Reise Abrahams in ein gewisses Jahr von Erschaffung der Welt, oder von dem Periodo Juliana zu setzen, wollte ich lieber sagen, Abraham wurde beruffen ohngefehr neunhundert Jahre vor der Geburt Christi; weil diese Rechnung beynahe ihre Richtigkeit hat, und uns an etwas erinnert, das leicht zu behalten ist, wenn man die Geburt unsers Heylandes zum allgemeinen Mittelpuncte machet.

Hat man die biblische Geschichte auf diese Weise sorgfältig durchgegangen so läsßet sich mit der weltlichen ein gleiches thun, indem man auf einer Charte von dem alten Asien, die grossen Reiche von Assyrien, Meden, Babylon und Persien zeiget. Die vor-

vornehmsten Pflanzstätte der Phönicier an den Küsten des mittelländischen Meeres, werden dabey insonderheit nicht vergessen. Man bemerket die Fahrt nach Tarsis oder Andalusien mit Puncten, sowohl über das mittelländische, als über das rothe Meer, an welchem die Phönicier einen Hafen oder eine Niederlage hatten, und von da sie um ganz Africa herum nach Spanien fuhren, und unterwegs von ihrem Handel an den barbarischen Küsten, unsäglichen Vortheil zogen. Die Reisen des Ulysses, des Aeneas und des Telemachs helfen dazu, das man von dem alten Griechenland und von der ganzen mittelländischen See einen Begriff erlange, wobey man erinnert, daß die Reisen selbst etwas Erdichtetes sind. Man verliehret nichts leichter aus dem Gedächtnisse als die Namen der Orte. Aber diejenigen vergisset man niemals, welche durch eine ausserordentliche Begebenheit, oder überhaupt durch etwas merkwürdiges fest eingepräget worden. Man fähret also auf diese Weise fort, und suchet in der Geschichte solche Unternehmungen aus, welche umständlich beschrieben sind: und allerley Orte gedenkwürdig machen. Dergleichen sind die Züge des Cyrus, des Cambyses, des Xerxes, des Alexanders, des Agathocles, des Hannibals, des Scipio, des Cäsars, des Trajani, Constantini des Grossen, des Julia-

Die Erziehung der Töchter.

Die Erziehung der Töchter.

lianus, Carls des Grossen, und des Tamerlans. Ein einiges Beyspiel wird hinlänglich seyn, zu beweisen, wie nützlich diese Lehrart sey. Nachdem Alexander die Triballier und Illyrier bekrieget hatte, überzog er die Stadt Theben in Böotien, schleifte und zerstörete sie, weil sie dem allgemeinen Schlusse aller griechischen Staaten zu einem Heereszuge gegen die Perser, nicht hatte beytretten wollen. Von da über den Hellespont, setzte über den Fluß Granicus: Durchzog Jonien, Cilicien, unterwarf sich Issus, Tyrus, Gaza, Jerusalem, Egypten und Libien, besuchte das Oracul des Jupiter Hammons, kehrte hierauf nach Egypten zurücke, und bauete die Stadt Alexandrien. Hernach suchte er den Darius jenseit des Tygerstrohmes auf, schlug mit ihm auf der Ebene von Arbela, jagte ihn nach Medien, unterwarf sich ganz Asien bis an den Indus, nahm seinen Weg gegen das Indianische Welt-Meer, und von da nach Babylon, woselbst er starb.

Hat man keine Kenntniß von der Lage der Länder, so hat man lauter verwirrete Begriffe von allen diesen Begebenheiten. Man siehet nicht ein, warum sie in solcher Ordnung geschahen, warum der Macedonische König so viele Zeit auf die Bezwingung von Syrien und Egypten wendet, und nicht lieber seinen Feind sogleich jenseit des

Ty-

Tygers aufsuchet. Die Geschichtschreiber bemerken ganz wohl, wenn Alexander in das Herz von Asien eingedrungen wäre, und die mittelländischen Seehäfen in der Gewalt des Darius gelassen hätte, so hätte dieser eine mächtige Flotte ausrüsten, und ganz Griechenland und Macedonien verheeren können. Allein diese Ursache wird nicht begreiflich, woferne man sich die Lage der Länder nicht vorstellen kan. Die Erziehung der Töchter.

Nimmet man das Historische weg, und will die Namen und die Lage der Orte nur allein in das Gedächtniß fassen, ohne sie mit einiger Merkwürdigkeit zu verbinden, welche sie fest in dasselbige drücket, oder ohne sie mit den Absichten eines Kriegszuges zu verknüpfen, welche uns von einer Stadt zu der andern führe, so wird die Lage von Tyrus oder von Alexandrien eben so geschwinde vergessen seyn, als die Lage von Lonjumeau oder von Nonsy le-sec.

Will man ein weitläuftiges Land auf der Charte kennen lernen, so muß man sich hin und wieder bey einigen Städten, bey einem Flusse oder Gebürge desselbigen aufhalten, und sie mit einem besondern Vorfalle, oder mit einer andern ausserordentlichen Merkwürdigkeit verknüpfen. Auf diese Weise wird alles annehmlich miteinander verbunden und dem Gedächtnisse ordentlich einverleibet. Ja auch diejenige Orte, die man

Die Erziehung der Töchter.

man noch nicht kennet, oder mit Vorsatze aus der Charte weggelassen hat, lassen sich eben so leicht behalten als die andern, so bald als man weis, daß sie nahe bey diesem oder jenem Orte liegen, welchen man bereits kennet.

Auf diese Weise kan man die Begebenheiten und die Namen der Länder und Städte, welche in einer jeden beliebigen Geschichte vorkommen, miteinander verbinden. Nur muß man nicht der gemeinen Gewohnheit zu Folge über die Geschichte der mittlern Zeiten allzuleicht wegfahren. Ich möchte wissen, ob es annehmlicher oder nützlicher wäre, die Streifereyen des Sartorius zu lesen, als die Züge der Normänner. Diese kamen aus Norwegen und vereinigten sich mit andern an der Balthischen See wohnenden Völkern; sie durchstreiften Frießland und andere zum deutschen Königreiche gehörige Provinzen, sie wurden aber heraus gejagt, und litten eine erstaunliche Niederlage an der Dyle, von dem deutschen Könige Arnolfen, hingegen in Frankreich konnte man sich ihrer nicht erwehren, sie belagerten so gar Paris, welches von Robert dem Stamm-Vatter der jetzigen französischen Könige vertheidiget wurde. Endlich trate König Carl, der Einfältige, ihrem Herzoge Rollo das Land ab, welches noch ietzo die Normandie heisset. Mit der

Zeit

Zeit setzten sie sich in dem untern Theile von Italien fest, und einer von den Normannischen Herzogen wurde König von Engelland. Kan etwas ausserordentlichers seyn, als die Begebenheiten des Rollo, welcher, wenn man es beym Lichte besiehet, anfänglich nichts anders war, als der Anführer eines Rauberhaufens, und welcher bloß durch den Schaden, den er stiftete, den französischen König Carl bewog, ihm auf Ansuchen seiner Landstände, seine Prinzessin und ein grosses Herzogthum anzubieten, dagegen aber ein Christ wurde, und alle seine Normänner ebenfalls bekehrete? sind die Eroberungen und die weisen Gesetze des Rogers in Sicilien, und des Wilhelms in Engelland nicht merkwürdig genug?

Die Erziehung der Töchter.

Wie viele Annehmlichkeit findet nicht ein junges Frauenzimmer in den Entdeckungen, welche Vasquez de Gama in Ostindien, und Christop Columbo in America machte, gleichwie auch an der Ausbreitung des Europäischen Handels an den Küsten der weit entferntesten Länder.

Hat eine junge Person diese historische Erdbeschreibung durch Hülfe eines geschickten Lehrmeisters wohl gefasset, so ist sie im Stande so wohl die Geschichte, als die Erdbeschreibung, vor sich selbst und so weitläuftig als sie will, zu erlernen. Sie findet sich überall zurechte. Sie kennet alle Orte

Die Erziehung der Töchter.

te wo etwas vorgehet, und merket die Verbindung der Orte und der Begebenheiten, mit Vergnügen. Sie hat sodann keinen Lehrmeister mehr nöthig, und kan sich selbst einen Zusammenhang der Geschichte zu ihrem Gebrauche verfertigen, und mit eigener Hand aufsetzen.

Verfertigung eines historischen Aufsatzes.

Indem sie die Uebersetzungen der alten Schriftsteller, und die besten unter den neuen Geschicht-Beschreibungen lieset, wird sie finden, daß alles, was man ihr bisher gezeiget hatte, so angenehm als man es auch durch beständige Abwechslungen zu machen trachtete, noch bey weitem nicht das schönste an der Geschichte sey; daß die gröste Vortreflichkeit dieser angenehmen Wissenschaft in der Kenntniß des menschlichen Herzens und in den Ueberlegungen bestehe, welche jede Begebenheit von selbst mit sich bringet, ohne daß sie der Geschichtschreiber dazu setzen dürfte; daß man die Begebenheiten nothwendig mit ihren gehörigen Umständen wissen müsse, wenn man von ihrer Veranlassung urtheilen, die begangene Fehler einsehen, und mit einem Worte, wenn man unterscheiden wolle, was sie löbliches oder tadelnswürdiges an sich haben. Sie wird ohne Mühe einsehen, daß man bishero dergleichen Ueberlegungen von ihr nicht verlanget habe, aus Beysorge sie verdrüßlich zu machen; daß man nur gesuchet

suchet habe, sie bey guter Lust zu erhalten, und ihr den Weg zu weisen; daß es aber nunmehro Zeit sey, auf selbigem alleine fortzugehen, und ihre eigene Geschicklichkeit zu zeigen. Die Erziehung der Töchter.

Es wäre sehr zu wünschen, daß sie sich selbst eine Geschichte aufsetzte, und den Innhalt dazu aus bewährten Büchern nähme. Dieses würde ihr nicht nur die Sachen selbst einprägen, sondern ihr auch eine höchst nöthige Geschicklichkeit beybringen, es würde sie nehmlich in den Stand setzen, ihre Gedanken von allen beliebigen Sachen auf eine ungezwungene Weise vorzutragen.

Man pfleget auch eine und andere besondere merkwürdige Sachen in einem bequemen Zusammenhange abzufassen, und jungen Personen in die Feder vorzusagen. Dieses verursachet, daß sie sich bey mancher Gelegenheit damit groß machen können, obgleich ihre würkliche Wissenschaft ziemlich geringe ist. Wir wollen aber den falschen Schein, der keinen Bestand hat, fahren lassen, und uns lieber auf einen würklichen und dauerhaftigen Grund befleißigen, welcher von sich selbst ein unfehlbares Vergnügen hervorbringet. Dieser dauerhaftige Grund, ist das Vermögen richtig zu urtheilen, und sich, es seye mündlich oder schriftlich, auf eine schöne und leichte Weise auszudrucken. Man kan

aber

Die Erziehung der Töchter.

aber diese Fertigkeit durch kein leichteres und bequemeres Mittel erhalten, als wenn man eine Geschichte lieset, sie gleich wieder hersaget, und so fort zu Papiere bringet.

Diese Uebung wird desto nützlicher seyn, und desto besser von statten gehen, wenn sie anfänglich unter der Aufsicht eines verständigen Lehrmeisters angestellet wird, welcher es erinnern kan, wenn ein Fehler gegen die Richtigkeit der Geschichte, gegen die Sprache, oder gegen die Rechtschreibung unterläuft. Das beste, was man zu Aufmunterung eines jungen Frauenzimmers thun kan, das sich übet Aufsätze zu machen, ist, daß man ihre Unterscheidungs-Kraft lobe, wenn sie gewisse Umstände von schlechter Erheblichkeit weglässet; bey einer rühmenswürdigen That oder bey einer himmelschreyenden Ungerechtigkeit sich insonderheit aufhält; bey lebhaftigen und beweglichen Erzählungen eine Empfindlichkeit spühren lässet. In kurzer Zeit werden zwey gute Freundinnen, oder zwey Schwestern, einander Rechenschaft von ihrer Arbeit geben, und wechselsweise das Amt eines Lehrmeisters versehen können. Fahren sie fort, sich auf diese Weise zu üben, ziemlich lange Erzählungen abzulegen, und sie ohne Fehler aufzusetzen, so wird die Geschichte, insonderheit aber die Biblische für sie eine Schule der Sittenlehre, der Bered-

redsamkeit, und einer gesunden Beurtheilung seyn. Der hauptsächlichste und immerwährende Nutzen bestehet nicht darinn, daß sie ihr Gedächtniß mit einer langen Reihe Begebenheiten anfüllen. Sie können einen guten Theil davon ohne Schaden wieder vergessen. Der wahre Nutzen dieser Lehr-Art ist, daß sie unvermerkt, und durch eine Uebung, deren Würkung unauslöschlich bleibet, so wohl das Gemüth als die Schreib-Art verbessert, und beede zu einem grossen Grade der Vollkommenheit bringet. Die Erziehung der Töchter.

Bey der alten Geschichte kan man die Kenntniß von den heydnischen Götter-Fabeln nicht gänzlich missen. Gleichwie sie auch nöthig fället, wenn man den Innhalt von mancherley Schildereyen verstehen, und die Einfälle der Poeten ohne Anstoß lesen will. Hiezu kan sich das Frauenzimmer eines Buches bedienen, welches in dieser doppelten Absicht geschrieben worden und den Titel hat: le petit Dictionnaire de la fable. (*) Kenntniß der Götter-Fabeln.

(*) Da bey uns in Deutschland die Götter Fabeln, auch aus der Poesie gänzlich verbannet sind, so hat man bishero bey uns noch kein deutsches Buch geschrieben, in der Absicht, diese einfältige Possen den Kindern, und zumahl jungem Frauenzimmer beyzubringen. Es ist wohl sehr unnöthig, daß es die Verwandlungen des Ovidius studire. U.

Die Erziehung der Töchter.

Ein gesetztes Gemüth erkennet den Ungrund dieser Erdichtungen ohne Mühe, aber es wäre gefährlich, woferne man in der zartesten Kindheit dabey anfangen, und einen Verstand, der noch gar keine Wahrheit in ihrem Zusammenhange kennet, mit diesen Possen anfüllen wollte. Unterdessen geschiehet es oft (in Frankreich,) daß man die biblische Geschichte, und die Verwandlungen des Ovidius zu einer Zeit vornimmet, also daß die junge Schülerin wenigstens eben so viel Mitleiden über die Verwandlung von Phaetons Schwestern in Bäume bezeiget, als über die Bestimmung des Isaacs zum Opfer, und daß sie von dem Gott Jupiter eben so andächtig redet, als von dem GOtt Abrahams.

Wenn sie einen richtigen Begriff von der Religion erlanget, und die Wahrheit hochzuachten gelernet hat, sodann ist es Zeit ihr das elende Wesen zu entdecken, worinn die heydnische Religion bestande. Den Götzendienst und die dahin gehörige Begebenheiten muß man lächerlich vorstellen, damit sie keinen allzustarken Eindruck in die Einbildungs-Kraft machen. Man darf nur zeigen, daß es mit dem dabey vorkommenden wunderbaren, allezeit auf etwas abgeschmacktes hinauslaufe, so wird sich die Bewunderung bald legen.

Man würde Zeit und Mühe übel anwen-

wenden, woferne man einige Jahre nacheinander mit diesem Zeuge hinbringen wollte. Eine so elende Wissenschaft kan man nicht geschwind genug abfertigen. Weil man aber doch einigen Begriff davon haben muß, so lässet sich die ganze Fabel in weniger Zeit als einem Monathe ganz füglich durch Gemählde ins Gedächtniß bringen, und zwar auf folgende Weise: Die Erziehung der Töchter.

Man theilet die untern und obern Götter in besondere Classen. Ueber dieses leget man jedem gewisse Eigenschaften und gewisse Begebenheiten bey. Jupiter träget den Scepter oder Donner-Keil, Neptunus die dreyzackigte Gabel, Mercurius den Schlangenstab, und so weiter. Die Juno kennet man an ihrem Pfauen, die Venus an den Tauben vor ihrem Wagen, Diana am halben Monde, oder an ihrem Hunde, den Vulcanus an seinem Hammer, den Æsculapius an seiner Schlange. Dieses nenne ich ihre Eigenschaften. Nebst solchen sind sie auch an gewissen Begebenheiten kenntbar, die ihnen begegnet sind. Gemählde für die Fabel.

Wenn alles erzehlet und wieder mündlich nachgesaget worden, ohne es aufzuschreiben, so nimmet man jede Begebenheit aufs neue vor, und machet ein Gemählde daraus, ohne die Personen zu benennen. Hernach lässet man die junge Person eine Stadt, einen See-Hafen, ei-

Die Erziehung der Töchter.

nen Markt-Platz oder einen andern beliebigen Ort wählen, welcher den Grund des Gemähldes abgeben soll. Hernach bittet man sie, sie möchte sich an diesem Orte solche und solche Personen vorstellen, in dieser oder jener Stellung, die von einem gewissen Affecte eingenommen sind, und eine gewisse Handlung anfangen oder vollendet haben. Jetzo kommet es darauf an, zu rathen, was das für Personen sind, die man mit Worten abgemahlet hat, und zu erklären, was alles bedeute.

Erklären Sie doch, wird man zu ihr sagen, ein gewisses Gemählde, davon man Ihnen schon etwas erzählet hat: Es stellet einen prächtigen Saal vor, an der Decke hängen Lampen herab: Ein König sitzet an der Tafel, und scheinet einen grossen Abscheu vor der Speise zu bezeigen, die man ihm aufgetragen hat; einer von den Gästen stehet auf, und hat einen Wolfs-Kopf, statt eines Menschen-Kopfes.

Was bedeutet das Gemählde, da eine Göttin auf einem Wagen mit Pfauen bespannet, vor eine finstere Höhle fähret, woselbst sie ein König empfänget, der seinen Scepter gegen viele beflügelte aufgeblasene und trotzige Gesichter ausstrecket?

Was bedeutet das Gemählde, da man an dem Ufer des Meeres drey Figuren stehet,

het, welche halbe Menschen und halbe Fische sind, und wie es scheinet, einen Mann zu sich locken wollen, der am Mast-Baume eines vorüber fahrenden Schiffes angebunden ist? Die Erziehung der Töchter.

Wenn man auf diese Weise die Namen aller dieser Gemählde etlichemal wiederhohlen lässet, so erspahret man sich die Mühe etwas davon in die Feder vorzusagen, oder lesen zu lassen. Es kommt also nichts in das Gedächtniß, als was man hinein bringen will, dahingegen ein Buch oft mehr saget, als man wollte. Man verschonet hier etwas, das noch schätzbarer ist, als die Zeit und der Verstand.

Weil diese Lehr-Art geschwinde fördert, und jungen Leuten ungemein beliebig fället; so kan man sie auch gebrauchen, um die schönsten Begebenheiten des Alterthumes dem Gedächtnisse fest einzuprägen, und mit Lust zu wiederhohlen. Ein Frauenzimmer das von biblischen und weltlichen Geschichten eine Kenntniß hat, wird nicht nur auf dergleichen Fragen richtig antworten, sondern auch sich selbst üben, solche Bilder auszusinnen, und einer von ihren Bekandtinnen, zur Auflösung vorzulegen. Was mag, zum Beyspiele, eine Gemählde bedeuten, daß ein Feld-Lager vorstellet, dessen Soldaten einander tödten, oder über den Haufen rennen, indem sie bemühet

Die Erziehung der Töchter.

sind, auf das eilfertigste zu entfliehen; rings herum siehet man eine kleine Anzahl Soldaten, welche in einer Hand eine Fackel, in der andern eine Trompete halten, worauf sie blasen? was für eine Begebenheit würde vorgestellet, wenn man einen Berg voll Weinstöcke mahlte, zwischen welchen viele Ochsen herum laufen, die brennende Fackeln an die Hörner gebunden haben, wovon die Dunkelheit der Nacht einigermassen erleuchtet wird? Hiebey sind noch zwey Armeen zu sehen, eine flieht in Unordnung oben über den Berg davon, die andere hält sich unten in der Ebene ganz ruhig; von einer Weite zur andern sind einige brennende Fackeln aufgesteckt, und Soldaten zu sehen, die sich bald tod lachen wollen.

Doch diese Uebung, welche das Gedächtniß zu zieren, oder zum Zeitvertreibe nach der Arbeit dienet, muß ein blosses Spiel seyn. Die Bemühung und das Lob, muß man ohne Unterlaß auf die Richtigkeit der Beurtheilung, auf die Fertigkeit etwas ordentlich aufzusetzen, und am allermeisten, auf die deutliche Kenntniß der wahren Schönheit, welche die Tugend an sich zeiget, wenden.

Die Lust, welche ein junges Frauenzimmer durch das Wiederhohlen und Aufschreiben der Geschichte zu dieser Uebung gewon-

gewonnen hat, wird sich gar bald weiter ausbreiten, als nur allein über die Begebenheiten. Hat man einmahl Lust an etwas, so hat man den allerbesten Lehrmeister. Dieser wird ein sinnreiches Frauenzimmer, das die Anmuth eines schönen Aufsatzes einzusehen vermag, unfehlbar dahin bringen, daß sie die Grund-Regeln der Beredsamkeit und Dicht-Kunst wissen will, welche darinn bestehen, daß man unterscheide, was wahr, was wahrscheinlich, und was falsch ist. Er wird mit Vergnügen die Uebersetzungen der Griechischen und Römischen Meister-Stücke lesen, und sich an denen in unserer eigenen Sprache ursprünglichen verfasseten, nicht weniger ergötzen. Die Erziehung der Töchter.

Wenn die Begierde zu wissen, wohl angeführet worden ist, so bleibet sie niemahls müssig, und lenket sich willig auf die gute Seite. Man darf also beynahe nicht zweifeln, unser Frauenzimmer werde nach einiger Kenntniß von den anmuthigsten Seltenheiten der Natur-Geschichte trachten, welche Arbeit eben so geschickt ist die Spuren der Vorsehung allenthalben zu finden, als unsere eigene Reichthümer kennen zu lernen.

Nach und nach wird sie in unserer Sprache noch andere Schätze entdecken, die alles, was wir bisher erzählet haben,

Die Erziehung der Töchter.

ohne Vergleich übertreffen, nehmlich unvergleichliche Bücher, welche zur Gottesfurcht und zu Beobachtung der Pflichten eines Christen anführen, und welche mit eben so vielem Nachdrucke als Deutlichkeit geschrieben sind. Der Nutzen, den sie hieraus schöpfte, wird desto grösser seyn, je mehr Fähigkeit sie ihrem Verstande beygebracht hat, die Wahrheit einzusehen, und über alles hoch zu achten.

Also ist die historische Lehr-Art beschaffen. Sie erwecket nicht den geringsten Eckel, wohl aber die Liebe zur Wahrheit, auf welche vortrefliche Eigenschaft eines Gemüthes, man in der Folge kecklich trauen, und sie ihrem eigenen Triebe überlassen darf. Dahingegen, woferne man junge Personen mit Sitten-Lehren, Regeln und Formeln, ja, was noch ärger, mit abgezogenen Begriffen und Streitigkeiten beschwehret, so wird ihnen dieses zur Last, und sie wünschen sehnlich, es möchte die verdrießliche Uebung ein Ende nehmen. Man muß die Begierde nach nützlichen Wahrheiten erwecken, aber man muß im Anfange keine andere, als angenehme, zum Vorschein bringen. Daher ist das beste, wenn man sich an das historische hält, aus welcher Wurzel alle Sitten-Lehre hervorkeimet. Diesen Keim darf man nur lassen wie er ist, er wird zu seiner Zeit Blüthe

the und Früchte bringen, ohne daß man sich deswegen weiter bemühen dürfte.

Die Erziehung der Töchter.

Hat man gleich die Unterweisungen des Verstandes, allmählig mit fleißiger Uebung in alle demjenigen vergesellschaftet, was zum Nähen, Sticken, zu Besorgung des leinen Geräthes, der Kleidung, und mit einem Worte, zur Frauenzimmer-Arbeit gehöret, so wird doch die Gewohnheit, dem Verstande etwas zu thun zu geben, dermassen eingewurzelt und kräftig seyn, daß unter drey oder vier guten Freundinnen, welche sich gemeinschaftlich mit einiger Arbeit zu ihrem eigenen Gebrauche oder zum Besten der Armuth beschäftigen, gar oft eine seyn wird, welche den übrigen etwas vorlieset, und ihnen von einer Zeit zur andern Gelegenheit lässet, ihre Betrachtungen über den Innhalt des Verlesenen anzustellen, welche oft nüzlicher sind, als das Lesen selbst.

Die Hand-Arbeit ist an sich selbst etwas schönes, und dem Frauenzimmer höchstnothwendiges; sie befreyet es vor einem abgeschmackten und schädlichen Müssiggange. Ein Frauenzimmer, das keine Hand-Arbeit verstehet, beschimpfet sich eben so sehr, als wenn sie an ihrem Hause angeschlagen liesse: **Hierinn wird gespielet, oder, hierinn gehet man müßig.**

Die Klugheit erfordert, daß ein Frauenzimmer in Religions-Sachen, keine Par-

Die Erziehung der Töchter.

theylichkeit, keinen Haß, kein zänkisches Wesen an sich spühren lasse. Sie liebet die Religion von Grund des Herzens. Sie findet den wahren Abriß derselbigen, und alle desfalls nöthige Erläuterungen, in den Glaubens-Bekenntnissen, in dem Evangelio, in der Unterweisung der Lehrer, und in den geistreichen Schriften, welche sie aus der allgemeinen Hochachtung, die man für selbige träget, ohne Mühe kennen lernet. Vermittelst dieser deutlichen und sichern Hülfs-Mittel, übet sie ihre Religion in gelassener Stille. Sie tadelt weder die Lehrer noch andere Stände, weil sie nicht dazu berufen ist, sie zu verbessern. Was sie nicht verstehet, davon redet sie nicht, ja sie übergehet auch dasjenige mit Stillschweigen, was sie würklich verstehet. Sie sorget für nichts, als für ihre eigene Aufführung, weil sie glaubet, die Sanftmuth, worinn der gröste Ruhm eines Frauenzimmers bestehet, sey nur sodann vollkommen, wenn sie in keinem Stücke jemahls unterbrochen wird.

Diese vernünftige Neigung wird die Einigkeit in ihrem Hause unterhalten, und ihren Mann glücklich machen. Wäre er auch ein Spieler, ein Verschwender, ja ein Mensch, der von Religion gar nichts hielte, so würde er sie dennoch lieben und ehren. Es ist vielmehr, so zu sagen, unstrei-

streitig, sie werde ihn gewinnen, und zur Erkenntniß seiner Schuldigkeit bringen, weil sie ihre Vorstellungen weder mit Bitterkeit noch mit Verweisen anfüllet. Eine beständige und niemahls murrische Ausübung der Tugend, ist die allerkräftigste Predigt. Was für ein herrlicher Schatz ist ein solches Gemüthe für die menschliche Gesellschaft.

Die Erziehung der Söhne.

Nunmehro wollen wir auf die Erziehung der Söhne kommen, und solche ebenfalls in zweyerley Lehr-Art abtheilen, weil man sich in der That entweder einer oder der andern bedienet, wiewohl mit einiger Veränderung, bald in diesem, bald in jenem Stücke.

Bey der ersten Lehr-Art haben wir die Absicht, aus dem Sohne dasjenige zu machen, was man insgemein einen angenehmen Menschen nennet. Ich sehe gar wohl ein, was mancher sich für einen Endzweck vorsetzet; ob er gleich äusserlich ganz etwas anders vorsetzet, so zielen doch alle seine Bemühungen und seine Anschläge auf nichts anders. Wir wollen doch sehen, wie man die Sache anstelle, und wie denn der angenehme Mensch eigentlich beschaffen sey, davon die Welt insgemein so viel Wesens machet. Hernach wollen wir eine andere Lehr-Art betrachten, welche einen Menschen ebenfalls, und zwar

der

Die Erziehung der Söhne.

der ganzen menschlichen Gesellschaft angenehm machet, ohne daß er jemahls die Absicht gehabt hätte, jemand zu gefallen.

Erstlich, ist es gebräuchlich, das Kind in den ordentlichen Schulen unterrichten, und es von einer Classe in die andere setzen zu lassen. Hiebey hat man grossen Vortheil, man schaft sich die unruhige Jugend vom Halse, man erhält auch das Zeugniß, daß man der Mode gefolget, und das Seinige gethan habe. Hiezu kommet noch, daß dem Vorgeben nach, ein junger Mensch zugleich solche Bekanntschaften erlange, die ihm bey künftiger Gelegenheit nützlich seyn können. Denn das verlanget man nicht, daß er griechisch und lateinisch lernen, gottsfürchtig werden, oder die Regeln einer vernünftigen Aufführung begreifen solle. Wozu sollte ihm dieses alles in der galanten Welt helfen? man hat wohl andere Dinge nöthig zu wissen. Unterdessen ist es doch in so ferne nicht übel gethan, wenn ein junger Mensch etwa ein Briefgen schreiben kan, wenn er einigen Begriff von der Historie hat, und zumahl, wenn er die Götter und Göttinnen, ihre Begebenheiten und wunderbare Verwandlungen, mit einem Worte, die heydnische Fabeln weis. Denn die Fabeln zieren den Verstand, sie geben die schönsten Erfindungen her, wenn man die Gärten

oder

oder die Zimmer ausschmücken will; sie sind mit der Musik und Mahlerey unzertrennlich verknüpfet; kan man sie wohl in der Opera oder im Umgange missen? Wer wollte nun ein Wort dagegen sagen, daß sie nicht höchstnöthig wären? Die Erziehung der Söhne.

Indeme man dergleichen erhabene Absichten bey der Erziehung im Schilde führet, so erweiset man demjenigen, der sie ausführen sollte, das erstemahl, wenn er sich einstellet, ein vor allemahl einige Höflichkeit. Nach diesem wird er allemahl mit der gewöhnlichen Gleichgültigkeit angenommen, die man gegen ein Hausthier träget, das ohne viel Wesens in ein Zimmer kommet, eine Ehrerbietigkeits-Bezeigung ableget, worauf niemand Achtung giebet, und wieder weggehet, ohne daß man sich daran kehret. Unterdessen wird man ihme doch einiges Lob ertheilen, wenn der kleine Junge Verstand zeiget, hingegen wird ihm sein Urtheil schon zum voraus gesprochen, wenn der junge Mensch nichts begreifen kan.

Sind die zum Studiren verordnete Jahre vorbey, massen hier bloß auf die Länge der Zeit, nicht aber auf die Grösse der erlangten Wissenschaft gesehen wird, so bringet man den jungen Menschen in die Welt, man verschaffet ihm auch wohl ein Amt und einen Rang, aber ohne ihme das Herz, wegen der damit verknüpften

Ver-

Die Erziehung der Söhne.

Verrichtungen schwehr zu machen. Im Gegentheile tröstet man ihn vielmehr, daß es diese und jene Mittel gebe, sich in diesem Stücke zu helfen, und von der beschwehrlichen Last zu befreyen. Man müsse nur wissen es recht anzustellen, die Geschicklichkeit der nachgesetzten Bedienten sich selbst zuzueignen, und allen bösen Schein zu vermeiden: Auf diese Weise gebe sich alles spielend. Das Hauptwerk, ja das einzige, was man ihm anbefiehlet, das ist die Kunst andern zu gefallen. Trachtet ihr nur den Leuten zu gefallen, sagt man zu ihm, so wird alles gut gehen, ihr möget übrigens thun was ihr wollet!

Nun ist zwar unstreitig, über einen Menschen der keine Lust zu arbeiten hat, der nichts verstehet, und nicht einmahl daran gedenket, was seine Schuldigkeit von ihm erfordert, werde jedermann schreyen und klagen, der mit ihm etwas zu schaffen hat: Er muß sich, Verzögerung, Umschweife, List, vorsetzlich eingesträuete Hindernisse, Betrügerey und Ungerechtigkeit vorwerfen lassen, weil seine Handlungen niemahls aus der Begierde Gutes zu thun, herfliessen, noch aus der Absicht, daß sie demjenigen, welcher die Herzen kennet, gefallen mögen. Unterdessen wird er doch in der Welt herausgestrichen werden, und sich in einem gewissen Ansehen erhalten, wofer-

woferne er nur den Leuten zu gefallen weis.

Die Erziehung der Söhne. Grundsätze der Kunst zu gefallen.

Diese Kunst, welche beynahe die einzige wichtige Sache in der Welt ist, indem, wer sie besitzet, weder Verstand noch Geschicklichkeit, noch Tugend nöthig hat, kan durch gewisse allgemeine Mittel erworben werden, aus welchen, als aus eben so vielen Quellen, alle Annehmlichkeiten herfliessen.

Die Heucheley.

Nebst der Heucheley, als der Seele dieser Kunst, und welche alle Pflichten nach dem Willen derjenigen abmisset, in welcher Gunst man sich setzen will; sind vornehmlich zwey Mittel, wodurch man sich bey der Welt am allermeisten beliebt machen kan, das Spielen, und ein gewisses freyes Wesen.

Das Spielen.

1) Eine von den vornehmsten Schuldigkeiten eines angenehmen Menschens, ist diese, daß er hoch spiele, und sein Geld mit gelassenem Gesichte verliehre. Ein starker Spieler ist gewisser massen ein Romanen-Held, der alle Augenblicke in Bereitschaft stehet, eines zu wagen, und andern zu gefallen, sich die Haut zergerben zu lassen. Er ist ein angenehmer Weltweiser, den man bey allen Umständen unverändert findet. Er raffet das gewonnene Geld mit gröster Gleichgültigkeit zusamm, und zahlet das verlohrne mit lauter Lachen aus.

Inner-

Die Erziehung der Söhne.

Innerlich möchte er für Zorn öfters zerspringen, aber sein Gesicht bleibet allezeit heiter. Jedermann muß die Gleichheit seines Gemüthes, und seine Entfernung von allem Eigennutze bewundern. Nur ist schade, daß diese äusserliche Gelassenheit das Geblüte nicht hindert in Unordnung zu gerathen, noch der Schwehrmuth wehret, die Gesundheit zu schwächen, noch den dienstwilligen Helden bewahret, Hungers zu sterben.

Doch bis es so weit kommet, daß er verzweifeln oder davon laufen muß, genieset er wenigstens eine Zeitlang, alle mit seiner Lebens-Art verknüpfte höchst-wichtige Vortheile; das Spielen verschaffet ihm überall freyen Zutritt, und lässet ihn gewissen Schutz verhoffen. Zu mancher Zeit setzet ihm die Beständigkeit seines Spiel-Glückes die schmeichelhaftigen Gedanken tief in den Kopf, er müsse unter einem sehr günstigen Planeten gebohren seyn. Schläget es gleich bisweilen um, so lässet er deswegen doch die Meynung nicht fahren, davon er so gründlich überzeuget ist. Wird es noch schlimmer, und verliehret er alles wieder, was er gewonnen hatte, er bleibet bey seiner Einbildung. Unter dem langwührigsten Unglücke, erblicket er jezuweilen eine anscheinende Hofnung zu einem Glücke. Er verlässet sich bestän-

beständig auf seinen Glücks-Stern, unter welchem er gebohren ist. Er hat schon so oft die Probe davon gesehen. Nur Geduld, er wird wohl wieder aufgehen! und in dieser Hofnung spielet man, man borget an allen Ecken und Enden, und wird endlich zum Bettler. Die Erziehung der Söhne.

Doch wir wollen den Spieler durch unangenehme Prophezeyungen nicht beunruhigen. Es ist ja offenbar genug, daß ein Mensch, der zum Glück gebohren ist, nichts zu befürchten habe. Ich will es von ihme glauben: Aber ist denn der unfehlbare Gewinnst, den man bey einer Lebens-Art hoffen kan, ein hinlänglicher Beweg-Grund, sich in selbige zu begeben? wir wollen einmahl alle Gefährlichkeiten, worein das Spiel stürzen kan, bey Seite setzen, und bloß betrachten, aus was für wichtigen Ursachen die geschwornen Liebhaber dieser Uebung sich versammlen. Man könnte auf die Gedanken gerathen, ein Spieler sey deswegen überall willkommen, weil Leute, die nichts zu thun haben, jemand haben müssen, der ihnen Gesellschaft leistet, und ihren Zeitvertreib mitmachet. Ich gebe zu, daß dieses etwas mit dazu beytrage, warum sie ihn so gerne um sich haben. Die Zeit wird ihnen zur Last. Es ist also natürlich, daß sie einen Menschen werth achten, der ihnen zu gefallen, die seinige

Die Erziehung der Söhne.

nige ebenfalls verderbet. Doch es ist noch eine andere weit wichtigere und ganz geheime Absicht, die Ursache, warum man ihme so freundliche Gesichter machet.

Unter allen diesen wohlerzogenen Personen, die von nichts anders reden, als von Gefälligkeiten, von der grossen Hochachtung gegeneinander, und wie man bey allen Fällen ein edles Herz ohne den geringsten Eigennutz zeigen müsse, ist keine einzige, die nicht mit dem eifrigen Wunsche und mit vesten Glauben zu gewinnen, das Spiel anfange. Die Begierde zu gewinnen, thut bey gewinnsüchtigen Spielern erstaunliche Würkungen. Wenn mich jemand um die wahre Ursache fragen sollte, warum sie Tag und Nacht mit Verlust ihrer Ruhe und ihrer Gesundheit an dem Spiel-Tische sitzen, zumahl bey hohem Spiele, so würde ich ohne Furcht eines Irrthumes antworten, sie thäten es, aus Hoffnung zu gewinnen, aus Eigennutz, oder deutlich zu sagen, aus häßlicher Gierigkeit nach fremden Gute.

Ein Spieler, und noch darzu ein starker Spieler, ist nichts anders als ein manierlicher Geldschinder. Wo findet man einen Calmeuser, dem nicht das Herz vor Freuden überlaufe, wenn er Leute erblicket, bey denen er was rechtschaffenes zu gewinnen hoffet? man frage nach, ob er ihnen auch

alle

alle Thüre und Thore öffnen lasse. Ein Spieler betrachtet den andern, als einen Menschen, an dessen Beutel er sich erhohlen, und von dessen Gelde er reich werden will. Dieses sind die schönen Ursachen, warum sie miteinander umgehen. Die Erziehung der Söhne.

Das ist viel zu wenig gesaget, wird man mir einwerfen, wenn man einen Spieler mit einem Geitzigen vergleichet. Ein Geitzhals giebt sich erstaunliche Mühe, und wenn er etwas gewinnet, so ist es ihm fürwahr öfters sauer genug worden. Er hält das zu Rathe, was er erwirbet. Ueber dieses hat er sein Geld bisweilen dem Ertrage seiner Güther, oder einem getroffenen Handel zu danken, der von den Gesetzen erlaubet wird. Aber, ist es mit einem Spieler eben also beschaffen? Er setzet sich mit ein paar Ducaten für alle Haabseligkeit zum Spiele nieder, und möchte gerne mit einigen Tonnen Goldes wieder aufstehen. Er macht sich fertig, ohne alle sein Verdienst und Würdigkeit, die Reichthümer einzusammlen, welche die Vorsehung nur dem, der sich ehrlich nähret und fleissig arbeitet, zur Belohnung bestimmet hat. Er machet sich fertig alles in seinen Sack zu raffen, ohne das geringste dagegen zu geben. Ja er gehet noch weiter. Er begegnet seinem Mitspieler nur deswegen höflich, damit er ihm den Rock vom Leibe ziehen, den letzten

Die Erziehung der Söhne.

Heller aus dem Beutel locken, und über dieses noch alles abjagen möge, was er nur borgen und auftreiben kan. Welches letztere recht förmlich gestohlen heisset. Demnach ist das Spiel im allergeringsten nicht das Band einer leutseligen Gesellschaft, noch ein blosser Zeitverlust, noch auch eine vermäntelte Knickerey; es ist vielmehr eine förmliche Beutelschneiderey, eine von der Gewohnheit erlaubte Weise, jedermann zu plündern, dem man beykommen kan. Dieses ist der Einwurf, den man mir vermuthlich machen wird! ich antworte hierauf, es sey würklich also, und ich verlange hierüber nicht zu streiten.

Unterdessen hat doch die Spielsucht, welche so nothwendig fället, einen Menschen beliebt und zum Umgange geschickt zu machen, ihre ganz besondere Vorrechte, man mag auch sagen was man will. Das Spiel richtet zwar die Gesundheit und das Vermögen der vornehmen Leute zu Grunde: Hingegen findet sich der Vortheil dabey, daß es bey ihnen die Stelle aller Geschicklichkeit und Wissenschaft vertreten kan. Es hindert zwar den Rechts-Gelehrten, daß er die zu seinem Stande erforderliche Kenntniß nicht erlanget, hingegen hindert es ihn im geringsten nicht auf der Richter-Bank zu sitzen, bey dem Verhöre zu schlaffen, und dem ohngeachtet ein

Urtheil

Urtheil über das Leben und Vermögen anderer Leute zu sprechen. Das Spielen bringet noch einen andern herrlichen Nutzen: Es schwächet gröstentheils alle übrige starke Affecten, und hält sie in der Gefangenschaft. Zum Beyspiele, es hemmet die Ausgaben, wozu die eheliche Liebe Anlaß giebet. Es überhebet die natürliche Liebe, das Kost- und Lehr-Geld für seine Kinder zu bezahlen. Es vernichtet nach und nach alle Neigung zur Billigkeit, und alle Ueberbleibsel der Ehrlichkeit. Die Charte falsch geben, ist die geringste Erfindung, wozu es seine Liebhaber bringet. Es lehret sie bey Christen und Juden Geld aufzutreiben, und keinen Menschen zu bezahlen. Mancher Strassen-Räuber stiftet bey weitem nicht so viel Unheil als ein Spieler. Doch, die Gewohnheit bringet den Räuber auf das Rad, und den Spieler in die vornehmste Gesellschaft.

Die Erziehung der Söhne.

2) Nach der Heucheley und dem starken Spielen, ist heutiges Tages kein gewisseres Mittel sich recht sehr beliebt zu machen, als ein freyes unverschämtes Wesen. Personen, die in Kriegs-Diensten leben, und welche, vermöge ihres Standes nicht verbunden sind, sich in allem so genau in acht zu nehmen, und zurücke zu halten, als eine Person die in einem andern Amte sitzet, haben natürlicher Weise, ein freyes

Das unverschämte Wesen.

Die Erziehung der Söhne.

aufgeräumtes Wesen an sich, welches ich im allergeringsten nicht zu tadeln begehre. Das freye Wesen, davon ich rede, ist nur ein elendes Nachäffen von jenem, und deswegen habe ich es auch durch den Beysatz von unverschämt, deutlich unterscheiden wollen. Es bestehet darinn, daß man beständig Spaß mache, andern in die Rede falle, und dafür selbst etwas vorbringe, wovon weder Ueberlegung, noch Wissenschaft, noch Zusammenhang erscheinet. Ich möchte gerne sehen, wie es ein Logicus anfangen wollte, der dieses Wesen ordentlicher Weise definiren wollte. Es würde ihm mancher Angstschweiß darüber ausbrechen. Alles, was ein solcher Mensch vornimmt, das thut er, ohne selbst zu wissen was? dieser Sachen aber sind dermassen vielerley, daß man sie ohnmöglich in eine kurze Erklärung bringen kan. Doch, wir wollen es wagen, von der Artigkeit dieser heutiges Tages so wichtigen Eigenschaft, eine Beschreibung zu geben, so gut es angehen will.

Das air Cavalier, oder das sogenannte freye Wesen, davon wir reden, ist ein Mischmasch aus mancherley Beginnen von schlechter Wichtigkeit, und aus spaßhaftigen Reden, welche, wenn sie für die rechten Liebhaber ausgekrahmet werden, ein weit grösseres Lob erhalten, als gesunde

Ver-

Vernunft, Wissenschaft, und die grösseste Geschicklichkeit von der Welt. Hieher gehöret, zum Beyspie, die Sorgfalt, alle Tage Nachricht von der neuesten Veränderung in der Kleider-Tracht zu haben; ein richtiges Urtheil zu fällen, was für Farben einer Person am besten stehen; an welchem Orte ein Band oder eine Schleife angeheftet werden müsse; allezeit Schlagwasser oder wohlriechende Essenzen auf den Nothfall bey sich zu tragen; alle Histörchen zu wissen, damit man sich träget; über jedes Wort, das jemand entfähret, eine grosse Lob-Rede zu halten, und in selbigem viele Scharfsinnigkeit und einen verborgenen Verstand zu finden, woran die Person nicht gedacht hatte; sich in alles, was geredet wird, zu mischen, und es mag sich nun schicken oder nicht, endlich einen Spaß herausbringen; ohne Unterlaß auf die Bewegungen der Windfächer zu lauern, und wenn einer auf die Erde fället, wie ein Raubvogel darauf zu fallen; bey vorfallender Gelegenheit, die Hand mit dem Rockschosse recht genau bedecket, einem Frauenzimmer zur Unterstützung anbieten, das fester auf seinen Füssen ist, als der Geleitsmann selbst; die landläufigen Complimentir-Förmelgen, hin und wieder zu vermehren und zu verbessern; die erste Nachricht von einer neuen Italiänischen

Die Erziehung der Söhne.

Die Erziehung der Söhne.

Cantate oder Simphonie zu geben; oder von einem ganz neuen mit der vortreflichsten Sitten-Lehre angefülleten Romane, oder von einer Opera, worinn die beweglichsten Stellen vorkommen, die einen Stein erweichen möchten. Bey Tische lässet ein solcher geschickter Herr die Grösse seiner Vortreflichkeit erst recht einsehen, denn da leistet er Dienste in erstaunlicher Menge, und alle von der grösten Wichtigkeit. Er verstehet in der höchsten Vollkommenheit die Kunst, ein Huhn an der Spitze der Gabel zu zerschneiden, ohne daß es auseinander falle. Er spricht aus dem blossen Ansehen oder Geruche, ein unverbesserliches Urtheil, ob eine Speise genugsam gekochet, welche besser als die andere zugerichtet, und warum sie dieses sey? Er benimmt alle Zweifel, ob man von diesem oder jenem essen dürfe, ob der Wein Kopfschmerzen verursachen möchte, und dergleichen. Er reichet alles zu, was man verlanget, er erräth alles, was man haben will. Er giebt auf alles Acht: Wenn er nicht zugegen wäre, würde man vergessen, was man bey Tische thun soll. Auf ihn allein kommt alles an.

Das Spazierengehen eröfnet ihm nicht weniger ein weitläuftiges Feld, seine Großmuth und seinen dienstfertigen Geist zu üben. Er giebt dem Kutscher die Befehle, wie er fah-

fahren muß, er verhindert die Stösse des Wagens. Durch seine Beyhülfe steiget man aus, und findet ein bequemes Canapee: Ihm hat man alles zu danken. Er ist auf allen Seiten beschäftiget: Hier bietet er Schnupftoback an, dort einen Taschenspiegel; noch anderswo Eau des Carmes. Beliebet man Erfrischungen, so ist er selbst der Anschaffer und der Mundschenke. Er vervielfältiget seine Person, er ist an allen Orten zugleich. Aber, wer könnte erst die artigen Sachen zählen, die er vorbringet, und entweder auswendig gelernet, oder selbst erdacht hat? wer kan alle lustige Zänkereyen zählen, die er anstiftet, um die Gemüther aufzumuntern, und die viele Schmeicheleyen, damit er die Ohren der Gesellschaft kitzelt. Die Erziehung der Söhne.

Ein vernünftiger und gesetzter Mensch suchet nützlich zu seyn, ohne so viele Weitläuftigkeiten zu machen. Er beobachtet die Wohlanständigkeit, und träget das Seinige zur Annehmlichkeit der Unterredung in allen Stücken mit bey. Aber er lachet nicht schon zum Voraus, ehe der andere noch etwas gesagt hat, vielweniger über einfältige Possen. Er suchet seine Dienstfertigkeit nicht in Kleinigkeiten mit unaufhörlicher Unruhe zu weisen. Er spahret seinen Eifer auf würkliche Dienste. Dahingegen jener, wie ein Blitz verschwindet,

Die Erziehung der Söhne.

wenn es auf eine ernsthaftige Beschäftigung, jemand zu dienen, ankommet. Er spühret keinen Beruf hiezu bey sich, und seine Geschicklichkeit erstrecket sich nicht weiter, als andern die lange Weile zu vertreiben.

Wenn man ihn siehet herum hüpfen, sich auf der Ferse rund herum drehen, singen, pfeiffen, in den Spiegel sehen, auf einen Sessel fallen, ein Buch öfnen, und es bey der dritten Zeile wieder wegwerfen, so sollte man gedenken, der Mensch hätte gar kein Gehirne, er sey eine blosse Puppe, die durch ein Uhrwerk getrieben wird: Doch dieser Gedanke ist ganz falsch. Es ist unglaublich, was für reife Ueberlegung er auf alles das verwendet, was er mit gröstem Ungestümme vornimmt. Er siehet zum Voraus, was er aus einer gewissen Gebärde für Nutzen haben wird. Er weis, wozu es ihm helfen wird, wenn er eine gewisse Leibesstellung annimmet, wenn er lächelt, wenn er redet, wenn er sich unachtsam bezeiget. Jetzo gehet er: Allein er ist nicht willens, weder da noch dorthin zu gehen, er will nur jedermann überzeugen, daß er einen wohlgemachten Fuß und glatte Schultern habe. Er lachet nicht deswegen, weil jemand etwas Sinnreiches vorgebracht hat. Gar oft hat kein Mensch was gesaget. Er lachet nun, damit die

Neu-

Neuangekommene sehen mögen, wie weisse Zähne er hat, und sich bey Zeiten einen vortheilhaftigen Begriff von seiner Person machen. Die Erziehung der Söhne.

Warum nimmet er doch so vielerley mit seinem zerdrückten Hute vor? bald lässet er ihn ganz unachtsam an den Fingerspitzen herabhängen, bald drücket er ihn mit beeden Händen an das Kinn, schläget die Augen nieder, und neiget sich mit huldvollen Gebärden; bald fähret er damit gegen diese Seite, bald gegen jene, bald hält er ihn schief, bald gerade, bald schwinget er ihn rechts, links und im Kreyse. Endlich nimmet er ihn wieder unter den Arm. Wozu hilft das alles?

Alle diese Bewegungen, davon man gedenken möchte, sie geschähen nur von ohngefähr, ia zuweilen wider seinen Willen, werden mit sonderbarem grossem Bedachte vorgenommen. Der Hut hilft dazu, daß er beständig etwas artiges vornehmen kan, in welchem Stücke das Hauptwerk seiner rühmlichen Eigenschaften bestehet. Der Hut giebt seinen Reden den gehörigen Nachdruck, und den Gebärden ein neues Leben. Was für ein sinnreicher Verstand, und was für Nachdenken gehört nicht dazu, wenn man aus dergleichen Sachen etwas artiges, etwas neues, etwas vortheilhaftiges machen kan, welche der gröste Theil des

mensch-

Die Erziehung der Söhne.

menschlichen Geschlechts für nichts achtet, ja für kahle Possen ansiehet! das Hüpfen, das Umdrehen, die Luftsprünge, die er von einer Zeit zur andern geschickt anzubringen weis, benebst dem übrigen Ruhme, den er sich vermittelst unzählicher Sachen, die nichts heissen, erwirbet: zeigen von der ungemeinen Fähigkeit und von den seltenen Gemüthsgaben eines galanten Menschen. Seine grösseste Kunst bestehet insonderheit darinn, daß alles, was er mit dem tiefsinnigsten Vorbedachte unternimmet, unüberleget, leichtsinnig, oder auf gerathe wohl gethan scheine.

Er pfleget in allen Stücken anders zu scheinen als er würklich ist. Auf einmahl stehet er auf, und will weggehen. Man sollte meynen, er hätte etwas von äusserster Wichtigkeit zu verrichten. Man ruft ihn zurücke, er lässet sich aber nicht halten als nur gleichsam mit Gewalt. Unterdessen hat er in der ganzen Welt nicht das geringste irgendwo zu schaffen, und es wäre ihm von Herzen leid, wenn man ihn gehen liesse. Er wüste nicht, wo er für langer Weile bleiben sollte, allein seine Absicht ist, man soll es ihme Dank wissen, daß er sich soviel abmüssiget, und da bleibet. Er bestellet immer Leute, welche ihm etwas heimlich ins Ohr sagen müssen. Alle Augenblicke erhält er einen Brief, aber die meisten

sten hat er selbst geschrieben und versiegelt. Zuweilen ist er unerbittlich, es hilft kein Zureden, er nimmet Abschied. Doch giebet er Hofnung, er könne vielleicht wieder kommen. Denn, damit man desto mehr Verlangen nach seiner Gegenwart tragen möge, ist ihm eingefallen, er wolle auf eine Zeitlang weggehen, und das neue Kleid das er anhat, der Welt zu beschauen darstellen. Daher weiß er auch, ehe er in die vorige Gesellschaft wieder zurücke kehret, was das Publicum in den öffentlichen Spaziergängen, in der Comödie, in der Opera, und in der italiänischen Comödie davon urtheile, als welche Orte er alle nach der Reihe durchstreichet. Die Erziehung der Söhne.

Ein Mensch der so viele Vortheile zu brauchen weis, der sich alle Tage in der Kunst übet, andern Wind vorzumachen, der den Nutzen zu schätzen weis, welchen er aus einer Wendung der Hand, oder aus dem Ausstrecken des kleinen Fingers ziehen kan, ist im Stande ein treflicher Comödiant zu werden. Es ist auch in der That nichts anders, und wenn er seine Gaben bey ernsthaftigen Sachen gebrauchen, und seine Kunstgriffe bey den Geschäften der Gesellschaft anwenden will, so kan er ein gefährlicher Pantalon seyn, welcher unter dem Scheine der Ehrlichkeit und eines unverdrossenen Fleisses, seine Faulheit und seine

Die Erziehung der Söhne.

ne Betrügereyen auf das künstlichste zu verbergen weis.

Damit aber ein solcher angenehmer Mensch die höchste Stuffe der Vollkommenheit erlange, darf man ihm nur einige herumfliegende Schriften in die Hand geben, welche vorgeben, man müsse sich an die historischen und deutlichen Beweisthümer der Offenbahrung nicht kehren; die Vernunft, daß ist, die wunderlichen Einfälle eines lahmen Verstandes, sey deswegen da, daß sie alles beurtheilen solle, folglich auch die Glaubens-Lehre, und die Sachen, davon sie handelt. Hat er sich einmahl mit diesem schönen Grundsatze bewafnet, so spottet er in seinem Herzen über alles. Er hält nicht für nöthig die Beweisthümer der Offenbahrung zu untersuchen, weil ihm die Sachen, davon sie redet, abgeschmackt vorkommen. Seine Vernunft oder vielmehr seine Einbildungs-Kraft, und sein Eigen-Dünkel, sagen ihm alles weit besser. Nunmehro ist er also ein Weltweiser, und zwar einer vom ersten Range. Er ist ein ganz erleuchteter Verstand. Doch, wohl zu verstehen, daß er auch seine Zunge zu regieren wisse, und die Vortheile der Verschwiegenheit einsehe. Die Frucht einer so treflichen Auferziehung wird diese seyn, daß er um das Zukünftige sich im geringsten nicht bekümmert, folglich

auf

auf nichts gedenket, als wie er seine Begierden vergnüge; er wird sich aus keinem Menschen etwas machen, als soviel die äusserliche Höflichkeit erfordert, und er wird das ganze menschliche Geschlecht, so viel er immer kan, zu betrügen trachten. Die Erziehung der Söhne.

Ich glaube keinesweges, daß man bey der gewöhnlichen Erziehung sich ausdrücklich vorsetze, einen solchen Böswicht zu machen. Allein, da man sich so wenige Mühe gabe, alles nach Christlichen Absichten, und nach der Liebe des Nächsten einzurichten; so ist aus dem angenehmen Menschen, über den man sich so sehr freuet, daß er nach Wunsche gerathen ist, nichts anders als ein Comödiant worden. Ich habe ihn nur auf seinem Theatro gezeiget. Aber was würden Sie von ihm halten, wenn ich ihn hinter den Scenen betrachtete, oder seine Lebens-Art von Stück zu Stück durchgienge?

Wie ungerecht handeln wir, wenn wir die menschliche Gesellschaft durch die Folgen einer schlecht überlegten Erziehung vergiften, welche auf weiter nichts, als auf das äusserliche Wesen zielet. Das geringste daraus entstehende Uebel, ist die Abgeschmackheit. Wir müssen das äusserliche an unsern Kindern nicht verabsäumen, aber wir müssen das Hauptwerk nicht daraus machen. Wir haben wichtigere Sachen zu beobachten: Sie müssen leutselig werden,

Die Erziehung der Söhne.

den, sie müssen sich bey Zeiten einen Vorrath nützlicher Erkenntniß und heilsamer Lehren sammeln, die ihre Begierden im Zaum halten, und ihr Herz gegen ihren Nächsten dienstfertig machen.

Was die Söhne betrift, so hat man desto grössere Ursache auf die jetzterwähnte Absichten bey ihnen zu gedenken, weil sie ihren Anverwandten künftig mit Rath und That an die Hand gehen sollen, und weil ihre Geschicklichkeit sowohl als ihre Aemter, sie gar oft grossen Versuchungen unterwerfen. Demnach muß man bey guter Zeit, und gleich in der zartesten Jugend, an diesem wichtigen Werke arbeiten. Wir müssen uns weder durch den kindischen Verstand, noch durch den anfänglich langsamen Fortgang abschrecken lassen. Alles was man sodann bey ihnen thut, bleibet zur Zeit verborgen, und lässet sich äusserlich nicht merken, es ist ein unsichtbarer Grund, es ist aber der rechte Grund. Ich wollte eben so gerne einem Handlanger die Aufsicht über den Bau der Grundgewölbe eines Pallastes auftragen, als einem Bedienten, der weder Auferziehung noch Einsicht hat, die sieben oder acht ersten Jahre eines Sohnes anvertrauen. Sobald bey einem Sohne Sprache und Vernunft sich zu äussern beginnet, ist unendlich viel daran gele-

gelegen, daß er nichts als gutes höre und sehe.

Die Erziehung der Söhne.

Wir haben gesehen, auf was Weise die Mutter ihm eine reine und gute Aussprache, und auserlesene Redensarten angewöhnen kan, wenn sie ihn beständig um sich hat. Die Gesellschaft der Mutter, ist die beste Schule vor ihn, worinn er den wenigsten Zwang leidet. Was das Ohr bey der Zunge thut, das thut das Aug bey dem ganzen äusserlichen Wesen: Obgleich bey Kindern immer etwas unordentliches mit unterläuft, so gewöhnet sich doch ihr Aug nichts, als wohlanständiges zu sehen, und bringet dem Leibe unvermerkt die Gewohnheit bey, es auf eine ungezwungene Weise nach zuahmen. Die Kinder machen alles nach, was sie sehen, man darf sie demnach nur oft in die Gesellschaft wohlgesitteter Personen bringen. Dieses ist die Schule wohlanständiger Geberden, und einer sittsamen Höflichkeit. Diese Unterweisungen in dem äusserlichen Bezeigen, sind desto unschädlicher für das Kind, weil es zu solcher Zeit noch von nichts anders als von dem äusserlichen urtheilen kan, und weil es in solchem nichts wahrnimmet, was ihm Aergerniß gebe: Ein solches Kind wird ein artiges Wesen an sich haben, ohne daß er das geringste davon wüste. Lässet man es aber allzuwenig unter Leute kommen,

Die Erziehung der Söhne.

so wird es ein bäurisches Wesen an sich nehmen, das die schönste Gemüths-Gaben verunzieret, und gewaltige Mühe verursachet. Es geschiehet gar nicht selten, daß diejenigen, welche man allzulange im Dunkeln gelassen hatte, das Tagelicht nicht vertragen können. Es machet sie ganz verwirret.

Mein Sohn muste gleich nach dem fünften Jahre anfangen lesen zu lernen. Man könnte den Anfang noch frühzeitiger damit machen, und die Vortheile wie man das Lesen den Söhnen erleichtert, lassen sich auch bey den Töchtern anbringen. Weil aber jene zeitiger müssen unterrichtet werden als diese, so habe ich meine Meynung, wie dabey zu verfahren sey, bis hieher verspahren wollen.

Soll ein Kind von vier oder fünf Jahren lesen lernen, wird mancher sprechen, so muß es aller Ergötzlichkeit sehr frühzeitig absagen. Dieses heisset die angenehme Zeit gewaltig abkürzen, die wir alle bis in das achte, neunte Jahr genossen haben. Ich gestehe, wenn man einem vierjährigen Kinde, auf die gewöhnliche ernsthaftige Weise wollte lesen lernen, so würde man es entweder ungesund, oder ihm alles Lesen auf immer zuwider machen. Aus diesem Eckel würde ein Abscheu erwachsen, wenn man es hernach auf den dornichten

Weg

Weg der Grammatik und der scholastischen Philosophie führen wolle.

Die Erziehung der Söhne.

Auf diesen Einwurf lässet sich nichts antworten. Man muß also das Lernen anmuthig machen, und sowohl im Anfang, als in der Folge, Geschicklichkeit anwenden. Das kindische Alter hat zu nichts als zum Spielen Lust. Wir wollen demnach aus den Buchstaben und aus dem Lesen ein Spiel machen, und bey so bewandten Umständen, lässet sich beedes wohl mit einem vierjährigen Kinde vornehmen.

Das Buchstabiren.

Man kan hierzu einen Lichtschirm mit zwey bis drey hinein geschnittenen Löchern gebrauchen, durch welche man dem Kinde den Buchstaben, die Ziffer oder die Sylbe, die es aussprechen solle, zeiget, indeme man sie nach und nach vermittelst eines aufgerolleten, und hinten am Schirme befestigten Papieres, vor dem Loche erscheinen lässet. Diese papierne Rollen verwechselt man nach Belieben. Auf der ersten stehen nur die fünf Laut-Buchstaben oder Vocales, jeder zeiget sich so wohl groß als klein geschrieben zugleich. Die zweyte Rolle zeiget die mitlautende Buchstaben, oder Consonantes, nach der Reihe. Die dritte, zeiget beede in Syllben verbunden. Vermittelst dieser beweglichen, und auf unterschiedliche Weise geschnittenen Rollen, bringet man dem Kinde nicht mehr vor das

Der Buchstaben Schirm.

Die Erziehung der Söhne.

Gesichte, als was man verlanget. Der ganze Nutzen dieser Maschine bestehet darinn, daß es niemahls mehr als eine Sache auf einmahl siehet; dahingehen ein Buchstabe, den man ihme im Buche zeiget, viele andere neben sich hat. Man verlanget, es solle nur auf jenen allein Achtung geben, es fallen ihm aber alle übrige zugleich in die Augen.

Ich übergehe, daß man ihm diesen Schirm lange Zeit vorhero versprechen, ihme solchen nur wenn es aufgeräumet ist, oder ihn verlanget, zeigen, hingegen aber verweigern müsse, wenn es sich sonst nicht wohl aufgeführet hat. Alle diese Kunst-Griffe, reitzen seine Begierde, welche man beständig zu erhalten trachtet, und deswegen die Uebung mit aller Munterkeit vornimmet, auch allemahl eher beschliesset, als dem Kinde die Lust von selbsten vergehet.

Das Charten-Kästgen.

Der Schirm verursachet weder Unkosten noch Weitläuftigkeit, so wenig, als das Charten-Kästgen. Dieses ist einen Fuß lang, drey bis vier Zolle breit, und in fünff bis sechs Fächer eingetheilet, worein man Charten-Spiele leget. Die untere Seite jeden Charten-Blates ist mit weissem Papiere überzogen, damit das Aug sonst nichts als den Buchstaben sehe, den man ihme zeigen will. Die Buchstaben sind an dem Rande gezeichnet. Jedwede

Charte

Charte des einen Spieles, zeiget alle Vocales, als welche man zuerst wissen muß. Die Charten eines andern, zeigen die Consonantes; die Charten des dritten, die grossen Buchstaben, des vierten, die Current- und Canzley-Schrift, des letzten, ganze Wörter, Sylben oder Ziffern. Diese Charten verwechselt man, nachdem es nöthig fället; man leget eine über die andere, und lässet nur die Buchstaben sehen, die man an eine Tafel geschrieben hat, man setzet sie in Sylben zusamm, und lässet sie das Kind aussprechen; allmählig werden sie ihme eben so bekannt, als die einfachen Buchstaben, woferne man Munterkeit, Gedult, und die nöthigen Handgriffe geschickt zu gebrauchen weis. Die Erziehung der Söhne.

Man kan auch zwey helfenbeinerne Kugeln also schneiden lassen, daß jede viele Flächen bekomme: auf die Flächen einer Kugel schreibet man die Vocales, auf die Flächen der andern die Consonantes, hernach rollet man sie beede auf dem Tische, und lässet die Sylbe aussprechen, welche aus den Buchstaben beeder oben stehender Flächen entspringet, wobey man den Consonans bald auf die rechte, bald auf die linke Seite setzet.

Man kan dem Kinde schmahlgeschnittene Streifen von dünngeschlagenem Bley übergeben, und zu eigen schenken, wenn

Die Erziehung der Söhne.

man sie vorhero also gebogen hat, daß sie Buchstaben vorstellen.

Alle diese, und noch mehrere Vortheile haben guten Nutzen erzeiget. Doch, ich wende mich sogleich zu der allernützlichsten Erfindung, davon einige andere gleichsam nur abgetrennete Stücke sind, nehmlich zu dem sogenannten Bureau d'Imprimerie oder (*) Drucker-Schränkgen, welches Herr du Mas zu Montpellier erfunden, und sein Vermögen der Aufnahme dieser Lehr-Art gewidmet hat.

Es ist ein kleines, mehr breites als hohes Schränkgen, und in vier bis fünf Reihen kleiner Fächer abgetheilet. In den Fächern liegen Charten, die auf dem Rücken mit den Figuren der Buchstaben, Sylben und aller einfachen oder zusamm gesetzten Wort-Klänge beschrieben sind. Jedes Fach hat seine Aufschrift, woraus man siehet, was daselbst zu suchen sey. Die Thüre, welche das Schränkgen vorne verschliesset, hänget an einem doppelten Gewinde, wird von oben herab gelassen, und stellet sodann einen Tisch vor. Vor diesem Tische stehet das Kind, nimmet die Figuren der Wort-Klänge oder Sylben aus ihren Fä-

(*) Man sollte es vielmehr das Setzer-Schränkgen nennen, weil es mit dem Drucken nichts ähnliches hat, wohl aber mit dem Setzen. U.

Fächern heraus, und setzet das Wort zusamm, das man von ihme verlanget. Die Erziehung der Söhne.

Der erste Vortheil bestehet darinn, daß die Namen, welche man jeder Figur beyleget, mit dem Klange, das sie ausdrücken, besser verbunden sind, als bey der alten Benennung, welches das Lesen sehr erleichtert; und weil (in der französischen Sprache) viele Sylben sind, welche mit vielen Vocalen und Consonanten geschrieben werden, vor welche eine einzige Charte hinlänglich ist, nicht anders, als ob sie eine einfache Sylbe, oder ein einiger Buchstabe wären, welcher die Arbeit sehr beschleuniget.

Der zweyte Vortheil ist, daß die Kinder unstreitig vollkommen lesen lernen, weil sie bey dieser Lehr-Art viel Lust empfinden. Man hat die tägliche Erfahrung davon bey Kindern, die noch nicht das geringste, von dem was sie lesen, begreifen. Ihre Augen und Ohren werden an die Figuren und an die damit verknüpfte Aussprache gewöhnet, weil beedes allemahl zugleich vorkommet.

Der flüchtigen Jugend fället nichts verdrüßlicher als das Stillesitzen. Ein Buch verwirret nicht nur ihre Einbildungs-Kraft durch die Menge der Buchstaben, welche es zugleich vorstellet, sondern es wird ihnen auch deswegen zuwider, weil es sie wi-

Die Erziehung der Söhne.

der ihren Willen zwinget auf einer Stelle zu bleiben. Doch sie haben noch eine grössere Ursache zur Betrübniß. Man verlange von einem Kinde, gleichwie man in öffentlichen Schulen nothwendiger Weise thun muß, es solle einige Stunden nacheinander stille sitzen, bis die Reihe aufzusagen, an selbiges komme: So wird ihm dieses die gröste Marter seyn. Nichts destoweniger müssen sie die Pein täglich fünf bis sechs Stunden lang ausstehen, und daher kommet es, daß sie sich für der Schule fürchten, und für allen Büchern einen Widerwillen bekommen, der öfters zu einem unüberwindlichen Abscheu ausschläget. Weiß man wohl, warum die Kinder von Natur so unruhige Füsse haben? die Lehr-Art des Herrn du Mas hält sie nicht in dem geringsten Zwange, sie können sich ihres ganzen Leibes dabey gebrauchen, nicht nur ihrer Augen und Hände, sondern, was das meiste, auch ihrer Füsse. Sie müssen die Charten aus ihren Fächern nehmen, bald an diese bald an iene Seite des Tischchens treten, die Charten in eine gerade Linie bringen, hernach wieder in ihre Fächer vertheilen und die vorige Uebung von neuem anfangen.

Unterrichtet man viele Kinder zugleich, so sind einige mit dem Setzen beschäftiget, andere sehen zu, und geben Achtung, ob jene es recht machen. Bey einer starken Anzahl

zahl hat man mehr als ein Schränkgen nöthig. Demnach können auch mehr Kinder als eines, zu gleicher Zeit stehen. Wenigstens sind sie nicht gezwungen ohne Unterlaß zu sitzen. Kommen Sylben vor, welche schwer auszudrücken, oder zu sprechen sind, so finden sie in dem Fache, worinn die zu einer solchen Sylbe gehörige Figuren liegen, Blumen, Obst, oder artige Kupferstiche, welche man ihnen erkläret, und dadurch ihre Begierde zu wissen, reitzet. Auf diese Weise werden die allerschwehresten Sylben am öftesten geübet, und in kurzer Zeit eben so geläufig als die übrigen. Die Erziehung der Söhne.

Noch ein besonderer und eben so grosser Nutzen, als der vorige, ist, daß man auf diese Weise den Kindern einige Jahre nacheinander etwas zu thun giebet, und einen grossen Grund zu demjenigen, was sie künftig lernen sollen, bey ihnen leget. Man spricht insgemein, es wäre recht gut, wann ein Kind von vier Jahren, lesen lernete, und es sodann angienge, ihm gleich darauf auch das Schreiben beyzubringen: Sodann könnte es seine Zeit nützlich anwenden, und einen Vorsprung von etlichen Jahren gewinnen. Es lehrt aber die Erfahrung, daß das frühzeitige Lesen zu nichts helfe. Der Verstand begreift nichts von dem hergelesenen, und die Hand sey zum

Die Erziehung der Söhne.

Schreiben noch keineswegs geschickt. Dahero sey am besten diese Uebungen aufzuschieben.

Diesen Einwurf ist keine Lehr-Art zu beantworten, noch alle die gewünschte Vortheile zu schaffen, geschickt, als die mit dem Drucker-Schranke. Zwar lehret sie nicht würklich schreiben, sie verstehet aber die Stelle des Schreibers, denn wer die Buchstaben zusammen setzen kan, der kan auch schreiben, der kan seine Gedanken durch gewisse Figuren ausdrücken.

Kan ein Kind von fünf Jahren gut lesen, welches heut zu Tage nichts ungewöhnliches mehr ist, und man bemerket ein gutes Gedächtniß, und eine Fähigkeit zu Sprachen an ihme, so kan man ihme das Hebräische, das Griechische und die Schriften der vorigen Zeiten gleichsam spielend lesen lernen. Vor alten Handschriften erschricket jedermann, der nicht gewohnet ist, dergleichen zu sehen, und es wird mancher gute Kopf, der es weit hätte bringen können, durch die vermeynte Schwierigkeit von dem Lesen derselbigen abgehalten. Vermittelst des Drucker-Schrankes kan man sie gleich in der Jugend eben so leicht fassen, als den Unterscheid eines grossen und kleinen A. Ich unterweise anjetzo würklich einen Jungen, von fünf Jahren, welcher jedes griechische Buch

fertig

fertig wegliefet. Die ganze Sache war in acht Tagen gethan. Das Alpha wird in das A Fach geleget, das Gamma in das G Fach, und so weiter, das Kind findet also vorjetzo einen Buchstaben mehr in jedem Fache, als zuvor, soll es nun ein Wort zusammen setzen, so ergreifet es, was ihme vorkommet, es mag ein g, oder γ (griechisches g) seyn. Nach und nach nimmet man die andern Buchstaben aus den Fächern heraus, und lässet nur die griechischen zurücke, wobey man die Abkürzungen in ein besonders Fach leget: Nach einigen Tagen wird das Kind im Stande seyn alle beliebige Worte mit griechischen Buchstaben zusamm zu setzen. Das folgende Monath wird es alle Züge der Schriften aus den mittlern Zeiten kennen. Es kommet bloß auf zwanzig oder dreyßig neue Figuren an, die ihm nur ein Spiel sind. Das zweyte Monath ist mehr als hinlänglich ihm die Mönchsschrift des funfzehenden und sechzehenden Jahrhundertes bekannt zu machen. Sollte es ja allenfalls nicht angehen, daß man seine Schüler in dermassen kurzer Zeit so weit brächte, oder so viele Vorbereitungen zur künftigen Gelehrsamkeit mit ihnen machte, so hat man doch das Vergnügen, daß sie ihre Mutter-Sprache ohne Widerwillen und Thränen lesen gelernet haben. Es giebt wenige Köpfe, wel-

Die Erziehung der Söhne.

welchen der Druker-Schrank nicht dazu helfen sollte, daß er das Lesen geschwinder begriffe, als sonst geschehen wäre. Doch ein hartköpfigter Schüler, mag so langsam fortkommen, als er will, so stehen ihm doch wenigstens die Verdrüßlichkeiten, und die Hindernisse nicht im Wege, woran er sich bey der alten Lehr-Art alle Augenblicke stösset, und welche ihm sein natürliches Unglück noch einmahl so schwehr machen.

Die Erziehung der Söhne.

Unterdessen also, bis wir schreiben lernen, wollen wir den Drucker-Schrank zu seinem rechten Gebrauch anwenden. Er ersetzet die Stelle des Schreibens. Nun gut, spricht man, das ist ein Vortheil der nicht zu verachten ist. Könnten wir schreiben, so wollten wir uns über die Grammatick, und über die lateinische Exercitia hermachen!

Ich halte beedes für höchst nothwendig; aber ich glaube, daß es noch zu bald sey daran zu gedenken. Erinnert man sich wohl, daß diese Grammatik, die der junge Schüler lernen solle, aus einer Sammlung höchst abstracter Sachen bestehe, davon er nichts begreiffet; und daß folglich sein Gedächtniß nichts als leere Worte fasse, weil sein Verstand die dadurch angedeutete Begriffe nicht einsehen kan. Dem ohngeachtet, solle er sie beurtheilen, folglich den rechten Casum, und statt des

Supini

Supini in u, das Gerundium in um, nehmen, da er doch den Unterscheid nicht einsiehet, und von der ganzen Sache weiter keine deutliche Vorstellungen hat, als daß er übel daran sey, und alle Augenblicke ausgescholten werde. Ich sage, woferne man mit einem Kinde von fünf bis sechs Jahren also umgehe, so martere man es vielmehr, als daß man es unterweisen sollte. Ja ich hätte bald gesaget, die Gesetze sollten ihm zu Hülfe kommen. Die Erziehung der Söhne.

Damit wir unser Schreiben, oder vielmehr das Drucker-Schränkgen, welches die Stelle desselbigen vertritt, desto nützlicher gebrauchen, so soll es uns helfen das Gedächtniß mit etwas nützlichem anzufüllen und den Verstand zu üben. Haben wir diesen gedoppelten Vortheil erreichet, so wollen wir mit lauter Lust in vier Monathen weit kommen, als wir unter beständigem Verdrusse in vier Jahren kommen würden, woferne wir den Anfang bey den Regeln der Gramatik, und bey den Exercitiis gemachet hätten.

Anfänglich lege man in die Fächer des Schrankes, die Paradigmata sowohl von den Nenn- als Haupt-Wörtern, (Nominibus und Verbis) in lateinischer und teutscher (französischer) Sprache. Dieses ist eine sehr nützliche Anstalt, wodurch der Schüler zu Erlernung der alten Sprachen,

Die Erziehung der Söhne.

chen, schon von weitem vorbereitet wird, und wobey er seine eigene recht schreiben lernet. Dieses ist vorjetzo alles, was er nöthig hat von der Grammatik zu wissen.

Noch eine andere zu den Wissenschaften dienliche Anstalt, wozu das Drucker-Schränkgen Gelegenheit giebet, ist die Sammlung der meisten lateinischen und teutschen Nenn-Wörter, von allen Sachen die im gemeinen Leben vorkommet, und in die Sinne fallen. Lernet man die Wörter aus einem Buche auswendig, so ist es eine verdrüßliche Sache, welche einen schlechten Eindruck machet, und daher bald wieder aus dem Gedächtnisse fället. Diesem vorzukommen, leget man in ein Fach des Schränkgens, die zahmen Thiere, in ein anderes die wilden, in das folgende die Vögel, und so weiter, das Ungeziefer oder die Fische in die übrigen, das Kind merket wo jedwedes anzutreffen sey, es drücket sie alle nach der Reihe, so wohl auf seinem Tische, als in seinen Kopf, und schicket sie hernach in guter Ordnung wieder in ihre Wohnungen zurücke. Es wird ihre Nahmen im lateinischen, deutschen, französischen, oder in welcher Sprache man will, merken. Man verlange hernach, den Wallfisch, das Cameel, den Hirschen, von ihm, so wird es die dabey befindliche lateinische Nahmen sagen, zumahl wenn man ihm,

ihm etwas von diesen Thieren erzählet hat. Will man es noch besser, und den Kunst-Griff unfehlbar machen, so vertheile man die Abbildungen dieser Thiere in die Fächer, nebst den Nahmen ihrer Gliedmassen, und des übrigen, was sie besonders an sich haben. In kurzer Zeit, wird man nur eines von diesen Worten teutsch oder lateinisch nennen dürfen, so wird es die dazu gehörige Sache gleich aus ihrem Fache zu langen wissen. Eben also, wird es mit den Pflanzen, Blumen und Früchten seyn. Man lege in ein Fach, einen deutlichen Kupferstich von einer Stadt, und auf einem andern Blate, die Nahmen aller Theile woraus sie bestehet. Man lege in ein ander Fach das Bild einer Kirche, oder eines Schiffes, nebst den Nahmen ihrer Theile, als Mali, antennæ, rudentes, vela, forti, transtra, remigium, und so weiter. Aus diesen wenigen Beyspielen erhellet, daß die Ordnung der Fächer, das Anschauen der Sachen, und die Uebung, jedwede Sache bey ihrem eigenen Nahmen zu nennen, oder den Nahmen bey Erblickung der Sache auf dem Tischgen zu drucken, dem Gedächtnisse einen grossen Vorrath einverleiben müsse, welcher zu seiner Zeit nützlich seyn wird. Doch müssen wir uns allezeit der Haupt-Absicht des Schränkgens erinnern, nehmlich das Kind

Die Erziehung der Söhne.

Die Erziehung der Söhne.

Kind im Zusammensetzen der Wörter zu üben, die ihme selbst beyfallen, oder die man ihme vorsaget. Demnach übet es sich in der That im Schreiben, ob es gleich noch nicht schreiben kan. Wegen dieses vielfältigen Nutzens, hat man das Drucker-Schränkgen, bey Hofe, zu Paris, zu Lyon, und an noch mehreren Orten, wohl aufgenommen. Es ist bey Unterweisung des Dauphins gebrauchet worden. Doch es ist um eines andern Vortheiles willen, noch schätzbarer; es verkürzet die Zeit und Mühe in den Armen-Schulen.

Wir haben gesehen, wie behülflich es dem Gedächtnisse sey, indem es die Begriffe demselben ordentlich und fest eindrücket. Der Verstand hat keinen geringern Vortheil davon, als das Gedächtniß. Er lernet den Nutzen und den Gebrauch von einer jeden Sache. Dieses ist das einzige Urtheil, das einem jungen Kinde von selbigen zu fällen, möglich ist. Aber von ihm zu fordern, daß es die Fälle unterscheiden solle, bey welchen diese oder jene Regel der Sprach-Lehre statt findet, das ist für sein Alter zu viel. Unterdessen gehet das Lesen immer besser von statten. Endlich bedarf man das Schränkgen gar nicht mehr, und es giebet sodann ein unfehlbares Mittel die Jugend zu bereden, wie glücklich sie sey, daß sie lesen könne. Man

muß

muß ihr nehmlich im Anfange lauter anmuthige Fabeln oder Geschichten in die Hände geben, woran sie Gefallen träget, und traurig wird, wenn man sie ihr wieder wegnimmet. Die Erziehung des Söhne.

Gehet das Lesen ohne Fehler und Anstoß, so folget das Schreiben. Greifet man es recht damit an, so gereichet es dem Schüler abermahl zu einer angenehmen Neuigkeit. Anfänglich darf man weiter nichts thun, als daß man ihn eine eingetauchte Feder gehörig zwischen die Finger nehmen, und damit über die Züge der Buchstaben fahren lasse, welche man ihme zu diesem Ende mit Rothstein vorschreibet. Auf diese Weise, kan er ziemlich erträglich schreiben lernen. Mit der Zeit, wenn der Verstand benebst der Festigkeit der Faust wächset, wird er die Gründe des regelmässigen Schreibens leichter fassen und ausüben. Anfänglich lässet man es nur bey dem Schnitte und dem Halten der Feder bewenden; hernach folget die Uebung in dem dreyfachen Gebrauche der Feder, nehmlich, im starken und scharfen Striche, und im Zuge. Man sollte lieber in den ersten Monathen sonst nichts vornehmen, als nur suchen die Finger zu gewöhnen, daß sie diese Grund-Striche fertig ziehen. Denn hernach ist das Formiren der Buchstaben ein blosses Spiel.

Die Erziehung der Söhne.

Der erste Gebrauch der neu-erlerneten Schreibe-Kunst, sollte ein Jahr lang und darüber, in nichts anders bestehen, als täglich eine kurze Historie, oder einen kurzen Brief zu schreiben, den man dem jungen Menschen anfänglich in die Feder vorsaget, mit der Zeit aber aus seinem eigenen Kopfe nehmen lässet. Zugleich muß er sich im Rechnen üben. Wir wollen an diesem Orte dasjenige nicht wiederhohlen, was wir dißfalls bey der Unterweisung der Töchter erwehnet. Eben also ist es auch mit den Büchern beschaffen, die man ihm anfänglich in die Hände giebet.

Bemerkete gleich ein Vater keine Scharfsinnigkeit an seinem Sohne, und es wären auch seine Umstände nicht dermassen beschaffen, daß er ihn zur Gelehrsamkeit anhalten könnte, so muß er ihn doch so viel lernen lassen, daß der Verstand einigermassen erweitert, und seine Weise zu reden verbessert werde. Beedes wird er unfehlbar erhalten, wenn er ihn dasjenige erzählen lässet, was in seinen Büchern stehet. Indem es bloß historische Sachen sind, so sind sie auch nicht schwehr im Gedächtnisse zu erhalten. Erstlich muß der Sohn, nicht mit einem leyermässigen Tone, sondern mit denen bey einer Unterredung gewöhnlichen Abwechslungen der Stimme, ein Kapitel aus der Geschichte

des

des alten Testamentes, oder eines andern dergleichen Buches lesen, und hernach dasjenige, was er davon behalten hat, auswendig wiederhohlen. Der Nutzen wäre nicht sonderlich, woferne man ihm ein Stück auswendig lernen, und hernach hersagen lassen wollte, weil der Verstand hiebey wenig Antheil nähme. Wenn er sich aber des Zusammenhanges der ganzen Geschichte errinnert, und selbigen sogleich mit seinen eigenen Worten vorträget, so lernet er seine Gedanken in Ordnung bringen, und geschickt ausdrücken, und übet also seinen Verstand und seine Zunge zugleich. Die Erziehung der Söhne.

Er wird in beeden Stücken immer grössere Fertigkeit erlangen, wenn er fortfähret sich zu üben. Es muß ihm dieses desto leichter fallen, weil er weder Verdruß noch Schwierigkeiten verspühret. Man ist mit ihm zufrieden, wenn er es nur im allergeringsten trift, und nur einigermassen zeiget, daß er etwas begreifen könne. Er bildet sich ein, er mache es unvergleichlich, und man lässet ihn bey dieser Meynung.

Giebt ihm der Vater in dem Alter von zwölf bis dreyzehen Jahren das Lineal und den Zirkel, nebst den Anfangs-Gründen der Mathematik in die Hand, so kan er vielleicht geschickt werden, mit der Zeit nützliche Dienste zu leisten. Die Mathematik lehret, am allerdeutlichsten, wie man

Die Erziehung der Söhne.

einen Zusammenhang einsehen, beurtheilen, und nützlich anwenden solle.

Lesen, Schreiben, Rechnen, einen Brief schreiben, und seine Mutter-Sprache erträglich reden, ist meines Erachtens eine Geschicklichkeit, welche ein jeder haben solle. Man kan sie in keinem einigen, auch nur sehr mittelmässigen Stande, missen. Nunmehro wollen wir zu demjenigen Stücke kommen, welches bey Erziehung der Söhne, die grösseste Mühe und die meiste Zeit erfordert. Man merket leicht, daß ich von Erlernung der alten Sprachen rede. Was für welche muß man erlernen, und welche Mittel sind die sichersten hiezu?

Weil es uns an geschickten Lehrmeistern und andern Hülfs-Mitteln in diesem Stücke nicht fehlet, so will ich nur bey dem Legen der allererstenAnfangs-Gründe verbleiben, weil man insgemein auf selbige den allerwenigsten Fleiß wendet, und sie meistentheils ziemlich sorglos behandelt. Unterdessen sind die Fehler, welche man bey ihnen begehet, von gröster Wichtigkeit, und verursachen, daß dergleichen verabsäumete Leute, ob sie gleich von Natur keinesweges ungeschickt sind, weder von den gelehrtestenLehrern noch aus den

den besten Büchern etwas gründliches erlernen können.

Die Erziehung der Söhne.

Ehe ich aber von dieser Materie handle, woran so vieles gelegen, und welche die Thüre zu so mancherley ansehnlichen Stellen in der Gesellschaft öfnet, muß ich etwas von den Ergötzlichkeiten dieses Alters erwähnen. Sie laufen sämtlich auf das Vergnügen der Augen, und auf die Bewegung des Leibes hinaus, und man kan sie bey denen, welche Sprachen erlernen sollen, sowohl als bey denen, die keine lernen sollen, vortheilhaftig anwenden. Sowohl diese als jene, müssen einige Kenntniß von Künsten erlangen, und hiezu kan man ihnen mit lauter Lust verhelfen. Die darunter verborgen liegende Absicht behält der Lehrer in seinen Gedanken: Man muß sich niemahls merken lassen, worauf man abziele. Vor allen Dingen muß man den Zwang, und hiernächst auch dieses vermeiden, daß einerley Sache nicht zu einer gewissen gesetzten Zeit, die der Schüler vorhero weis, wieder vorkomme. Wenn man die Jugend ergötzen will, so muß sie nichts als ihr Vergnügen und ihre Freyheit erblicken.

Nebst den Kupferstichen, welche die bequemsten Erfindungen an die Hand geben, das flüchtige Wesen junger Leute auf eine gewisse Sache zu lenken, hat man nichts,

Die Erziehung der Söhne.

was ihnen nützliche Begriffe auf eine angenehmere Weise beybringen könnte, als die Maschinen und die Handwerks-Künste. Statt allzulanger Unterweisungen, darf man ihnen die letztern nur nach der Reihe zeigen, ihnen Gelegenheit zum fragen, und hierauf die Nachricht geben, auf was für Weise alle Theile der Maschine das Ihrige zu der Bewegung des Ganzen, und zu der daraus folgenden Würkung beytragen. Doch das sicherste Mittel, ihnen Lust dazu, ihrer Hand einige Geschicklichkeit und ihrem Verstande einiges Nachdenken beyzubringen, ist, wenn man ihre Begierde zu wissen, an Sachen und Werkzeugen übet, die ihnen eigen zugehören, und damit sie machen können, was sie wollen. Man gebe ihnen eine alte hölzerne Uhr, ein Modell von dem Zimmerwerke eines Hauses, einen Bratenwender, eine verjüngte Maschine Lasten zu heben, oder Pfähle einzuschlagen, oder andere beliebige zusammengesetzte Werkzeuge: Man lasse sie alle dazu gehörige Stücke beziffern, auseinander nehmen, und wieder zusammsetzen. Bey dem Zimmerwerke werden sie gar bald alle Stücke zu nennen wissen. Man kan ihm eine Schachtel voll kleine Holzstückchen in Gestalt der Ziegelsteine beyfügen, so wird man bald Mauern und vollkommene Gebäude aufführen sehen. Geschicklichkeit und

und Vorsichtigkeit wird sich allenthalben zeigen. Eine Drechsel- oder Hobelbank, nebst dem dazu gehörigen Geräthe, machet die Kinder keinesweges zu Tischlern, Drechslern oder Handwerks-Leuten, wohl aber haben sie den Nutzen davon, daß sie künftig was geschickt angeben, und vielleicht auf vortheilhaftige Erfindungen gerathen können, womit dem menschlichen Geschlecht viel gedienet ist. Die Erziehung der Söhne.

Weil die Weise, wie man den Anfang zu Erlernung der alten Sprachen machen solle, von grosser Wichtigkeit ist, und wir dahero für nöthig befunden, weitläuftig davon zu handeln, und bis auf die Wurzel des langsamen Fortganges, und der Hindernisse zu greifen, welche die Aufnahme der Wissenschaften hindern, so haben wir lieber hier abbrechen, und die Fortsetzung dieses Schreibens am Ende des gegenwärtigen Theils anhängen wollen.

Der Unterscheid der Stände.

Sechste Unterredung.

Der Unterscheid der Stände.

Ist der Mensch erzogen worden, so überleget er, welche Lebens-Art er ergreifen wolle. Er stellet sich alle Beschäftigungen vor, welche man in der menschlichen Gesellschaft wählen kan. Indem er sie betrachtet, um einen klugen Entschluß zu fassen, wollen wir ihn begleiten, und uns bemühen den Ursprung und die Triebfedern dieser erstaunlichen Mannigfaltigkeit zu erforschen. Zu diesem Ende dürfen wir nur ihre Würkungen überlegen, denn diese werden uns von einer wichtigen Wahrheit überzeugen, die uns die Offenbahrung lehret, und die den Weltweisen verborgen bleibet, wenn sie die Offenbahrung nicht zur Führerin annehmen, sondern ihren eigenen Einfällen folgen. Gleichwie diejenigen, welche die Strasse der Offenbahrung verlassen, die wahre Ursache, folglich auch die wahren Pflichten der Gesellschaft aus dem Gesichte verliehren, also haben sie auch die Ungleichheit der Stände ganz falschen Ursachen zugeschrieben.

Die

Die alten und neuen Anhänger des Plato, schreiben diese Ungleichheit der Herrschsucht der Tyrannen und ihrer Gewaltthätigkeit zu; sie behaupten, diese Einrichtung sey der Vernunft zuwieder, folglich müsse man auf alle mögliche Weise suchen, die Menschen wieder in die ehemalige Gleichheit zu setzen, und die alte Gemeinschaft der Güther einzuführen, welche keinem etwas von dem andern zum Voraus lässet. Der Unterschied der Stände.

Doch wir wollen uns bey diesen und mehr andern Meynungen nicht aufhalten, weil uns die geoffenbahrte Religion eine gewissere, uud sowohl der Erfahrung, als auch unsern Bedürfnissen gemässere Unterweisung ertheilet.

Sie lehret uns, der Mensch sey verdorben; GOtt habe die Obrigkeit, den Gehorsam, und den Unterscheid der Stände eingesetzet, um die Bosheit zu bändigen, und die Neigung zum Bösen im Zaume zu halten; sein Absehen sey die liederlichen Gemüther auch wider ihren Willen zur Arbeit anzuhalten, und die tugendhaftigen durch Bewerkstelligung des Guten immer vollkommener zu machen. Er habe deswegen die Menschen der Abwechslung der Jahres-Zeiten, einer beschwehrlichen Witterung, und einer Menge unentbehrlicher Bedürfnisse unterworfen, damit einer des

andern nöthig haben, und einer dem andern unterworfen seyn müssen.

Der Unterschied der Stände.

Seine Absicht die Menschen einer harten Lebens-Art zu unterwerfen, erhellet aus der allgemeinen Erfahrung. Sein Wille, sie durch die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, und der Stände, mit einander zu verbinden, lieget nicht weniger aus der Glaubens-Lehre und aus andern, einem jeden Gemüthe begreiflichen Merkmahlen, am Tage. GOtt entzog uns nicht nur die kräftigen Gewächse des Paradieses, welche die ganze Erdkugel zu einem Wohnsitze des Vergnügens und der Unsterblichkeit gemachet hätten, wenn sie aus dem Garten Eden an andere Orte wären verpflanzet worden. Er entzog uns auch nach der Sündfluth die lange Dauer des Lebens, und legte die Ursachen in die Natur, wodurch unser Leben abgekürzet, und mit unzähliger Mühe und Beschwehrlichkeit verknüpfet wird. Man siehet aus unzähligen und unauslöschlichen Merkmahlen, er habe die ehemahligen Wohnplätze des menschlichen Geschlechtes, durch die Sündfluth, in den Grund versenket, er habe dem Meere einen andern Ort angewiesen, und das Land einstürzen lassen, mit welchem das Wasser zuvor bedecket gewesen; diese Veränderung bedeckte die Oberfläche der Erde, hier mit Thone, dort mit Kiese, an diesem

Orte

Orte mit guter Erde, an jenem mit Muscheln und andern Ueberbleibseln des Meeres, welches vorhero seine Stelle daselbst gehabt hatte. Dergestalt muste ein erstaunlicher Unterscheid in dem Wohnplatze der Menschen entstehen, was die Fruchtbarkeit und die Früchte selbst betrift. Daher muste es kommen, daß diejenigen, die zwar Eisen, aber keinen Wein in ihrem Lande hatten, den Einwohnern der Wein-Länder einen Tausch anboten, und daß sie beederseits ihren Ueberfluß andern zuführeten, die ihnen Getrayde dafür geben. konnten.

Der Unterschied der Stände.

Ursprung des Tauschens.

Aus eben dieser Ungleichheit des Bodens und der Stände muste ferner folgen, daß diejenigen, welche gar nichts besassen, andern ihre Dienste anboten, und sich dagegen die nothdürftige Unterhaltung ausbedungen. Die gegenwärtige Einrichtung der Natur nöthiget die Menschen augenscheinlich, daß sie arbeiten, alle ihre Kräfte auf etwas nützliches wenden, und einander beyräthig seyn müssen. GOtt ist nicht Urheber von der Bosheit der Menschen, wohl aber von den Anstalten diese Bosheit zu dämpfen. Demnach ist er auch Urheber von der Ungleichheit der Stände, als der hauptsächlichsten Wirkung, welche aus der guten oder schlechten Beschaffenheit des Bodens entspringet, gleichwie auch

Ursprung freywilliger Leibeigenschaft.

aus

Der Unterschied der Stände.

aus der Nothwendigkeit, andern dasjenige was sie bedürfen zu verschaffen, damit sie den disseitigen Mangel ebenfalls ersetzen. GOtt will also, die Menschen sollen sich einer Ordnung unterwerfen, weil ihre Erhaltung darauf beruhet; er will, sie sollen mancherley Beschäftigung treiben, damit jeder seinen Unterhalt finde. Die Weisheit der Vorsehung wuste es also einzurichten, daß die Menschen in einer Verbindung leben, und einander hülfliche Hand leisten müssen, ohnerachtet sie einander nicht lieben, sondern bey der geringsten Gelegenheit alles Uebel zufügen.

Es ist mit dem Menschen eben also, wie mit den Einwohnern einer grossen Stadt beschaffen: Diese geben sich alle dafür aus, daß sie dieses oder jenes verstünden, ja sie schreiben ihre Namen und Künste an die Häuser. Sie arbeiten ohne Unterlaß für sich, und dennoch dienen sie sämtlich der Gesellschaft, Einer bietet Schuhe an, der andere einen Hut. Dieser verkaufet Fische, jener Tuch, der dritte Wein. Alle Schilde an den Häusern, sind Anerbietungen williger Dienste. Jedermann glaubet, er arbeite zu seinem eigenen Vortheile, er betrüget sich auch hierinn im geringsten nicht; es ist aber auf dem ganzen Erdkreise alles dergestalt eingerichtet, als ob seine Einwohner die einzige Absicht hätten,

der

der Gesellschaft zu dienen. Was der Gesellschaft zu gute geschiehet, das kommet auch mir, und allen Mitgliedern derselbigen zu gute. Ich habe demnach Ursache, GOtt vor den Unterschied der Stände zu danken, weil vermittelst dieser Ordnung, jeder dem andern zu Hülfe kommet, und weil man dadurch, daß jedweder insbesondere, durch die Noth, zum Arbeiten angetrieben wird, alles benöthigte auf die bequemeste Weise erhält. Der Unterscheid der Stände.

Die Weltweisheit, welche nur auf die nächste, nicht aber auf die allererste Ursache der Dinge siehet, hat auch für die Gesetze und für die Einrichtung der Gesellschaft keine andere Ursache, als die Gesetzgeber und die Affecten der Menschen angegeben. Wir gestehen, daß ein Pferd durch Sporn und Zügel regieret werde. Aber Sporn und Zügel müssen selbst regieret werden. Die Erfahrung lehret, daß man die Hitze und die Ausschweifungen des menschlichen Herzens zähmen müsse. Aber die Noth und die Widerwärtigkeiten, wodurch es gezähmet, und zum Gehorsam gebracht wird, haben GOtt selbst zum Urheber und Regierer.

Wer diese Uebereinstimmung der Natur und der Gesellschaft mit den Zeugnissen der Offenbahrung einsiehet, der wird überzeuget, daß der Mensch nicht also beschaffen

Der Unterscheid der Stände.

fen sey, wie er seyn sollte, und daß der Unterscheid der Stände von der Vorsehung herrühre, welche ihn als ein Mittel gebrauchet, die Würkungen der menschlichen Bosheit zu vermindern, und den Menschen zu nöthigen, daß er dasjenige aus Noth thun müsse, was er aus einem Tugendtriebe, und freywillig thun sollte. Folglich erkennet man, daß diejenige Religion redliche und in Ausübung ihrer Pflichten eifrige Mitglieder eines Staates machen müsse, welche sie anhält, die Liebe des Nächsten zum Beweggrunde ihrer Beschäftigungen zu machen, indem die Liebe weit kräftiger würket, als Noth oder Eigennutz. Demnach ist das Christenthum, nicht zwar dasjenige welches nur im Nahmen bestehet, sondern das Thätige, welches im Herzen wohnet, die Vollkommenheit der Gesellschaft.

Wollten wir alle und jede Stände dieser Gesellschaft, worauf unsere irdische Glückseligkeit beruhet, nach der Reihe durchgehen, so würden wir finden, daß ihrer unzählig viele sind, und daß uns nicht möglich falle, alle Beschäftigungen in Augenschein zu nehmen, die zu unserm Besten vorgenommen werden. Es ist also besser, wenn wir sie unter gewisse Eintheilungen bringen.

Alle

Alle Menschen bemühen sich, entweder der Erde ihre Früchte und ihre verborgene Schätze abzugewinnen, oder dem gewonnenen eine andere Gestalt zu geben, oder es unter das ganze menschliche Geschlecht zu verführen und auszutheilen; oder die Gesellschaft glücklich zu machen, indem sie der Aufnahme und der Vertheidigung derselbigen, entweder ihren Kopf oder ihre Arme widmen. Noch ist eine andere sehr zahlreiche Gattung von Leuten, welche zwar allen ersinnlichen Vortheil von der Gesellschaft ziehen, hingegen nicht das geringste zu ihrem Besten unternehmen will. Sind dergleichen Leute wohl wehrt, daß man sie in der Gesellschaft dulte? wir wollen ihr ungerechtes Verfahren mit lebendigen Farben beschreiben, nicht in der Absicht uns durch beissende Verweise an ihnen zu rächen, sondern vielmehr einige aus ihrer Zahl zum Vortheile der Gesellschaft zu gewinnen, und ihnen den Vorsatz, selbiger zu dienen, beyzubringen. Die Römer beehrten denjenigen mit einer Crone, der einem Mitbürger das Leben rettete. Wenn wir aber durch kluge Anstalten nur einen einigen von denen, welche durch ihren Müssiggang jedermann zur Last fallen, so weit bringen, daß er etwas nützliches vornimmet, haben wir sodann nicht noch mehr gethan, als wenn wir ihm das Leben gerettet hätten?

Der Unterscheid der Stände. Eintheilung der Stände.

Nächst

Der Unterscheid der Stände. Wir müssen die Gesellschaft lieben.

Nächst GOtt muß uns nichts werther seyn, als die Gesellschaft. Damit sich der Mensch desto fester mit ihr vereinigen möchte, hat GOtt gewollt, daß er ohne Beyhülfe seines Gleichens, weder zum Besitze seiner Herrschaft kommen, noch die Früchte der Erde genieſſen sollte. GOtt selbst verbirget sich bey Austheilung seiner Güter, und läſſet uns nur die menschliche Hand sehen, durch welche er diese Austheilung veranstaltet.

Die Dankbarkeit erhebet sich bis zu dem Schöpfer selbst; er bleibet der wahren Gottesfurcht nicht verborgen. Auch unachtsame und nur im Kothe wühlende Herzen, müssen doch wenigstens soviel einsehen, daß sie ohne Beyhülfe der Gesellschaft nicht leben können, und daß sie ihr deswegen eine Gegenvergeltung schuldig sind. Es wird niemand gezwungen in die Gesellschaft der Gerechten zu treten. Aber ein jeder ist vermittelst der eingeführten Ordnung gezwungen ein Mitglied des gemeinen Wesens zu seyn, dessen Beyhülfe er nicht missen kan. Die Auferziehung, die Kleider, die Nahrung, die Sicherheit, ja die Verkündigung der heilsamen Wahrheit, alles dieses, bekommen wir durch den Beystand, mit welchem die Gesellschaft unser eigenes Unvermögen ersetzet. GOtt will, wir sollen alle diejenigen, welche arbeiten,

als

als unsere Gutthäter ansehen: Und gleichwie wir nicht einen Augenblick ohne sie können zu rechte kommen, also muß im Gegentheile, unsere Erkenntlichkeit und unsere Gegenbemühungen, eben so lange währen, als unser Leben. Der Unterscheid der Stände.

Robinson Crusoe, welcher besage seiner entweder wahren oder wenigstens doch höchst wahrscheinlichen Geschichte, wider seinen Willen einsam leben muste, hielte sich in seiner Insel um keiner andern Ursache willen für unglücklich, als weil er niemand darinn fande, der ihm hätte helfen, und dem er seinen Gegenbeystand hätte leisten können. Er war so glücklich, daß er einiges Gewehr, Pulver und Bley, und Säge, Aexte und andere Werkzeuge aus dem zerscheiterten Schiffe rettete. Da er nun die Gesellschaft missen muste, so bedienete er sich wenigstens ihrer nützlichsten Erfindungen, er suchte so viel möglich, dasjenige nachzuahmen, was man in selbiger vornimmet, und dadurch erhielte er sein Leben. Seine ganze Geschichte ist ein Gewebe von Beyspielen, welche uns lehren, daß der Mensch seines Gleichen nicht entrathen könne, folglich ihnen die Gegenvergeltung schuldig sey.

Ist denn aber dieses so gar gewiß? wir wollen sehen, was ein Menschenfeind anfangen würde, wenn er in seiner Entrüstung

Der Unterschied der Stände.

über das ganze menschliche Geschlecht, mit niemand mehr etwas zu schaffen haben, und alles seinem eigenen Verstande zu danken haben wollte, auf welchen er sich mit so grosser Zuversicht verlässet. Sagen doch einige Weltweise, ein weiser Mann sey sich selbst genug, vielleicht ist der Menschenfeind dieser weise Mann, und die Sache gehet an? es ist um einen Versuch zu thun?

Damit er sich also mit einemmale von der Gesellschaft losmachen möge, die aus lauter unwissenden und widerwärtigen Leuten bestehet, so wirft er ihr alles vor die Füsse, was er von ihr empfangen hatte, Kleider, Künste, Handwerke, Wissenschaften, Geräthe, Religion. Er vergisset und verlässet alles. Er ist ein strenger Cartesianer, und glaubet seine Vernunft werde ihm allen Mangel ersetzen. Er verbannet sich also nebst ihr in die wilde Einöde. Daselbst schmelzet er, so zu sagen, alle seine Begriffe ganz um, und nimmet aus seinem Kopfe eine geläuterte Erkenntniß, aus welcher so fort alle nöthige Erfindungen herfliessen werden. Vergebliche Anschläge! eitele Hoffnung! ehe man philosophiren will, muß man zuvor etwas zu leben haben. Ich will nichts von der vergeblichen Bemühung sagen, wenn ein Mensch den Begriff der wahren Rellgion

aus

aus seinem eigenen Gehirne nehmen will, da sie doch auf einer Offenbahrung beruhet, die uns GOtt aus einem ganz freyen Willen mitgetheilet hat, davon die Spuhren und der Leitfaden nirgend als in der Gesellschaft anzutreffen sind, und davon die blosse Vernunft einem Menschen nicht das geringste sagen kan. Ich will nur dieses einige bemerken, daß es über sein Vermögen sey, sich die allergemeineste Bedürfnisse des Lebens, zu verschaffen. Der Unterscheid der Stände.

Die Thiere bringen alles mit auf die Welt, was sie nöthig haben. Aber wenn der Mensch gebohren wird, und wenn unser Menschenfeind in seine Einöde laufet, so hat keiner von beeden weder Kleidung noch Lebens-Mittel. Doch dem Kinde verschaffet die mütterliche Liebe, und die Arbeit aller derer die um ihn sind, so viel Nahrung und Bedeckung als er bedarf. Unser nackender Menschenfeind, den bald der Hunger plaget, bald der Hagel trift, den Sonne, Regen und Schnee, wechselsweise, jetzo bratet, hernach abkühlet, und zuletzt gar steif frieret, leget sich auf ernstliches Nachsinnen, wie und mit was er ein Schneider, ein Baumeister und ein Gärtner werden wolle. Ob alle Körper einander anziehen, oder ob dieses Anziehen ein leeres Geschwätze sey; ob die Electricität durch das Feuer gewürket werde oder nicht;

Der Unterscheid des Stände.

ob vermittelst der ausdehnenden Kraft der Luft, wenn selbige durch die Wärme vermehret wird, der Saft in die Gewächse trette oder nicht? alle diese Fragen bekommen jetzo ihren Abschied; jetzo sind Fälle vorhanden, die nicht zur speculativischen Weltweisheit gehören! es müssen jetzo ganz andere Versuche angestellet werden. Wie schwitzet er vor saurer Arbeit, einem Steine die Gestalt einer Haue zu geben, wie härmet er sich, daß er nicht scharf genug werden will! er lässet also den Stein fahren, und zu seinem Troste fället ihm ein, daß es ein Schimpf für ihn wäre, wenn er die alte Weise des Landbaues nachmachen wollte. Aber indem er auf neue Erfindungen sinnet, und Proben damit machet, gehet die Erndte-Zeit vorbey, ohne daß sein Feld noch einmal gebauet wäre. Doch was schadet das. Lieber Eicheln gefressen, als gelebet wie unwissende tumme Leute! Er bleibet dabey, er will von keinem Menschen in der Welt Beystand annehmen. Aber wie will er es anfangen, eine Hütte nach seinem gemachten Entwurfe zu bauen, allerley Geräthe zu verfertigen, das eben so viele Dienste thut, als ein Stuhl, ein Bette, eine Madraze, ein Kahn, oder nur als eine schlechte irdene Schüssel? aus Mangel der Werkzeuge, nöthiger Wissenschaft und dienlichen Zeuges, das er in

der

der Gesellschaft im Augenblicke haben könnte, wird er lauter unförmliche, ungeschickte Dinge zuwege bringen. Wenn er sich lange genug gequälet und zerkünstelt hat, wird es ihm unter den Händen entzwey gehen, oder schlecht, ja wohl gar nicht brauchbar seyn. Seine Tage werden zu Ende laufen, ehe er, ich will nicht sagen, eine Mühle oder eine Wand-Uhr verfertiget, sondern nur Materie zu einem Faden, der sich drehen lässet ohne zu reissen, oder zu einer brauchbaren Nadel erfunden, oder zu dem plumpesten Schnittmesser Rath geschaffet hat. Indem er beständig für solche Sachen sorgen muß, kan sich seine Vernunft zu nichts höheres erheben. Sie erschöpfet sich durch langes und vergebliches Aufsuchen der allergeringsten Dinge. Auf diese Weise beraubet er sich der schönsten Erkenntniß, und zugleich des Vortheiles, seine Unternehmungen, ohne Zeitverlust ins Werk zu setzen, weil er sich des Beystandes anderer Leute, und der Erfahrung voriger Zeiten beraubet. Der Unterscheid der Stände.

Da uns nun eine gänzliche Entfernung von der Gesellschaft in die elendeste Umstände versetzet, so muß uns diese Gesellschaft eben so lieb seyn, als unser eigen Leben. Wir alle sind Glieder eines einzigen Leibes, weil wir einander das Leben und dessen Unterhaltung mittheilen. An dem

Der Unterscheid der Stände.

menschlichen Leibe heget das Aug deswegen nicht die geringste Verachtung gegen die Hände oder Füsse, weil es ihnen zum Führer dienen muß: Noch widersetzen sich die Hände und Füsse der Anführung des Auges, sondern sie bedienen sich seiner Hülfe, und suchen es im Nothfalle zu vertheidigen. Gleichermassen sind alle Glieder der Gesellschaft miteinander verbunden. Diejenigen, welche die höchste Stellen bekleiden, können ohne den Beystand der allerniedrigsten keinesweges leben. Auf diese Weise stimmet die Erfahrung abermahl mit dem Evangelio überein, indem sie beederseits wegen der Liebe unsers Nächsten die Regel vorschreiben, was wir nicht wollen, das uns widerfahren solle, das sollen wir andern ebenfalls nicht thun; und wir sollen andere lieben wie uns selbst, weil wir alle, in der That, Glieder eines einigen Leibes sind.

1 Cor. 12, 20.

Wir müssen demnach den gemeinen Handwerksmann in Ehren halten, und von ganzem Herzen lieben, weil seine Arbeit uns einer sehr verdrießlichen Mühe überhebet, und zu Erhaltung unsers Lebens nicht wenig beyträget. Aber mit was für Augen sollen wir die Müssiggänger ansehen, welche von uns verlangen, wir sollen sie auf das beste bedienen, ohne daß sie uns zu gefallen eine Hand rühren wollten? Sie gleichen

chen dem fressenden Krebse, oder andern Ausgewächsen des Leibes, die den übrigen Gliedern die Nahrung entziehen, selbst aber zu nichts nütze sind. Woferne der Müssiggänger eine häßliche Geburt, ein rauberisches Ungeheuer, ein Schandflecken der Gesellschaft und ihr Zerstörer ist, so sind die Ungeheuer und Mißgeburten nichts seltenes unter uns. Einige erscheinen in dem prächtigsten Aufzuge, sie sind vergoldet, und machen eine bessere Figur als wackere Leute. Andere sind um und um mit Lappen behänget, und verursachen den scheußlichsten Anblick, der zu sehen ist. Der Unterscheid der Stände.

Hier fallen zwey artige Fragen vor: Erstlich, welcher von beeden der Gesellschaft schädlicher falle, ob der reiche Faullenzer, oder der Arme, so nicht arbeiten mag; zweytens, ob man diesem gedoppelten Müssiggange nicht abhelfen könne?

Es giebt gewisse gutherzige Leute, welche aber nicht genugsame Einsicht besitzen, und alle Arme überhaupt ihres Mitleidens würdig schätzen: Hingegen giebt es auch ungehobelte Politicos, welche uns den allerwollüstigsten Menschen, als ein treflich nützliches Mitglied vorstellen, darum, weil er viel Geld verzehret. Nun ist wahr, daß die Vorsehung unsere Fehler, unsere Begierden, ja unsere Bosheit, zu Erhaltung ihrer Absichten anzuwenden weis. Auf die- Reiche Faullenzer stiften Unheil.

Der Unterscheid der Stände.

se Weise geben auch die Tage-Diebe und Taugenicht, denen, welche sie betrügen, Gelegenheit, ihre Tugend zu üben. Auf diese Weise kommet das Gold des liederlichen Verschwenders in andere Hände, und belohnet manche saure Arbeit. Allein, woferne ja die Faullenzer und Wollüstige mit ihrem Reichthume etwas gutes stiften, so geschiehet es ohne den allergeringsten Vorsatz von ihrer Seite; hingegen stiften sie mit allem Vorbedachte eine Menge entsetzliches Unheil.

Das Evangelium, welches mit dem wahren Nutzen der Gesellschaft beständig übereinstimmet, und selbigen besser verstehet, als die besagten blödsüchtigen Politici, tadelt ohne Ansehen der Person, einen jedweden, der nicht arbeiten will, und verurtheilet ihn, nichts zu essen. Gesetzt, der Müssiggang des Armen oder des Reichen, hülfe dazu, daß dieses oder jenes gute erfolgte, so verbietet doch das Evangelium, man solle dieses gute nicht dadurch zu erhalten trachten, daß man Böses thue, solchen durch die Finger sehe, oder wohl gar darzu helfe, da man es doch abschaffen könnte. Niemand, als wer den Bauch zu seinen Gott machet, und Schmarozen für das glückseeligste Leben hält, kan Uebermuth und Ueppigkeit vor etwas Lobwürdiges, oder die Begierde sich auf fremde Unkosten in allen Lüsten herum

zu

zu wälzen, für eine herrliche Tugend ausschreyen. Das Christenthum leidet weder Veränderung noch Zusätze. Es verlanget, wir sollen so gar allen bösen Schein vermeiden. Es befiehlet, wir sollen das Gute mit aller Einfalt einer Taube ausüben, aber auch das Böse mit der Scharfsinnigkeit und Einsicht einer Schlange unterscheiden, und der Gefahr mit Klugheit entfliehen. Demnach müssen wir das Böse und die Gefahr einsehen, welche mit dem Uebermuthe und der Betteley unzertrennlich zusammen hängen, damit wir sie beurtheilen, und nach Verdienste verabscheuen können. Der Unterscheid der Stände.

Erstlich übertritt sowohl der reiche als der arme Faullenzer, einer wie der andere, die Ordnung, welche jedwedem Menschen eine ernsthaftige und nützliche Arbeit zu verrichten auflegt. Sie verfahren alle beede auf eine höchst ungerechte Weise, indem sie dasjenige, was andere mit ihrer Geschicklichkeit und saurem Schweisse zuwege bringen, zwar geniessen, ihres Ortes aber zu anderer Leute Vortheil nicht die geringste Mühe übernehmen, noch den mindesten Fleiß erzeigen wollen. Ihre Köpfe und Hände sind für das gemeine Beste tod, ohnerachtet sie so viel zu ernähren kosten. Dieser Müssiggang ist eine ansteckende Seuche, welche einen Theil des

Der Unterscheid der Schande.

Hauses kraftlos hinleget, und dem übrigen für unerträglicher Arbeit Ohnmachten zuziehet.

Betteley stiftet Schaden.

Bis hieher ist keiner von beeden viel besser als der andere. Sollte aber nicht der Arme die Gesellschaft am heftigsten verletzen? der Reiche verlanget nichts als Wohlleben, Ruhe und gute Tage. Seine Nachbarschaft setzet niemand in Schrecken: Hingegen der Bettler ist ein unbequemer und zuweilen gefährlicher Nachbar. Machet er mit einem andern seines Schlages Kippe, so ist der Anfang zu einer Bande da, welche bey dem Betteln anfänget, und bey dem Stehlen aufhöret.

Ist uns die Betteley mit allem Rechte verhasset, weil sie Unordnung verursachet, und der übrigen Gesellschaft zur Last fället; sehen wir mit gegründeten Unwillen, daß Leute, die muthwilliger Weise zu nichts nütze sind, ihren Wanst mit köstlichen Speisen und herrlichen Getränke voll stopfen, dahingegen der arme Handwerksmann bey aller seiner Arbeit kaum das Brod zu essen hat; so müssen wir uns doch über liederliches Bettel-Gesinde noch weit mehr ärgern, weil es uns auf das empfindlichste beschimpfet, und uns in der That Schande zuziehet.

Wie gehet es zu, daß ein Mensch, der seine beede Arme hat, und doch nicht arbeiten

beiten mag, von unserer Arbeit sich ernähren kan? Entweder sind wir so einfältig, daß er uns weis machet, was er will, oder wir haben nicht so viel Verstand und Einsicht, daß wir auf Mittel gedächten, wie unsere Brüder ihr Brod auf eine dem gemeinen Wesen nützliche Weise verdienen können. Wie wäre es doch möglich, daß wir in Ruhe und Sicherheit leben sollten, da wir durch unsere Freygebigkeit eine Menge liederliches Pack anreitzen, daß sie Spitzbuben und Strauchdiebe aufziehen, daß sie den öffentlichen Gottesdienst durch ungestümmes Heischen beunruhigen, die Strassen und Märkte durch unverschämtes Vorzeigen ihrer wahren oder falschen Gebrechen zu Sammel-Plätzen alles Eckels machen; uns mit unerträglichem Geschrey bis in die Häuser verfolgen, und keinen Fuß aus dem Thore setzen lassen, ohne daß wir alles befürchten müsten, was entweder die äusserste Noth oder Boßheit an einsamen Ort ausüben kan. Der Unterscheid der Stände.

Unsere Freyheit wird durch die Gesetze weislich eingeschränket: Aber die Betteley erkennet kein Gesetz, oder sie vernichtet seine Würkung auf eine listige Art. Die öffentlich angeschlagene Verordnungen versagen zwar den Bettel-Schwarm von einer Zeit zur andern aus Paris, doch ehe sie sich trennen, nehmen sie Abrede miteinander

Der Unterscheid der Stände.

ander. Sie vertheilen sich bey kleinen Haufen in die nächst gelegene grosse Städte. Man findet ganz genau eben dieselbigen in den Kirchen zu Orleans, zu Dijon, zu Tropes, zu Rheims, zu Ambiens und zu Rouen. Ist das Ungewitter vorüber, so kommen sie nach Montargis, Soissons, Beauvois und Pontoise. Von da schleichen sie sich wieder in Paris ein, als ob sie Leute wären, die allerley Garten-Gewächse und dergleichen, zu Markte brächten. Diese Griffe habe ich nun schon seit zwanzig Jahren bemerket. Unter den neuangehenden Zunft-Genossen, sehe ich allemahl die mir bekannte alte Bettler wieder, welche jenen die Handlungs-Vortheile lehren. Es sind einerley Gesichter, und einerley Bettel-Formeln. Mit diesem Volke nun, tragen wir Mitleiden, wir bestimmen ihnen alle Monathe oder Wochen etwas gewisses, und klagen darüber, wenn sie nicht zu rechter Zeit kommen, und es abholen. Wir warnen sie, sie möchten sich in Acht nehmen, und wir machen die weise Anstalten der Policey durch unsere unvorsichtige Gutherzigkeit unnütze. Wir verfluchen das Müssiggehen, und verzärteln es doch. Es ist unmöglich, daß man in in einem fruchtbaren Lande, eine grosse Menge Bettler, und zugleich auch die gesunde Vernunft haben könnte.

Alles

Alles dieses fället jedem sogleich bey, wenn er überleget, was das faule Bettel-Leben nach sich ziehe. Es gereichet uns sowohl zur Last, als zur Schande. Dergleichen kan man dem Faullenzen der Reichen nicht vorwerfen. Insonderheit scheinet es, wir dürften ihren Müssiggang uns zu keiner Schande rechnen, weil wir nichts dafür können; es scheinet, wir dürften deswegen in keiner Sorge stehen, weil die Gesellschaft von den Ausgaben wollüstiger Prasser gar keine Gefahr, wohl aber einen gewissen Nutzen habe: Doch der Schaden, den sie stiften, ist noch weit gewisser!

Der Unterscheid der Stände.

Wer vieles besitzet, der hat vieles von der Gesellschaft empfangen. Besser zu sagen, so ist er wegen alles dessen, was er hat, ihr Schuldner. Niemand als sie, hat seine Einkünfte durch die Vortheile bey der Handlung, oder bey Verwaltung der Geschäfte vermehret. Es scheinet, sie befleissige sich, ihn durch Gefälligkeiten und Dienst-Erzeigungen auf ihre Seite zu bringen. Jedermann suchet sich bey ihme beliebt zu machen. Ist es nun nicht billig, daß er seiner Schuldigkeit gegen ihr ein Genügen leiste, und seinen Reichthum gehörig anwende? In der That bestehet alles, was er sich auf sein Vermögen einbilden kan, darinn, daß es ihn fähig machet, eine Stü-

Der Unterscheid der Stände.

Stütze der Nothleidenden, und ein Vatter seiner Lands-Leute zu seyn. Diesen Nahmen würde er verdienen, wenn er seiner Geburts-Stadt gesundes Wasser, oder dem Viertel, worinn er wohnet, einen Spring-Brunnen verschaffen wollte. Er würde seinem Vatterlande bezahlen, was er ihm schuldig ist, wenn er gewisse Unternehmungen, welche bey glücklichem Ausschlage dem ganzen Lande grossen Vortheil brächten, auf seine Gefahr unternähme, und dadurch verhütete, daß kein Unbedachtsamer zu seinem Unglücke sich daran wagte. Er würde seiner Schuldigkeit auf eine edle Art ein Genüge thun, wenn er einen ungesunden Morast anstrocknete, oder Frey-Schulen stiftete, oder Kraft-Brühen und Arzney-Mittel für einen gewissen Bezirk verordnete; oder noch besser, wenn er einen Theil seiner Einkünfte, oder ein gewisses Grund-Stücke zum Unterhalte der Tagelöhner auf seinen Gütern bestimmete, dafür sie in Ermangelung anderer Arbeit, und zumahl bey theuren Zeiten, die Land-Strassen ausbessern sollten. Eine kluge Wirthschaft, würde dem Reichen das unsägliche Vergnügen machen, daß er mit Vernunft freygebig seyn, seine Mitbürger glücklich machen, und das Betteln bis auf die geringste Spur ausrotten könnte. Er würde das Gedächtniß seiner Mildigkeit und

und Großmuth verewigen, ohne daß er deswegen seinem Stande nicht gemäß leben, noch seine Anverwandte verkürzen dürfte. Aber der Gesellschaft zu dienen, das ist wohl das wenigste, woran er gedenket. Sie muß es sich für ein Glück achten, daß sie sich neben ihm befindet, und den Preiß, wovon er seine Lüste kaufet, einstreichen kan. Sein Ehrgeitz denket auf nichts wichtigers, als wie er denen, die mehr sind als er, nachäffen, und alles das genieſſen möge, was man einer hohen Geburt, oder hohen Ehren-Stellen, entweder aus Ehrerbietung, oder, weil man ihrer Hülfe bedarf, zu verwilligen pfleget. Er hielte sich für beschimpfet oder unglücklich, wenn er nicht wenigstens zwey wohl ausstaffirte Cammerdiener hätte, die er reichlich dafür bezahlet, daß einer den Schlüssel zur Kleider-Kammer, der andere zum Silber-Kasten in Verwahrung nimmet. Einen Secretarium hat er ebenfaüs nöthig, der zu gewissen Stunden ihm so lange nach einem guten Einfalle in die Luft sehen, oder an einer widerspenstigen Redens-Art künsteln hilft, bis sie beede darüber einschlaffen. Er giebet seinem Küchenmeister hundert oder noch mehr Ducaten Besoldung, damit er ihm den Magen nach der Kunst verderbe. Er muß auch einen Conditor nebst seinem Gehülfen haben, die

Der Unterscheid der Stände.

Der Unterscheid der Stände.

die ihm so schöne Aufsätze von Papier und Glas, für das Confect machen, daß sich alle Kinder darüber freuen, wenn sie das herrliche Werk sehen. Haus-Hofmeister, Laquayen, doppelt und dreyfaches Gespann, eben so viele Kutscher, Stall-Knechte, Vorreuter, ingleichen Page, Thürsteher, und noch viele andere, von welcher ihren Nahmen und Verrichtungen ich nichts sagen will, dieses ganze Gefolge wird mit grossen Kosten unterhalten, damit jeder täglich ein paar Stunden lang die Aufwartung habe, oder wohl gar nur Parade mache, und sich zur gewissen Zeit sehen lasse. Wir klagen nicht darüber, daß er so viel Geld ausgiebt, sondern daß er es nicht besser anwendet! seine unsägliche Einkünfte, könnten an den Orten, wo sie gesammlet werden, den Fleiß der Einwohner aufmuntern, und sie sämmtlich glücklich machen, statt dessen aber werden sie anderswo unter Leute ausgetheilet, welche nicht die geringste Geschicklichkeit haben, und die sich dadurch, daß sie bey ihm in Dienste tretten, von der Gesellschaft absondern. Er verkehret jedermann, der um ihn ist. Eine gröste Sünde bestehet nicht darinn, daß er so viele Leute, die eine nützliche Handthierung treiben könnten, der Gesellschaft wegnimmet und sich zueignet, ob es gleich sträf-

sträflich von ihm gehandelt ist, daß er sich von 25. biß 30. Personen bedienen lässet, nicht anders, als ob er ein Prinz wäre, da doch drey oder vier überflüssig genug für ihn wären: sondern sein gröstes Verbrechen gegen die Gesellschaft bestehet darinn, daß er alle seine Bediente liederlich machet, weil er keinem etwas ernstliches zu thun giebet, sondern sie alle nach seinem Beyspiele zum Faullenzen gewöhnet. Der Unterscheid der Stände.

Indem der Wollüstige in lauter Uebermuth und Sause dahin lebet, werden seine Bediente nicht weniger üppig und ausgelassen: Sein böses Beyspiel erfüllet die ganze Nachbarschaft mit der thörichten Begierde ebenfalls Staat zu machen und herrlich zu leben; ja die Seuche breitet sich aus auf das Land, und machet den Kindern der Pachter ihren Stand eckelhaftig.

Der Bauern- oder Tagelöhners-Sohn überleget bey sich, wie wenig ihm alle seine Mühe und Arbeit eintrage, und wie ruhige und vergnügte Tage man hingegen habe, wenn man den reichen Herrn diene. Sie wünschen sich eben so glücklich zu werden, und ihr Leben in der Stadt hinzubringen. Sie hätten können gute Acker-Leute oder Tagelöhner werden, oder eine andere Handthierung erlernen: Aber nunmehro bekommt das Bauer-Leben und alle

Der Unterschied der Stände.

ernstliche Geschäfte ihren Abschied, sie suchen sich an einen Reichen zu hängen, der sie in kurzer Zeit eben so faul und stolz gewöhnet, als er selbsten ist. Alles was sie sehen und hören, hilft sie verführen; das ganze Haus führet in der Stille ein eben solches Leben als der Haus-Herr. Der Grund-Satz, womit der Wollüstige und seine Nachfolger ihr Gemüth beruhigen, ist dieser: GOtt bekümmere sich nicht um das, was auf Erden vorgehet, man könne thun was man wolle, wenn es nur die Leute nicht wüsten, so sey es schon gut. Diese Lehre ist kurz, und erspahret viele Untersuchungen. Es ist leicht zu erachten, was für ehrliche Leute in einer solchen Schule gezogen werden! wo ist aber ein Ort, der davon frey wäre. Im Gegentheile, so rühmet man sich heutiges Tages damit, und will seinen ausserordentlichen Verstand dadurch beweisen. Man will für einen geselligen Menschen angesehen seyn, und machet sich doch von allen Verbindungen loß, ohne welche die Gesellschaft nicht bestehen kan. Man giebt sich für sinnreich aus, und man behauptet doch, derjenige, welcher seine Hand öfnet, um uns zu beschenken, schliesse die Augen zu, damit er nicht sehe, wie wir seine Gabe annehmen und gebrauchen. Alles, was aus dergleichen schönen Lehren natürlicher Weise folgen kan, ist die-

dieses, daß man weder nach Ehrlichkeit noch Gewissen das Geringste mehr fraget.

Der Unterscheid zwischen dem Unheile das der Bettel und das der Uebermuth stiftet, bestehet darinn, daß der Bettel wegen seiner unflätigen und eckelhaftigen Lebens-Art, nur die tummesten und faulesten Seelen an sich ziehet; hingegen die Verschwendung entziehet der Gesellschaft geschickte Köpfe und tugendsame Herzen: jene machet sie unnütze, und diese verführet sie. Wo die Wollust Gesetze giebet, da darf man weder ein ordentliches Leben noch eine Neigung für das gemeine Beste erwarten.

Der Unterscheid der Stände.

Doch weiter; Eben dieser übermässige Pracht, den wollüstige Leute für etwas ausschreyen, das wenigstens nach den Regeln der Staats-Kunst sehr nützlich sey, wirft alle gesunde Staats-Kunst über den Haufen. Denn er bringet das Geld nur in solche Hände, die ihm zu seiner weichlichen Lebens-Art helfen, andere bekommen nichts: demnach würden die Reichthümer und Güter der Erde so ungleich ausgetheilet, daß auf eine Seite alles, und auf die andere beynahe nichts kommet. Hieraus folget, der Müssiggang und Uebermuth der Reichen schwäche die Gesellschaft ganz ungemeine. Sie stiften nicht nur durch ihre Verführung ein weit grösseres Uebel

Der Unterscheid der Stände.

als der Bettel selbst seyn kan, sondern sie geben auch, vermittelst ihrer unordentlichen Ausgaben die hauptsächlichste Gelegenheit zum Betteln.

Ursache und Gegen-Mittel des Bettelns.

Ich sage, die hauptsächlichste, aber nicht die einzige: Wir alle tragen etwas, wiewohl auf unterschiedliche Weise, zu diesem Uebel bey, und woferne wir ihme steuern wollen, müssen wir es recht gründlich einsehen lernen. Hiebey gerathen wir auf die zweyte Frage, nemlich, ob ein Mittel möglich sey, die Ausgaben der Prasser, und die Faulheit der Armen zu vermindern. Doch, nur derjenige, welcher die Herzen lenket, vermag das müssige und unordentliche Leben der Reichen zu ändern. Weder unser Stand noch unser Beruf giebt uns die Macht ihre Aufführung zu verbessern, und wir sehen keine menschliche Hülfe dagegen, als die Auferziehung. Wiederum, ob gleich die Bettler so tumm und halsstarrig sind, daß sie sich zu keiner Aenderung bequemen, noch eine andere Lebens-Art ergreifen, man mag ihnen mit Rath und Beystand an die Hand gehen, wie man will, so müssen wir uns doch bemühen, ihrem Faullenzen ein Ende zu machen, weil wir das Mittel dazu in der Hand haben. Dieses bestehet nicht darinn, daß wir unser Allmosen verdoppeln, und uns

zwie-

zwiefache Last auf den Hals bürden, sondern, daß wir dasjenige arbeitsamen Leuten zuwenden, was wir zuvor Tagdieben in die Hälse steckten. Wir wollen sehen, ob es angehe. In diesem Stücke hegen christliche und wollüstige Gemüther beederseits einerley Wünsche. Der Christ wünschet eifrigst, es möchten alle seine Brüder gesättiget werden, und ihr bescheidenes Theil empfangen. Der Wollüstige wünschet ein ruhiges und Sorgenfreyes Leben zu führen. Ist ein Mittel in der Welt geschickt, sie beede zu vergnügen, so ist es das Abschaffen des Bettelns; hiedurch würde der Armuth Rath geschaffet, und das Verlangen aller mitleidigen Gemüther erfüllet, zugleich aber auch für die Sicherheit der Reichen und der ganzen Gesellschaft gesorget.

Der Unterschied der Stände.

Die Ausrottung des Bettelns.

Die Ausrottung des Bettelns.

Siebende Unterredung.

Es ist unmöglich das Betteln auszurotten, woferne man dessen wahren Ursprung nicht kennet. Es rühret keinesweges aus den Ursachen her, die man bey uns (in Frankreich) anzugeben pfleget. Man schiebet insgemein die Schuld auf die allzustarke Auflagen, damit das Volk beschwehret sey, auf die Indianische Handlungs-Gesellschafft, welche allen übrigen Handel schwäche, auf die Geistlichen, welche die schönsten Güther besässen. Dieses sind die einzigen Reden die man höret; das ist, man glaubet, es würde keine Bettler mehr geben, wenn die Auflagen vermindert, die Indianische Gesellschaft aufgehoben, und die geistlichen Güther an weltliche Personen gegeben würden.

Woher das Betteln rühre.

Ich behaupte dagegen, daß in dem ersten Falle, das Betteln eben so groß seyn würde als zuvor; daß in dem zweyten, die Kaufleute keine einige Elle Tuch mehr als sonst, verkaufen, und daß in dem dritten Falle

Falle, mehr Bettler seyn würden als jemals. Demnach muß man sich um andere Ursachen erkundigen. Die Ausrottung des Bettelns.

1. Die Auflagen sind keine Ursache des Bettelns. Sie fallen zwar jeder Person insbesondere schwer; Sie geben aber Gelegenheit zu allgemeinen Ausgaben, und zu Unternehmungen, welche das Geld im Lande von einer Hand in die andere bringen. Durch den Schiffbau, die Unterhaltung der Rüstungen, den Pferde-Kauf für die Reuterey, die Lieferungen für die Soldaten, die Bezahlung der Leib-Renten, den Sold der Kriegs- und anderer Bedienten, die ordentliche und ausserordentliche Arbeit, so für den König verfertiget wird, durch alle diese Wege werden die Einkünfte Sr. Majestat durch das ganze Königreich ausgetheilet, zu Einkünften des ganzen Staats-Cörpers, und zu Belohnungen der demselbigen geleisteten Dienste gemachet.

Ich gestehe, daß die Auflagen die Noth schlecht bemittelter Personen vermehren können, gleichwie ein Stoß einen kranken Leib noch mehr schwächet. Doch wir wollen bey der genauesten Wahrheit bleiben. Dieser Stoß hat die vorhandene Krankheit keinesweges verursachet. Gleichergestalt sind die Auflagen nicht die Quelle der Armuth, massen solche an denen Die Auflagen sind keine Ursache.

Die Ausrottung des Bettelns.

Orten, wo man die stärksten Abgaben tragen muß, geringer ist als anderswo; und hingegen die Armuth am gröstem, wo man fast gar nichts giebt. Den Beweis davon findet man zu Paris, und in den Gegenden um die besten Städte, woselbst die Vermögen, und Kopfsteuer weit höher angesetzet wird, als in den weiter entferneten Provinzen. Nichts destoweniger lebet das Volk daselbst in einem bessern Zustande, weil es alles gut zu Gelde machen, und sich helfen kan: woraus man siehet, daß der Auflagen wegen, die Leute auch anderer Orten ganz gemächlich leben könnten, woferne sie nur sonst viel Geld löseten.

Doch weil der Handel in den Provinzen zimlich schwach gehet, so wollen wir setzen, es wären die Steuern und Zölle, auf einmahl um die Helfte vermindert worden. Eine so nahmhaftige Verminderung wäre in der That eine sehr erwünschte Erleichterung für das Volk, und würde die äusserste Freude bey ihm verursachen. Wir wollen aber sehen, wie die Sache eigentlich beschaffen sey, worüber so grosse Freude entstehet.

Wenn der Bauer an statt hundert Franken, nunmehro nur funfzig zur Steuer bezahlet, so wird der Eigenthümer den Pacht um so viel erhöhen. Da nun der

Pacht

Pacht in Ansehung der starken Steuer vorhero desto geringer war, so fiel die Steuer-Last eigentlich auf den Eigenthümer des Guthes.

Die Ausrottung des Bettelns.

Ein Dreſcher, der zuvor drey biß vier Livres Steuer bezahlte, giebt nun um 40. Sols weniger. Kan er um dieſer Erleichterung willen jetzo beſſer leben, und ſeine Kinder ſtatt Zwilch oder ſchlechter Lappen, mit guten Kleidern verſehen? Was hilft es ihm alſo, oder was hilft es dem Kaufmanne? Die Kinder liefen beynahe nackend herum, als die Steuer groß war, und jetzo wird er dem Kaufmanne ſeine Waare eben ſo wenig abnehmen, da ſein Steuer-Nachlaß kaum ſo viel beträget, ein Paar Schuhe dafür zu kaufen.

Der Handwerksmann in einer Land-Stadt, welcher ſich jährlich etwa zwey Faß Wein kommen lieſſe, bezahlte deswegen etwa vierthalb bis vier Livres, wegen des zwanzigſten Pfennings, und der vier Sols vom Livre, nunmehro giebt er 40. Sols weniger. Geſetzt, der Salz-Preiß würde ebenfalls um die Helfte vermindert. Er verbrauchte jährlich ein Viertel-Malter: (minot) hievor bezahlte er ſtatt 12. bis 13. Livres, nur ſechs. Demnach erläſſet ihm der König weegen beeder Puncte, acht Livres. Dieſe Summe iſt für eine geringe Haushaltung ſchon wehrt, daß

Die Ausrottung des Bettelns.

man sich darüber freue. Allein er wird nicht desto reicher werden. Deswegen werden seine Angehörige weder feinere Wäsche noch bessere Kleider tragen, auf das höchste kan er etwa an Fest-Tagen ein paar Gläser Wein mehr trinken. Aber zum Aufnehmen des Handels und zu Unterdrückung des Bettelns, trägt diese Verminderung seiner Abgaben nichts bey. Demnach kommet das Betteln nicht von den Auflagen her, noch ist das Gegen-Mittel für selbiges in dem Abschaffen der letztern zu suchen, und wer vermeynet die Armuth der Land-Leute rühre von der Steuer oder von dem Salz-Preise her, der trifft die rechte Ursache der Krankheit keinesweges. Er denket eben so, wie der gemeine Pöbel zu denken pfleget, welcher die Steuer-Einnehmer für die Urheber seiner Armuth ansiehet. Die Steuer und ihr Einnehmer fallen verdrüßlich, weil es an Geld fehlet: daß es aber daran fehlet, dafür können weder Steuern noch Einwohner etwas.

Man hat deswegen in vielen Gegenden Versuche angestellet. Diejenigen Orte, wo der König fast gar nichts nahme, sind noch immer die allerärmesten: hingegen diejenigen, welche am meisten geben, sind unter allen bettelhaftigen noch die besten. Ich sage nicht, daß die Einwohner von

Nor-

Normandie und Isle de France deswegen reich seyen oder würden, weil sie mehr geben müssen als andere, hingegen würden auch die Armen in Poitou oder in Gascogne deswegen doch kein Brod haben, woferne man ihnen gleich die halbe, ja die ganze Steuer nachliesse. Es fället demnach allgemach merklich, wo die Ursache des Uebels herrühre, sie ist älter als die Steuer, und wird einerley verbleiben, die Steuer mag grösser oder kleiner werden.

Die Ausrottung des Bettelns.

Vor Zeiten wurde die feine englische Wolle zu Gend und in dasiger Gegend versponnen und verarbeitet. Endlich öfneten die Engelländer die Augen, und seit den Zeiten Heinrichs VII. verarbeiten sie ihre Wolle selbst, und lassen nicht das geringste davon aus dem Lande führen. Sie gebrauchten hernach noch mehrere Vorsicht, also, daß niemand als die Landes-Eingebohrne alle Vorrechte geniessen, und allen Gewinnst ziehen, die Fremden aber gänzlich ausgeschlossen sind. Seit deme sie ihre Tücher und übrige Waaren selbst nach Norden und nach der Levante verführen, zahlen sie drey ja viermal mehr als ehemahls, ohne sich darüber zu beschwehren. Die Holländer schimpfte man für Bettler, so lange sie an Spanien eine geringe Auflage von ihrem Käse und gesalzenem Fisch bezahlten. Heutiges Tages

Die Ausrottung des Bettelns.

zahlen sie dem Staate den vierten Theil von ihren Einkünften oder Verdienste, dem ohngeachtet siehet man keine Bettler. Das Volk muß also niemahls wünschen, daß man es von den Auflagen befreyen solle, sondern daß es soviel im Vermögen haben möchte, die Auflagen ohne Beschwehrung abzuführen; ja wir wären glücklich, wenn wir uns im Stande befänden, noch mehr zu geben.

2. Mit diesem Bedinge, wird man sagen, sind wir es herzlich gerne zufrieden. Jeder wird gerne mehr geben, wenn er selbst mehr hat. Allein, statt dem Handel bey uns aufzuhelfen, richtet man ihn zu Grunde, weil man eine Handels-Gesellschaft errichtet, welche alles an sich allein ziehet.

Handlungs-Gesellschaft verursachet das Betteln nicht.

Von einem Kaufmannsjungen, der sonst nichts weis, als wo seine Elle und das Tuch im Gewölbe lieget, würde man dergleichen Reden ohne Verwunderung anhören. Aber es ist unbegreiflich, daß Leute, die Verstand haben, eben also schwatzen, ohne sich einmahl zu bekümmern, wie diese Handlungs-Gesellschaft beschaffen sey, oder was sie eigentlich treibe? Die meisten Handelsleute, deren Klagen wir in aller Einfalt nachbeten, sind nichts als Kramer, die nicht vielmehr verstehen, als ein Paar Dutzend Strümpfe weben zu lassen, und damit auf

die

die nächste Märkte zu ziehen. Wendeten wir uns an einen von den grossen Kaufleuten, welche die Vortheile der menschlichen Gesellschaft und die Bande damit sie verknüpfet wird, genauer kennen, so würden wir eine ganz andere Sprache hören. Weil ich meiner eigenen Einsicht nicht traute und zuverläßig wissen wollte, was von unserer Indianischen Handlungs-Gesellschaft zu halten sey, habe ich mich bey unsern berühmtesten Kaufleuten darnach erkundiget, zumahl bey denen, welche ihr grösstes Verkehr zu Cadis, in Martinique, auf Sandomingo, oder in der Levante treiben, folglich mit der Compagnie am wenigsten in Verbindung stehen. Diese haben mir bekennet, daß die Klagen über sie, unvernünftig seyen. Einer davon sagte zu mir: Unsere Nachbarn, wenn sie uns so jammern hören, lachen in die Faust, daß wir unsern eigenen Vortheil so schlecht verstehen, und sie fürchten nichts mehr, als daß wir Lust zu dem auswärtigen Handel bekommen möchten. Sie wissen nur allzuwohl, wie sehr er unserm innerlichen aufhelfen würde, wenn er einmahl recht empor käme. In dem Dictionnaire des Savary kan man nachlesen, woher die Schwäche und der Verfall desselbigen herrühre, und wie sehr dieser verständige Mann, die Aufnahme der Indianischen Handels-Gesellschaft

Die Ausrottung des Vereins.

Die Ausrottung des Bettelns.

schaft gewünschet habe, die er für eines der kräftigsten Mittel zu Ersetzung unseres Schadens hält. Unterdessen wankete sie immer, biß der Herr von Maurepas anfieng für sie zu sorgen. Es ist auch bis jezo nur ein blosser Anfang was sie thut, ob sie gleich seit einigen Jahren um ein merkliches zugenommen hat. Der Kramer, welcher wenig verkaufet, will die Ursache seines schlechten Abganges wissen, er siehet daß die Compagnie-Handlung wächset, damit bildet er sich ein, sie ziehe den Gewinnst, den er nicht machet, sie werde noch alles an sich reissen, und er seinen Kram zuschliessen müssen.

Das scheinbareste, was man gegen sie aufbringen kan, ist dieses, daß sie ihren Einkauf in Indien mit baarem Gelde bestreiten muß. Sie führet von unsern Waaren wenig dahin. Aber dieser Einwurf trift die Englische und Holländische Compagnie eben so wohl. Die unserige verbrauchet und verführet eine Menge Waaren, die uns ausser deme auf dem Halse blieben. Was lieget daran, wohin sie selbige bringe, genug ist, daß sie aus dem Lande geschaffet werden. Wenn sie ihr Verkehr in Indien getroffen, und im Hafen zu Orient ihren Verkauf gethan hat, so findet sich zuletzt, daß sie mehr Geld in das Reich bringe, als sie heraus geführet hat.

hatte: Demnach ist der Vortheil klar. Alles aber, was sie thut, kan von niemand als von einer Handlungs-Gesellschaft zu Werke gerichtet werden, die genügsame Mittel und Schutz hat, gleichwie wir anderswo gesehen haben. Die Ausrottung des Bettelns.

3. Allmählich finden sich Leute die das alles begreiffen, und lieber sehen, daß unser auswärtiger Handel durch eine ganze Gesellschaft empor gebracht, und dadurch auch der innerliche im ganzen Reiche in Bewegung gesetzet werde, als daß einige einzelne Personen sich daran wagen, die irgendwo in einem Winkel vom Lande sitzen, und wie ihre Vorgänger gethan, einander selbst verderben, oder aus Mangel des rechten Nachdruckes und eines guten Einverständnisses auf den ersten Stoß zu Grunde gehen. Aber, heisset es, noch eine andere Ursache ist da; welche sich der Aufnahme unseres innerlichen Handels entgegen setzet, und allezeit fortdauert, nemlich die grosse Anzahl der geistlichen Güther. Hiedurch wird dem Staate das Mark und die besten Kräfte entzogen. Gienge man mit diesen Einkünften also um, wie Heinrich VIII. in Engelland und die Holländer damit umgegangen sind, so würde unser innerlicher Handel eine ganz andere Gestalt gewinnen, und aller Bettel verschwinden. Geistliche Güther auch nicht.

Die vereinigten Niederlande haben ihre

Die Ausrottung des Bettelns.

re Aufnahme dem Einziehen der geistlichen Güther gar nicht zu danken. Sie waren lange Zeit nach ihrer Vereinigung eben so arm als vorher. Sie verkauften ihre Pöckelfische insonderheit nach Portugall und Spanien, auch mitten im Kriege mit dieser Krone. Da aber der Hof zu Madrit ihnen alle seine Häfen mit äusserster Strenge verschloß, wurden sie gezwungen ihr Heyl anderwärts zu versuchen. Seit dem Anfange des 17. Jahrhundertes, insonderheit aber nach dem Münsterischen Frieden, worinn sie im Jahre 1648. für ein freyes Volk erkläret worden, sind sie die allgemeine Mäckler des ganzen Erdkreises worden, die einer jeden Nation alles in das Haus bringen, was sie nöthig hat. Dieses ist die Quelle ihres Reichthumes, keinesweges aber ihre Trennung von der Catholischen Kirche.

In Engelland hat die Religion an den Staats- und Handlungs-Sachen nichts geändert. Dieses Königreich hat seine Aufnahme hauptsächlich dreyen Stücken zu danken. Erstlich der Verarbeitung seiner Wolle von gebohrnen Engelländern, welche vorhero zu Gend und Brügge geschahe. Zweytens den Vortheilen, so unter Regierung der Königinnen Maria und Elisabeth, den gebohrnen Engelländern allein zugeeignet worden, und wodurch ihr Schiff-

wesen

wesen und ihr ausländischer Handel ungemein empor gekommen ist. Drittens, durch die berühmte Parlaments-Acte vom Jahr 1660. welche alle nach Engelland gebrachte Waaren als verbotten erkläret, und wegzunehmen befiehlet, woferne sie nicht in dem Lande selbst, daher das Schiff kommen, wachsen; oder, im Falle das Schiff ein Levante- oder Indienfahrer wäre, wenn sie nicht disseits Gibraltar oder disseits dem Vorgebürge der guten Hofnung an Bord genommen worden. Diese Verordnung, welche noch mehr dergleichen Artickel in sich begreiffet, und von dem listigen Kopfe ihres Urhebers des Cromwells zeuget, hält eine grosse Menge Kaufleute, ja ganze Nationen von Engelland ab, insbesondere die Holländische, als welche beynahe gar nichts aus ihrem eigenen Lande hat. Das Absehen dieser Acte war nicht nur, andere Völker von den Englischen Häfen durch den Verlust ihrer Waaren abzuschrecken, sondern vornehmlich die Engelländer zu nöthigen, alles aus der ersten Hand zu kaufen, wodurch sie nicht nur am Preise, sondern auch die Fracht-Kosten gewinnen. Indem sie ihren Ueberfluß ausführen, und alles was sie bedürfen, selbst hohlen, nehmen sie Gelegenheit, aller Orten gangbare Waaren zu laden, und solche unterweges benebst ihren eigenen wie-

Die Ausrottung des Betelns.

Die Aussortung des Getreids.

der abzusetzen, welche Sache nicht nur den Gewinn verdoppelt, sondern auch die Neigung zur Seefahrt bey ihnen unendlich vermehret. Die Engelländer gewinnen fast von jedermann, hingegen gewinnet fast niemand etwas von ihnen. Demnach rühret ihr Reichthum nicht von ihrer Trennung von der Catholischen Kirche her, sondern von der Trennung, in welcher sie, was die Handlung betrift, mit andern Völkern leben, indem sie durch geschickte Anstalten jedermann aus ihrem Lande ausschliessen. Sie mögen es verantworten, ob der Innhalt dieser berühmten Acte mit der Willfährigkeit übereinstimme, welche das Recht der Natur, und die Hochachtung gegen die menschliche Gesellschaft, zu erfordern scheinen? Uebrigens hat Engelland weder die Einkünfte seiner Bischöfe, noch der Kapitel und Pfarren angegriffen. Wollte man mit diesen Güthern in Frankreich eben also verfahren, wie Heinrich VIII. mit den Closter-Güthern, die er unter die weltlichen vertheilete, so würden unsere Provinzen, und zumahl die Landleute, in den gröSten Nothstand gerathen, und sie müsten alle Hungers sterben.

Die meisten vornehmen Herren in Frankreich halten sich am Hofe, oder in Paris und andern grossen Städten auf. Hingegen sobald die Englischen ihre Zeit im Parlamente

te gesessen sind, oder ihre Geschäfte in Londen geendiget haben, kehren sie auf ihre Güter zurücke, und verzehren daselbst den Ertrag ihrer eigenen Stamm- und der ehemahligen Closter-Güther. Ferner so haben fast alle Bauren in Engelland ein Stück Landes zu eigen, daher sind sie daselbst, gleichwie auch in Niederland und in Teutschland, bey besserm Vermögen, und arbeiten fleissiger als in Frankreich, weil es doch gewiß bleibet, daß wer nichts hat, sich auch um nichts bekümmere. Endlich, so hat man in Engeland für gut befunden, in jedem Dorfe soviel von dem Ertrage der Güther inne zu halten als für die Einwohner, die nichts eigenes besitzen, nöthig fället: Denn in dieser Absicht wird die Land-Taxe gehoben, wofür die Arme jedweden Ortes arbeiten müssen. Man gebe nun in Frankreich die besten Kirchen-Güther an die Herren, welche sich bey Hofe oder bey der Armee aufhalten, so wird das Land vollends gar verderben, und statt tausend Armer müssen nothwendiger Weise, zehen und mehr tausend werden. In Frankreich gehören fast alle Ländereyen den Edelleuten und Bürgern zu eigen. Die Bauern fiengen erst unter Ludwig dem heiligen an, etwas eigenes zu besitzen. Unter den Kindern Philipp des schönen risse dieser Gebrauch stark ein. Unterdessen beträget doch das, was sie an

Die Ausrottung des Bettelns.

Die Ausrottung des Bettelns.

sich gebracht haben, überhaupt nicht viel. Der Antheil des Bürgers ist weit ansehnlicher, und wird von ihme in der Stadt verzehret, gleichwie der Antheil des Edelmanns entweder bey Hofe, oder in etwa einer Gränz-Vestung, oder im Felde. Fast allemahl aber, werden die Einkünfte dieser beeden Antheile, weit von dem Orte der sie träget, verzehret, und es kommet nicht das geringste davon wieder zurücke. Ein Bischoff hingegen glaubet, der Hirte müsse von seiner Heerde eben so wenig weichen, als die Dom-Kirche von der Gemeinde, weil man ihn eben so wenig missen kann als diese, und deswegen verzehret er gemeiniglich seine 20. bis 30000. Livres Einkünfte mit denjenigen, die er seine Brüder und Kinder nennet. Alle regulirte Aebte halten ihre Residenz, und verzehren ihr Einkommen an dem Orte derselbigen. Es giebt auch Commendatarios. welche die Armen in ihren Pfründen erhalten, indem sie ihnen, Jahr aus Jahr ein, Arbeit geben, und auf diese Weise die Pflichten eines Vatters, davon sie den Nahmen haben, ruhmwürdig erfüllen. Unsere Könige halten allezeit einen Geistlichen in Ehren, der bey seiner Pfründe bleibet. Ein Capitel, ein reiches Closter, ein Ordens-Sitz, ein Hospital, ja auch die Bettel-Mönche, verzehren ihre Einkünfte

oder

oder ihre empfangene Allmosen wieder im Lande. Sie schaffen dem Wachs-Kerzler dem Lichtzieher, dem Sticker, dem Maurer, dem Zimmermanne, dem Bildhauer, dem Glockengiesser, und vielen Künstlern, Arbeit, welche jedermann mit ihrer Geschicklichkeit dienen können, selbige aber nicht erlanget, oder sich darauf beflissen hätten, woferne die Geistlichkeit nichts bey ihnen könte arbeiten lassen. Diejenigen, welche diese Einkünfte geniessen, darüber man so scheel siehet, kommen ja nicht aus der Türkey, noch trennen sie sich von ihren Lands-Leuten, sie vertheilen, was sie einnehmen, unter ihre Anverwandte und Nachbarn. Die Staats-Kunst bekümmert sich wenig darum, ob sie einen schwarzen oder weissen Rock tragen; und ohne mich jetzo dabey aufzuhalten, wie äusserst nothwendig der geistliche Stand sey, noch was ein Seminarium, ein Collegium, ein Hospital, und ein jedwedes wohleingerichtetes Closter für wichtige Dienste leisten, so wird doch niemand läugnen, daß bey der gegenwärtigen Einrichtung unsers Staates, die geistlichen Einkünfte das sicherste Mittel seyen, wodurch ein Theil des Geldes in jedem Bezirke bleibet, und von einer Hand in die andere gehet. Ueber alle diese Vortheile sehen die Splitterrichter weg, und reden nur immer von der Aufführung einiger

Die Ausrottung des Bettelns.

Die Aus-rottung des Bettelns.

einzelnen Personen, welche die Verordnungen, wegen der Residenz auf ihren Pfründen, schlecht beobachten.

Man wendet dagegen ein: daß man der Geistlichkeit, statt eines willkührlichen Almosens und freywilliger Beysteuer, ein beständiges Einkommen auf die besten Ländereyen angewiesen habe, das sey in der Hofnung geschehen, es würde alles, was sie zu ihrem eigenen Unterhalte nicht bedürfe, in den Schoos der Armen zurücke fallen. Demnach seyen alle diese reiche Geschenke in der That nichts anders, als das Erbgut der Armen. Warum haben wir nun die Bettler nichts destoweniger noch immer auf dem Halse? dieser Entwurf giebt uns Gelegenheit, die ganze Sache auseinander zu setzen.

Wahre Ursachen des Bettelns.

Die gezwungene Armuth, woran man sich allmählig gewöhnet, und die endlich auf ein freywilliges Betteln hinauslauffet, muß in Frankreich sowohl als in jedwedem fruchtbaren Lande, aus einer von folgenden Ursachen entstehen: Entweder, weil das Land seine Einwohner nicht ernähren kann, oder weil die Einwohner die Geschicklichkeit nicht haben, ihre Landes-Früchte zu nutzen, oder weil der Fruchtbarkeit des Landes, und der Geschicklichkeit seiner Einwohner ohnerachtet, die Landes-Früchte allzu ungleich ausgetheilet werden

also, daß auf eine Seite zuviel, auf die andere zu wenig kommet, und viele Einwohner nicht einmahl das Brod haben. Diese Untersuchung giebt das Licht in der Sache davon wir reden, und weiset zugleich den Weg, zu einer für die ganze Gesellschaft höchst-nützlichen Unternehmung, in welcher die Trieb-Federn von allem was sie thut, bestehen, ich will sagen, zu der Austheilung der Landes-Früchte. Die Ausrottung des Bettelns.

1. Wir wollen Frankreich zum Beyspiele nehmen; denn da ein so gutes Land an Bettlern keinen Mangel hat, so fället es desto stärker in die Augen, warum in Italien, woselbst die Handlung zu Boden lieget, und in Spanien, woselbst es an Fleisse und Fruchtbarkeit fehlet, die Menge der Bettler noch weit gröser seyn muß. Wir dürfen nicht beweisen, daß Frankreich seine Einwohner nähren könne, weil jährlich eine grosse Menge Wein, Brandwein, Oel, Salz, Zeuche, Steine, Schiefer, Papier und Haus-Geräthe daraus verführet wird. Geschickte Rechenmeister haben den Vorschlag gemachet, es wachse jährlich so viel Getrayde in Frankreich, daß man wenigstens anderthalb Jahre davon leben könnte, und daß man nicht nöthig habe öffentliche Korn-Häuser zu bauen, noch andere Anstalten zu machen, sondern man dürfe es nur in Verwah-

Die Ausrottung des Bettelns.

rung der Handels-Leute und Privat-Personen lassen, aber vier Jahre nacheinander keines ausführen, so würde man hernach doppelten Vorrath, und in den folgenden Jahren Ueberfluß haben, welchen man, nach Beschaffenheit der guten oder schlechten Erndte, entweder verkaufen, oder selbst gebrauchen könnte.

2. Wir dürfen auch nicht beweisen, daß es den Franzosen an Geschicklichkeit keinesweges fehle. Es ist eine bekannte Sache, daß man bey uns den Ackerbau, die Handlung, die Künste und Handwerke fleissig treibe.

3. Derohalben muß es von der ungleichen Austheilung herrühren, wenn, ohnerachtet der Landes-Fruchtbarkeit und der natürlichen Emsigkeit der Einwohner, dennoch viel Leute den Muth verliehren, und den Bettelstab ergreiffen.

Wir wollen die Austheilung des Ertrages von allen Ländereyen in Frankreich nach der Austheilung beurtheilen, welche mit dem Eintrage eines einigen Land-Guthes in jedweder beliebigen Provinz nothwendig geschehen muß: Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden, wollen wir annehmen, das Guth trüge nichts anders als Korn, und liege etwa in der Landschaft Caux, welche würklich sonst nichts als Getrayde liefert. Uebrigens ist nichts daran gele-

gelegen, ob die 1000. Livres, so der Eigenthümer jährlichen Pacht bekommet, bloß aus Getrayde, oder vornehmlich aus Holze, Wiesewachse, Fischen, Schiefer oder aus etwas andern gelöset werden. Korn bedeutet so viel, als alle mögliche Arten des Ertrages, weil man sie sämtlich gegen Korn anschlagen kann, als welches man nothwendig bedarf. Zwar giebt es Ländereyen, die leichter zu bestellen sind als die Korn-Felder: hingegen muß der Pachter von solchen auch mehr entrichten. Kann nun der Pachter sich und seine Gehülfen nicht ernähren, wenn er zu seinem Antheil lauter Getreyde bekommet, so muß die Noth auf dem Lande noch viel grösser werden, wenn der Pachter keinem Menschen etwas zu verdienen giebet, weil er nur wenige Personen zu seiner Arbeit nöthig hat. Es fraget sich nur, wer an diesem Ertrage des Guthes einen Antheil nehme, und wer nothwendiger Weise davon ausgeschlossen werde? Was vermöge der bey uns eingeführten Lebens-Art mit einem Guthe vorgehet, das muß mit einem jedweden vorgehen, und es muß sich ein allgemeiner Schluß auf alle Land-Güther in ganz Frankreich machen lassen.

Die Ausrottung des Bettelns.

Alle in unserm Reiche vorhandene Personen, lassen sich in sechs Classen vertheilen. Denn da ist, 1. der König, seine Be-

Die Ausrottung des Bettelns.

diente und sein Kriegs-Heer, oder überhaupt alle diejenigen, welche er zur Regierung und Beschützung seines Landes gebrauchet; 2. die Geistlichkeit; 3. die Eigenthümer der Ländereyen; 4. die Bauers-Leute, und alle die, welche die Früchte der Erde einsammeln; 5. die Handels-Leute, Einkauffer und Fuhrleute, welche dieselbige anderswohin bringen und vertauschen; 6. die Handwerker und das Gesinde, welche das Land bestellen helfen, oder zu Eroberung der Feld-Früchte auf einige Weise behülflich sind. Alle ietzo erzählte Personen, sind, zu dem guten Zustande eines Land-Guthes nothwendig, und erlangen durch ihre Unterstützung ein Recht auf den Ertrag desselbigen. Unter dem Schutze des Königes und seiner Bedienten ist es für allem Anfalle frey: Wäre keine Regierung, so würde man weder im Besitze noch im Genusse seines Eigenthumes bleiben. Der Geistliche verkündiget die Lehre des Heyls, und weiset die Gemüther auf Beobachtung der Einigkeit und ihrer Pflichten. Er vermahnet zur Liebe, zur Verträglichkeit, zu freundschaftlichem Beystande in allen Nothfällen, und zur Hofnung einer wahren Glückseeligkeit: auf diese Weise machet er seine Zuhörer in ihrem Gemüthe ruhig, ordentlich, bescheiden und leutseelig, mithin den Ort ihres

res Aufenthaltes zu einem Wohn-Platze des Vergnügens. Der Ackermann, der Tagelöhner, der Handwerksmann, und der Kornhändler, sind einer so nothwendig als der andere, wenn das Guth etwas eintragen solle. Der Eigenthümer behält einen Theil davon zu seiner eigenen Nothdurft, und überlässet die Helfte oder zwey Drittheile an die jetzo erwähnte Personen, als eine Dankbarkeit für ihren Beystand, ohne welchen ihm sein Guth unnütz wäre. Die Ausrottung des Bettelns.

Nach dem gewöhnlichen Ueberschlage, den die Erfahrung für gut befindet, theilet der Eigenthümer Kosten und Vortheil mit seinem Pachter, gleich: oder, welches auf einerley hinaus lauft, er saget sich gemeiniglich von allen Beschwehrungen loß, und begnüget sich mit dem Drittheile desjenigen was das Guth einträget, oder gemeiniglich zu ertragen pfleget. Gesezt, es trüge ein Jahr in das andere gerechnet, jährlich tausend Thaler, so nimmet er tausend Livres, und lässet das übrige dem Pachter. Wenn ein Landmann von einem Stücke Land zwanzig Garben als einen Pacht zu liefern verspricht, so muß er vierzig für sich behalten. Wollen die Eigenthümer mehr als ein Drittheil für sich nehmen, so geschiehet es fast allemahl, daß sie entweder nicht bezahlet werden, oder daß sie den Pacht-Anschlag.

Pach-

Die Ausrottung des Bettelns.

Pachter bis auf das Hemde ausziehen müssen.

Nun sollte man meynen, dieser stünde auf solche Weise recht gut, und wäre mehr als zu glücklich, daß er zwey Drittheil von den Einkünften ziehet. Allein, es bleibet ihm diese ganze Summe bey weitem nicht im Beutel, wir werden gleich sehen, an wie vielerley Personen er davon abgeben muß.

Steuer und Gaben.

1. Erstlich verlanget der König, gemeiniglich anderthalb Sols vom Livre, als eine Abgabe von dem Ertrage des Pacht-Guthes, und zwar in mittelmässig-fruchtbaren Landschaften, wo die Handlung schwach gehet. In den Landschaften, da man viel erwerben kann, und viel verzehret wird, steiget die Steuer bis auf 3. Sols vom Livre. Dieser Ueberfluß kommet hier nicht in Rechnung, weil er durch die Gewißheit des Gewinstes überflüssig vergütet wird; wir wollen also bey dem gemeinen Steuer-Anschlage bleiben, welcher sich nach dem Ertrage des Guthes richtet, und 2. Sols vom Livre beträget. Die Kopf-Steuer und andere kleine Abgaben, laufen sämtlich etwas höher als auf den vierten Theil der Vermögen-Steuer. Wir wollen also zusamm 2. Sols, 6. Deniers auf ein Livre rechnen. Wenn demnach das Guth in allem 1000. Thlr. träget, und der Pachter ein Drittheil davon

an

an den Eigenthümer abgiebet, so muß er noch für Kopf- und andere Steuer 125. Livres an den König bezahlen. Wollen wir statt der 1000. Thlr. den Ertrag ins Kleine bringen, und auf 60. Garben anschlagen, so giebt der Pachter 20. davon an den Eigenthümer, und von seinen vierzigen, dritthalbe an den König.

Die Ausrottung des Bettelns.

Wenn der Landmann das Guth, das er bauet, zu eigen besitzet, so wird er um ein Drittheil oder um die Helfte höher angeleget, und muß statt 2. Sols vom Livre viere, statt drey, sechse bezahlen. Die Ursache kommet daher, weil er keine Accise, (droit d'entrée) bezahlet. Gehörete das Guth einem Manne, der in der Stadt wohnet, zu eigen, so dürfte der Pachter weniger geben, weil der Eigenthümer dem Könige desto mehr Kopfsteuer, und über dieses die Accise sowohl für das Getränke, als für alle andere Waaren erleget. Ein Bürger zu Paris muß so viele Louis d'or Accise geben, als er Fässer Burgunder-Wein für sich kommen lässet. Die zweyte Ursache, warum ein Landmann von einem Guthe, das er zu eigen besitzet, mehr Steuer geben muß als ein anderer, ist diese, weil die Land-Leute in Gallien vor Zeiten nach dem von den Römern eingeführten Gebrauche, Leibeigene waren, die nichts eigenes besitzen konnten. Diese Gewohnheit daurete unter den Königen der bee-

Die Ausrottung des Bettelns.

beeden ersten Stämme ohnunterbrochen fort, ja noch lange unter dem dritten Stamme. Der Bauer nebst den Seinigen gehörete zum Guthe, weder er, noch sie, konnten anderswohin ziehen, sie hafteten gleichsam an dem Guthe wie ein Baum an der Erde. Unter der Regierung Ludwig des Heiligen, und der drey Söhne Philipp des schönen, erlaubte man den Leibeigenen sich loszukauffen. Sie durften hinziehen, wo sie wollten, und Land-Güther an sich bringen, so gut als der Edelmann oder Burger. Doch mit dem Bedinge, mehr Steuer zu geben, als die Städte, und, wie zuvor, gewisse Tage für ihren unmittelbaren, und ebenfalls gewisse Tage für den Landes-Herren zu frohnen; mit einem Worte, sie musten verschiedene Beschwehrungen übernehmen, welche an einem Orte geringer, am andern stärker waren, nachdem die Ober-Herren der Dörfer viele Gerechtigkeiten zu haben vermeyneten.

Glebæ addictus.

Der König hat noch mehr zu fordern, als die Steuern. Das Salz beträget noch einen Punct, der beynahe auf die Helfte der beeden vorigen steiget. Ein Landmann, welcher 1000. Livres Pacht bezahlet, hat nicht weniger als acht bis neun Personen im Hause, es seye nun Kinder oder Gesinde, und er verbrauchet, oder kann verbrauchen, ein Viertel Malter (Minot)

Salz

Salz von 50. Livres, zwey Drittheile für die Küche und den Tisch, ein Drittheil für das Einsalzen gerechnet. Verbrauchet er auf die leztere Weise mehr, so ist es ein Haushaltungs-Vortheil, der den Ueberschuß durch den Gewinn vergüten kann. Fünfzig Livres machen den sechzigsten Theil von 1000. Thlrn. Das wäre vom Schock eine Garbe. Doch es ist genug, wenn wir ohngefehr die Helfte von dieser Auflage ansetzen, darum, weil sie dem Landmanne eine Waare verschaffet, die er zu seiner Nahrung und zu seinem Handel brauchet. Wir setzen also zu den dritthalb Garben für die Steuern, noch eine halbe für das Salz, das beträgt zusamm, drey Garben, die er von seinen vierzigen dem Könige abgiebet.

Die Ausrottung des Bettelns.

Noch gehören hieher alle herrschaftliche Gebühren, welche gemeiniglich weit weniger als den sechzigsten Theil der Einkünfte betragen. An den Orten, wo das Auszählen so heftig ist, daß der Grund-Herr, zum Beyspiele, die siebende oder achte Garbe wegnimmet, haben die Herren Intendanten die Billigkeit, bey der Steuer-Anlage hierauf zu sehen, und desto weniger für den König zu fordern. Manche Dörfer, welche man vor Zeiten, gleich andern mit einem ordentlichen Anschlage nach den Feuerstätten belegen wollte, ohne die

Die Ausrottung des Bettelns.

die Beschwehrungen zu bedenken, die sie vorhin schon hatten, sind allmählig öde worden. Wir sollten uns also mit einem halben Sechzigtheile vor Herren-Gefälle begnügen, wir thun aber besser, wenn wir aus Vorsichtigkeit auf alle Fälle ein Sechzigtheil, oder eine Garbe vom Schocke rechnen. Es vergehet fast kein Jahr, da nicht innerhalb des Bezirkes von einem Amte, hier Wetterschlag, dort Viehesterben, anderswo der Mühlthau, Schaden verursache. Diese Unglücks-Fälle nebst mancherley andern, ziehen einen Nachlaß, oder eine Erleichterung der Gaben für die Dörfer nach sich, die das meiste leiden. Aber der Abgang wird auf die übrigen geleget, damit die ganze Summe heraus komme, welche das Amt oder die Landschaft aufbringen muß, um welcher Ursache willen die Steuer sodann etwas mehr beträget als gewöhnlich, und zuweilen ungegründete Klagen veranlasset, als ob sie überhaupt gesteigert wäre. Für diese Erhöhung, wiewohl sie nur einige Orte trift, ingleichen für die Auflage auf das Getränke, so Maasweise verkauft wird, weil es die Land-Leute nicht Faßweise in den Keller legen, muß hier ein sechzigster Theil in Rechnung kommen. Demnach fallen vier Garben weg, von den vierzigen, welche den Antheil des Pachters ausmachen.

2. Es

2. Es ist aber auch der Zehenden für die Geistlichkeit davon abzuziehen. In Provence und einigen andern Orten, wird unter dem Namen des Zehenden allemahl die achtzehende Garbe weggenommen, anderswo, und meistentheils, die Zehende oder eilfte. Bisweilen die dreyzehende. Wir wollen hier einen Mittel-Anschlag machen, weil hingegen die Steuer desto geringer ist, wenn die Geistlichkeit einen starken Zehenden genieſſet, und daher alles meist in eine Gleichheit kommet. Demnach setze ich den Zehenden überhaupt auf die zwölfte Garbe, und weil ich den Ertrag des Guthes auf sechzig Garben anschlage, so beträget der Zehende, fünfe. Mithin bleiben dem Pachter noch ein und dreyßig.

Die Untersuchung des Bettelns. Der Zehenden.

Diese Rechnung ist richtig, weil wir den Ertrag des Guthes auf lauter Korn anschlugen. In der That selbst aber, giebt es einige Güther, welche zwar Nutzen bringen, oder etwas eintragen, aber wie es scheinet, der Geistlichkeit nichts davon abgeben. Dergleichen sind die Wiesen, und die Wirthschafts-Vortheile. Unterdessen geschiehet es doch würklich, denn sie hat den Blut-Zehenden; in der Vermehrung des Viehes aber bestehet der hauptsächlichste Vortheil der Land-Wirthschaft, und die Wiesen geben die meiste Hülfe dazu. Machet der Landmann ja einen oder den

Die Ausrottung des Bettelns.

andern Gewinn, woran die Geistlichkeit nicht Theil nimmet, so wird dieser Abgang durch die freywilligen Opfer überflüssig ersetzet, womit die Gemeine die bishero angeführte reichliche Gaben vermehret.

Wenn man die Landschaften ausnimmet, die kein Königlich Salz nehmen dürfen, oder welche starken Verschluß ihrer Landes-Früchte haben, und dahero beederseits höher als andere in der Steuer liegen, gleichwie auch die Kirch-Spiele, welche wenig Acker-Feld, sondern meist nur Wiesewachs oder Kohl-Gärten besitzen: so zeiget die Erfahrung, daß der geistliche Zehenden gemeiniglich mehr betrage, als die Steuer, und zwar bisweilen um den sechsten, bisweilen um den fünften, oder vierten Theil, ja auch noch mehr. Der Beweis davon findet sich in den Berechnungen, welche der Herr von Vauban bey sehr vielen Kirch-Spielen, auch selbst in Normandie, wo die Wirthschafts-Vortheile vieles austragen, vorgenommen hat. Noch deutlicher zeiget sich dieses in den Korn-Ländern, als zum Beyspiele in der Landschaft Caux, wo man den völligen Zehenden für den Pfarrer beybehalten hat, und nach dessen Tode, den Zehend-Ertrag ein Jahr lang für den Bischoff einsammelt, und zu dessen Einkünften schläget. Dieser Anfall, welchen man le deport nennet,

net, beträget mehr als die Steuer. Gar oft verhält sich in diesen Dörfern, der Kirchen-Zehenden zur Steuer wie fünf zu drey. Anderswo hingegen, nähmlich an den Orten, wo man Königlich Salz nehmen muß, wo viele Waldungen oder andere Zehend-freye Güther sind, wiewohl dieses etwas seltenes ist; endlich auch, wo die meisten Einkünfte auf dem Verkehre und der Haus-Wirthschaft beruhen, wird sich die Steuer zu dem Kirchen-Zehenden verhalten, wie fünf gegen drey. Demnach nehmen beederley Gebühren, sowohl hier als anderswo, wenigstens acht Garben von den vierzigen des Pachters weg.

Die Ausrottung des Bettelns.

Obgleich es also scheinet, als wenn der König eben so viel bekäme, als die Kirche, so ist es doch in der That anders. Die Geistlichkeit bekommet ihren Antheil ohne grosse Weitläuftigkeit, und ohne davon wieder etwas abzugeben. Ein einiger Mann erscheinet auf dem Felde, wo das Getreyde abgeschnitten ist, und in Haufen von eilf, zwölf oder dreyzehen Garben auf einander lieget. Er nimmet eine davon weg, und damit ist die ganze Sache geschehen. Hingegen der König muß erstaunliche Unkosten darauf wenden, bis er sein Antheil empfänget. Er hat so viele Intendanten, Einnehmer, Amtleute, und ganze Schwärme Ausreiter, und andere

Die Ausrottung des Bettelns.

dergleichen Personen nöthig; um welcher Ursache willen der Geistlichkeit ihr Antheil besser ist, weil er unzerrissen bleibet. Wir geben der Kirche das ihrige ohne Murren und Widerwillen. Mit dem Könige sollten wir dergleichen thun. Er bekommet an manchem Orte weniger als jene, und seine Einkünfte sind eben so nothwendig. Die Geistlichkeit genieſſet nebst dem Zehenden auch noch viele schöne Land-Güther, und freywillige Schenkungen. Alles was sie deswegen als ein Mitglied des gemeinen Wesens zu entrichten schuldig ist, das thut sie vermittelst eines Geschenkes, so man freywillig nennet. Unser gegenwärtiges Vorhaben zielet dahin nicht, daß wir die Vergleichung zwischen den königlichen und geistlichen Einkünften auf das genaueste suchen wollten. Wiewohl eine solche Vergleichung an sich selbst ihren Nutzen haben möchte, so wollen wir doch vorjetzo nur wissen, wie viel von dem Antheile des Pachters nothwendiger Weise wegfallen müsse, oder was die Ursache sey, daß er mit selbigem sein Hauswesen nicht bestreiten könne. Bleiben ihm die 31. Garben ohne weitern Abzug übrig?

Milde Gaben.

Wir müssen noch die kleinen Unkosten in Rechnung setzen, welche sich der Pachter wegen seines eigenen Pfarrers, an Opfer-Gelde, und andern Verehrungen machet, und

und welche nicht nur erlaubet, sondern auch also beschaffen sind, daß man sie fordern kan. Hierzu kommet noch, was er den Bettel-Mönchen, abgebrandten Leuten, und den Armen des Ortes, zu Allmosen austheilet, an Korn, an Weine, an Brandweine, an Rüben, Hanf, Flachs, Erbsen und anderm Gemüße, ingleichen an Wolle, Garn, Holz und dergleichen mehr. Ich kan beweisen, daß der schlechteste Pachter jährlich zum wenigsten vier Louis d'or an diese und andere milde Gaben verwendet. Wenn die Scheune voll ist, so sind seine Hände und sein Haus gegen niemand verschlossen. Man muß bekennen, daß der Landmann nichts rauhes und hartes an sich habe, als nur seinen Umgang, und daß sein Herz mitleidiger sey als das unserige.

Die Ausrottung des Bettelns.

Unterdessen wollen wir doch diese Gaben, die er fast das ganze Jahr über täglich wiederhohlet, auf 3. Louis d'or anschlagen. Rechnen wir nun alle seine Einkünfte auf 300. Louis d'or, so betragen die besagte kleine Gaben ohngefähr den hundertesten Theil. Doch dieses ist zu wenig, weil er noch verschiedene andere Gaben unweigerlich an die Kirche entrichten muß. Hieher gehöret sein Beytrag zu Ausbesserung des Kirchhofes und Pfarr-Hauses, zu den Glocken, zum Aufrichten und Erhalten der Kirchen-Gebäude, von innen

Die Ausrottung des Bettelns.

und aussen. Diese Kosten belaufen sich hoch, kommen aber selten, nichts destoweniger ist es was sehr weniges, wenn wir sowohl für sie, als für die oben angeführte Allmosen ein Sechzigtheil seiner Einkünfte ansetzen. Giebt er mehr, so erhellet desto klärer was wir suchen, nämlich die Ursache von der Mittelmässigkeit seines Vermögens. Ziehet man nun auch diesen sechzigsten Theil, oder diese Garbe von den übrigen ab, so bleiben ihm noch dreyssig.

Arbeits-Lohn.

3. Die Gewohnheit bringet es mit sich, die Schnitter und Drescher für ihre Mühe mit Korne zu vergnügen. Zwar bekommen sie in einer Landschaft mehr als in der andern: doch beträget es wenigstens einen dreyssigsten Theil, oder zwey Sechzigtheile vom Ganzen. Es vermindern sich also seine dreyssig Garben auf acht und zwanzig. Was ihm das Mahlen kostet, das rechne ich hier nicht, weil diese Kosten nicht auf die Bestellung des Guthes, sondern auf seine eigene Person gehen.

Demnach fället schon mehr als der halbe Ertrag des Guthes weg, ehe der Pachter so zu sagen noch einen Bissen Brod davon in seinen Mund bekommet. Vor einem Augenblicke hielten wir seinen Zustand für beneidenswürdig, aber nun sorgen wir bey-

beynahe schon, wie er auskommen werde. Doch es muß noch gar viel abgezogen werden, ehe er die Vergeltung seiner Arbeit erhält. Die Ausrottung des Bettelns.

4. Ein Malter Korn von 125. Pfund am Gewichte, oder ohngefähr die Helfte eines Pariser Malters, wird zur Aussaat auf einen Morgen Landes erfordert, und träget etwa 12. bis 14. mahl, auch wohl nur 8. bis neunmahl so viel wieder. Wir wären glücklich, wenn wir allemahl zehenfach erndeten, was wir säen. Doch wir wollen dieses Verhältniß als beständig annehmen, und die schlechten Jahre mit den guten vergleichen. Damit also der Pachter künftiges Jahr zehen für eines einernten könne, muß er in dem gegenwärtigen das Saat-Korn zurücke behalten, und darf solches nicht angreifen; Er muß also sechs Garben zur künftigen Saat bestimmen, wenn er sechzig erndten will. Diese sechse von den 28. abgezogen, lassen noch 22. für ihn übrig, wohl verstanden, wenn das Jahr von gewöhnlicher Güte ist, und kein Abgang weder im Ertrage, noch im Verkaufe vorfället. Da sich sechzig zu 22. verhält, wie 3000. zu 1100. so bleiben ihm von den 3000. Livres, welche das Guth in allem einbringet, nicht mehr als 1100. wovon er sich und seine Kinder, ernähren, dann auch einer Magd, einem Saam-Korn.

Die Ausrottung des Bettelns.

Knechte, und einem Hirten Kost und Lohn geben; acht biß zehen Pferde kaufen und füttern, Wagen und Geschirr im Stande halten, den Sattler, den Schmid, den Seiler, den Wagner, den Tagelöhner bezahlen, ja noch viel mehr bestreiten muß. Wie wäre dieses möglich? wird man sagen, er muß nothwendig verderben. Wenn er auch nur 200. Livres für Gesinde-Lohn, und 300. für ihre Kost aufwendete, welches doch für drey oder vier starke Cörper, die beständig arbeiten und stark essen, nicht hinreichet, so würde das übrige für den Anspann aufgehen, und er bekäme für alle seine Mühe nichts.

Wir wollen also wieder zurücke kehren, und seine Ausgaben nach Möglichkeit beschneiden. Bey einem kleinen Guthe käme er nimmermehr zurechte, wenn er nicht allenthalben selbst Hand anlegte. Demnach überlässet er andern, die mehr Einkünfte haben als er, die Bequemlichkeit viel Gesinde zu halten. Er lässet sein Vieh mit unter die gemeine Heerde treiben. So bald sein Sohn heran wächset, muß er ihm einen Knecht erspahren. Die Haus-Mutter nebst ihrer Tochter, besorgen das Milchwerk, den Hanf, die Wäsche, und das übrige in der Haushaltung. Indem er nun keine fremde Leute mehr brauchet, erspahret er schon ein merkliches.

Ueber

Ueber dieses fliehet er die Kaufmanns-Läden, wie die Pest, und leget sein Kleid nicht ab, so lange man noch nicht alle Fäden an selbigem siehet. Er schaffet sich weder Haus-Geräthe noch Geschirr, bis das alte in Stücken gehet. Aber bey dem allen müste er sich in Schulden stecken, welches eben so viel hiesse, als das Holz zum Bettelstabe schneiden, und ein Taglöhner, der ein paar gesunde Arme, und eben so viele Kühe hat, wäre besser daran, als er, woferne er sich nicht mit dem Korn-Verkaufe, mit der Wolle, and mit dem Geflügel helfen könnte. Auf diese Weise sind die Mittel beschaffen, wodurch der Landmann sich bey seinem Guthe erhält.

Die Ausrottung des Bettelns.

Doch, diese in Ansehung seiner, löbliche Sparsamkeit, wird eine Quelle des Elendes für andere. Wenn der Pachter seine Arbeit selbst bestreitet, so verdienet der Tagelöhner nichts mehr. Schaffet er sich selten etwas an, so empfindet es nicht nur der Kaufmann, dem er gar nichts zuwendet, sondern auch der Handwerksmann, den er selten brauchet. Geräth der Handwerksmann in Abnahme, so spühret es sein Nachbar der Kaufmann ebenfalls, er muß verderben, weil der gemeine Mann nichts mehr abhohlet. Alles dieses hänget wie eine Kette zusamm, und sobald als die Land-Leute alles auf das genaueste suchen müs-

Die Ausrottung des Bettelns.

sen, suchet es jedermann eben so. Was wir bishero von den unvermeidlichen Beschwehrden eines Pachters angeführet haben, das belauffet sich an den Orten, die keine gewisse Steuer haben, noch höher.

Hieraus erhellet, wie vorsichtig der Eigenthümer mit Erhöhung des Pacht-Geldes, und mit den Vorschlägen der Plusmacher umgehen müsse, woferne er anderst seinen eigenen Vortheil verstehen will. Er siehet zugleich, wie billig und dem gemeinen Besten ersprießlich es sey, wenn allenthalben die Steuer nach dem Ertrage der Güther eingerichtet wird. Dem Landmanne aufhelfen, heisset in der That das ganze Land in die Höhe bringen, weil auf seinen Ausgaben der gute Zustand des Handwerksmannes, und mithin auch der Handlung beruhet. Wenn die kleinen Bäche vertrocknen, so fehlet es dem Flusse gar bald an Wasser. Giebet der Bauer wenig Geld aus, so vertrocknet die Haupt-Quelle des innerlichen Handels.

Wiewohl der Bauer gemeiniglich kein grosses Vermögen hat, so lebet er doch, und lässet andere Leute gleichfalls leben. Hätte er grössern Antheil an dem Eigenthume der Güther, so würde er mehr Geld ausgeben, und dem Handwerksmanne mehr Verdienst schaffen. Hieraus folget, daß andere dasjenige ersetzen müssen, was er

aus

aus Mangel der Kräften zu thun nicht vermag. Der König thut das seinige, indem er alle seine Einkünfte wieder ausgiebet. Die Geistlichkeit thut das ihrige ebenfalls, indem sie ihre Einkünfte an dem Orte selbst verzehret. Sind die Ausgaben des Königes, der Geistlichkeit, und des Bauers nicht hinlänglich, dem gemeinen Manne Brod zu schaffen, und den Handel aller Orten blühend zu machen, so lieget der Mangel an den Eigenthümern der Güther. Hier müssen wir folglich die Wurzel des Uebels, benebst dem Gegen-Mittel suchen. Finden wir es hier nicht, so ist gar keines übrig.

Die Ausrottung des Bettelns.

Wir alle, die wir einen grossen Theil von den Früchten der Erde empfangen, entweder als Eigenthümer, oder als Innhaber geistlicher Pfründen, oder davor, daß wir die uns anbefohlene Geschäfte besorgen; Wir alle, sage ich, haben vielleicht niemahls an die Schuldigkeit gedacht, die uns wegen dieses Genusses obliget.

Alle Menschen, so viel als ihrer sind, müssen sich nähren, sie müssen die Unterhaltung ihres Lebens finden. Dieses ist die Absicht des Schöpfers, welcher sie auf die Welt kommen lässet: und da er ihrentwegen die Erde alle Jahre fruchtbar machet, so hat auch jeder Mensch das Recht,

seinen

Die Ausrottung des Bettelns.

seinen Antheil an ihren Früchten zu fordern. Will man ihm solchen verweigern, so handelt man der Absicht GOttes auf eine höchst ungerechte Weise zuwider, ja ich hätte bald gesagt, man begienge einen Mord.

Zwar hat es der Vorsehung beliebet, den Unterscheid der Stände zuzulassen, und dadurch die Erwerbung des benöthigten Unterhaltes bey einem grossen Theile des menschlichen Geschlechtes, mit vieler Mühe zu verknüpfen. Weil sie sämmtlich zum Bösen geneigt sind, so dienet entweder die sauere Arbeit zum Kappzaume ihrer Lüste, und zur Strafe derselbigen, oder die Menge ihrer Bedürfnisse zur Aufmunterung ihres Fleisses, oder die Abwechslung des Mangels und Ueberflusses, die Unterwerfung gegen die Vorgesetzte, die Mannigfaltigkeit der Gemüther, nebst der vermischten Folge von Glücks- und Unglücks-Fällen, zu ihrer Befestigung in Ausübung aller Tugenden. Aber die offenbahre Absicht desjenigen, welcher alle Gaben geschaffen hat, und sie nach einer gewissen Ordnung austheilet, bestehet darinn, daß alle Menschen im Stande seyn sollen, sich zu nähren, und einander Hülfe zu leisten: Diesen Endzweck zu erlangen sind alle Gesellschaften aufgerichtet, und alle menschliche Gesetze gegeben worden: Das Evangelium

gelium selbst, redet ohne Unterlaß davon. Hieraus folget, daß alle diejenigen, welche die Früchte der Erde besitzen, durch die Weise, wie sie selbige unter andere Leute austheilen, entweder die Pflege-Vätter, oder die Mörder ihres Neben-Menschens werden. Denn von ihnen müssen sich die übrigen alle nähren. Die Ungleichheit unter den Menschen mag, was den Stand betrifft, so groß seyn als sie will; so muß doch eine gewisse Gleichheit, oder vielmehr ein gewisses Verhältniß unter ihnen seyn, was die Austheilung der Erd-Früchte betrift; darum, weil GOtt verlanget, diejenigen, denen er das Leben gab, sollen auch zu essen haben, und da, wo mehr Menschen sind, solle auch mehr Brod, mehr Kleidung, und eine grössere Menge anderer Hülfs-Mittel ausgetheilet werden.

Die Ausrottung des Bettelns.

Nun sind aber weit mehr Menschen auf dem Lande hin und her ausgetheilet, als in Städten nahe beysammen wohnen, und die Zahl der Armen muß beederseits in eben dem Verhältniße zunehmen, als die Zahl der Einwohner. Dahero sollte man für die Armen auf dem Lande am allererstен sorgen, und es sollten diejenigen am allererstен bedacht seyn ihnen zu helfen, welche die Schuldigkeit übernommen haben, den Unterhalt für ihre sämtliche Lands-

Leute

Die Ausrottung des Bettelns.

Leute anzuschaffen, das ist, diejenigen, welche den grösten Antheil an den Früchten der Erde haben, oder die beste Gaben von der Gesellschaft empfangen. Unter diese Zahl gehören die Eigenthümer der Land-Güther. Die Handels-Leute, und alle die, welche fremde Geschäfte besorgen. Gemeiniglich haben die beeden letztern mehr Einkünfte als die ersten.

Ich habe öfters die Dorf-Pfarrer wider die Comödien, und wider die Geistlichen, so mehr als eine Pfründe besitzen, gewaltig auf der Canzel eifern hören: Niemahls aber habe ich predigen hören, wie nöthig es seye, den Armen auf dem Lande unter die Arme zu greifen. Wir schliessen gemeiniglich unsere Bekanntschaften und unsere Schuldigkeit in die Mauern unserer Geburts-Stadt ein. Von den ausserhalb gelegenen Wohnungen, ist uns keine bekannt, als das Haus unsers Pachters, und dieser, so oft als er oder die Seinigen sich einfinden, fället uns mit keinem Anfordern beschwehrlich, sondern er bringet uns vielmehr Geld. Wir denken, wir hätten überflüssig viel zum Besten des Landes gethan, wenn wir ihm zuweilen eine Nachsicht gönnen, oder ihm mit einer Vorsprache zu Hülfe kommen. Wir bekümmern uns wenig um den schlechten Zustand seiner Nachbarn, denn wir

mey-

meynen, er gehe uns nichts an. Es fehlet wenig, so halten wir die Land-Leute für Thiere von einer ganz andern Art, als wir sind, es hat uns auch niemahls einiger Mensch das geringste Wort davon gesaget, daß es ein Stück unserer Schuldigkeit sey, nothleidende Familien zu unterstützen. Unterdessen ist es klar genug, daß wir nicht zu mehrerem verpflichtet sind, als uns unsere Güther zu thun erlauben. Diese sind Grund-Stücke, worauf alle, sowohl arme als bemittelte Einwohner desselbigen Ortes, ein angebohrnes Recht haben. Sie müssen leben, und an den Grund-Stücken der benachbarten Dörfer haben sie eben so wenig Recht, als an den Ländereyen von Mexico oder Japan.

Die Ausrottung des Bettelns.

Nebst diesem ursprünglichen Rechte erlangen sie noch eines, indem unser Feld durch den Schweiß ihres Angesichtes seine Früchte bringet. Es ist dieses gar nicht zu viel gesprochen. Diese Tagelöhner, die wir so obenhin einmahl ansehen, und uns wenig aus ihnen machen, sammeln unser Heu und unser Getrayde, wenn die Sonne am heftigsten brennet. Ehe sie noch aufgehet, sind sie schon auf dem Felde, und bringen den ganzen Tag mit unablässiger schwehrer Arbeit hin, sie dreschen unser Getrayde, sie reinigen unsere Wiese-Gräben, sie sind auf jeden Wink unsers

Die Ausrottung des Bettelns.

unsers Pachters bereit, alle Kräfte zu unserm Vortheile anzuwenden. Nach so langwührigen und wichtigen Diensten, kennen wir sie nicht einmahl. Alle ihre Mühe erwirbet ihnen weder Freunde noch Beschützer. Oft müssen sie viele Tage, ja ganze Wochen kümmerlich leben, ohne Verdienst und ohne Lebens-Mittel. Sie sind ihres Auskommens niemahlen länger als auf 24. Stunden versichert, und weil sie nicht wissen, wo sie morgen etwas hernehmen sollen, so essen sie ihr Brod allezeit in Kummer und Sorgen.

Weil sie niemahls nahe zu uns kommen, so haben wir von der Beschaffenheit ihres müheseligen Lebens keinen rechten Begriff; wir begnügen uns daran, daß wir den Stadt-Armen eines und das andere mittheilen; was die Armen auf dem Lande betrift, so gedenken wir, sie giengen uns nichts an, und über dieses stehe es nicht in unserm Vermögen ihnen zu helfen.

Ursache der Armuth auf dem Lande.

Indem auf diese Weise unser Allmosen in der Stadt bleibet, begehen wir ein zweyfaches Versehen; Erstlich brechen wir die Pflicht, welche uns als Eigenthümern der Land-Güther oblieget, und uns befiehlet, die Armen des Ortes, wo unsere Güther sind, zu ernähren; Zweytens locken wir allerley Gesindel in die Stadt, das nicht hinein gehöret, und in lauter Müßiggange

das

das Brod fresset, davon sich dreymahl so viel arbeitsame Leute auf dem Lande ernähren könnten. Der schlechte Zustand auf dem Lande rühret demnach aus zweyen Ursachen hauptsächlich her, erstlich weil die Bauern und Pachter zu wenig Aufwand machen; und zweitens, weil wir unsere Allmosen nur in der Stadt austheilen. Die Ausrottung des Bettelns.

Zu diesen beeden Ursachen kommet noch die dritte, und weit wichtigere, nehmlich, daß diese arme Leute allzuweit von den Orten entfernet sind, wo die reichen Eigenthümer ihr meistes Geld ausgeben. Die Stadt-Kinder, welche von dem Ertrage eines mässigen Guthes leben, und die Besoldung von etwa einem Amte, oder ihrem übrigen Erwerb mit zur Hülfe nehmen, suchen ihren Zustand selten zu verändern, und sie sterben in der Stadt, worinn sie gebohren sind. Zwar tragen sie etwas zum Wohlstande der nächst-gelegenen Dörfer bey, denn diese müsten unstreitig verderben, woferne sie nichts in der Stadt verkauften: Doch dieses ist nur eine schwache und ungewisse Beyhülfe. Denn es wird hingegen dem Lande das Mark ausgesogen, und ihm fast alles baare Geld weggenommen, welches die wollüstigen Eigenthümer nach einer weit entferneten Stadt schleppen, und daselbst zu Büssung ihrer thörichten Affecten unnützer Weise

Die Ausrottung des Bettelns.

verthun, ohne daß das geringste nach dem Orte, wo es erpresset wurde, zurück kehrete.

Ich kenne sieben Personen, die sich zu Paris aufhalten, und daselbst ein jährliches Einkommen von 250000. Livres verzehren, welches sie aus einem mittelmässig fruchtbaren Ländgen, von 12. Französischen Meilen in die Länge, und fünf bis sechs in die Breite ziehen. Sechs andere bekommen fast eben so viel aus einem benachbarten Bezirke von gleicher Grösse. Von dieser halben Millione, so besagte dreyzehen Personen ohne alle Noth an einem fremden Orte verzehren, kommen etwa 10000. Livres zu Unterhaltung der Gebäude und zur Besoldung der Haus-Bedienten, in das Land zurücke. Es haben sich an erwähnten Orten, gleichwie allenthalben geschiehet, mancherley Handwerksleute gesetzet. Aber was soll der Schmied und der Wagner auf dem Lande verdienen, wenn Pferd und Wagen in Paris sind? es ist unmöglich, daß die Provinzen in Aufnahme kommen, wenn die Eigenthümer dasjenige, was nach Abzug der Steuer, des Kirchen-Zehendens und des Saat-Kornes übrig bleibet, aus dem Lande schleppen, und kaum so viel zurücke lassen, daß die Einwohner sich des Hungers erwehren.

Ich

Ich verstehe dieses gar nicht auf solche Weise, als wenn eine Stadt, wie London oder Paris, der Gesellschaft mehr Schaden als Vortheil brächte; sie befördert im Gegentheile ihr Wohlseyn auf mancherley Weise, und gereichet ihr zu einer grossen Zierde. Sie stiftet ungemeinen Nutzen. Allein ihr Pracht hat beständige, rechtmässige und ganz andere Quellen, als den wunderlichen Eigensinn und die unnütze Verschwendung einzelner Personen. Die kluge Verordnung, welche der Grösse einer Haupt-Stadt ihre gewisse Schranken setzet, bezeuget genugsam, was für üble Folgen man besorge, wenn alle wohlhabende Leute ihren Aufenthalt ohne Noth daselbst nehmen wollten. Die Ausrottung des Bettelns.

In den mittlern Zeiten war Frankreich in viele Herzogthümer und Grafschaften vertheilet, die von der Crone zu Lehen giengen. Ihre Herren hielten sich in diesen ihren Landen auf, und hatten ihre Hof-Staat und ihre Lehen-Leute um sich. Sie verzehrten ihre Einkünfte in ihrem Lande, und verursachten dadurch, daß das Geld von einer Hand in die andere gienge, welches dem ganzen Königreiche höchst ersprießlich fiele. Indem aber ein Herr den andern bekriegen kunte, entstanden unzählige Unordnungen. Es muste wunderlich in Frankreich aussehen, da alle Städte

Die Ausrottung des Bettelns.

Waffen-Plätze, alle Land-Häuser, Vestungen, und alle Einwohner unaufhörlich im Kriege miteinander begriffen waren. Die dreyfache Mauer von Montaigu, wohin Thomas von Marle seine Beute schleppte, wenn er die Bauern in Picardie und Champagne ausgeplündert hatte, sahe mehr einem Busch-Klopfer-Neste als einem Fürstlichen Gebäude ähnlich, wo die Unterthanen Schutz und Gerechtigkeit suchen sollen. Dieses Befehden, nebst dem damit verknüpften Rauben und Plündern, machte Frankreich höchst unglücklich, und man freuete sich, als die grossen Reichs-Lehen, benebst ihren After-Lehen, mit der Crone vereiniget wurden, gleichwie nach und nach, theils durch Kauf, theils durch erledigte Anfälle geschahe.

Hiedurch kam der König in den Stand, sowohl die innerliche als äusserliche Sicherheit zu handhaben. Dieses Wachsthum der Königlichen Macht, gab Gelegenheit zur Vergrösserung und Aufnahme seiner Haupt-Stadt. Es fande sich eine grosse Menge inn- und ausländischer Personen daselbst ein, um Gerechtigkeit, oder eine andere Gnade vom König zu erlangen, oder auch anderer Geschäfte wegen. Dieses machte die Stadt prächtig, und schaffte zugleich den Nutzen, daß viele Landes-Waaren daselbst verbrauchet wurden.

Ja

Ja es rühret unsäglich viel Gutes davon her. Eine Stadt wie Paris, unterhält bey uns die Handlung, und die dabey erforderliche wichtige Unternehmungen, sie bringet die Wissenschaften, die Künste, die Geschicklichkeit empor, sie reitzet den Eifer sich hervorzuthun, und auf neue Erfindungen zu sinnen. Sie ist der Mittel-Punct der Handlung und des Fleisses, und wird zu der Mutter von allen beeden. Sie unterrichtet die Fremden, und ziehet wiederum von ihrem Aufenthalte Vortheil; sie hat aber nicht nöthig, daß sie Bürger von ihr werden, noch daß sie den Provinzen das Brod entziehe, und die Bürger von Paris damit mästen sollen. Das Geld, so die Reisenden aus Neubegierde und die Einheimischen wegen ihrer Geschäfte, ingleichen die beständig daselbst wohnende Häuser vom ersten Range in dieser Stadt als in ihrem Geburts-Orte verzehren, wird sie zu allen Zeiten prächtig genug machen. Weil sich die vornehmsten Herren öfters zu Paris vor den Augen des Königes einfinden, so wird dadurch Liebe und Einigkeit erhalten. Der König ist desto mächtiger: Und je mehr sein Ansehen befestiget wird, desto fester stehet die Ruhe der Unterthanen, als der einige Endzweck einer guten Regierung.

Die Ausrottung des Bettelns.

Alle diese Vortheile entspringen zwar

Die Ausrottung des Betrelns.

ganz unfehlbar aus der gegenwärtigen Einrichtung des Französischen Reiches. Es kan aber beedes dennoch sehr wohl neben einander bestehen, woferne gleich die reichesten Häuser in den Landschaften, woraus sie ihre gröste Einkünfte haben, ihre beständige Sitze aufschlagen, es mögen nun selbige aus Landes Früchten, aus Pfründen, aus Bedienungen, oder aus anderem Erwerbe herrühren. Die Staats-Kunst freuet sich über den Reichthum der Haupt-Städte, sie betrübet sich aber auch über den Eigensinn und über die unmässige Menge derjenigen, die aus andern Städten für die lange Weile mit Sack und Pack dahin ziehen. Es fället zuweilen unmöglich vor so grosse heranziehende Schwärme das Benöthigte anzuschaffen, es treibet auch der Uebermuth der Wollüstigen alles auf einen dermassen hohen Preiß, daß andere, die wegen ihrer Geschäfte sich da aufhalten müssen, die Kosten nicht zu erschwingen vermögen. Nebst deme ist es höchst unbillig, wenn alles Geld eines Königreiches an einem einigen Orte verschwendet, und den übrigen Provinzen das Mark aus den Beinen gepresset wird.

Wiewohl es aber erlaubet ist, sich darüber zu verwundern, warum ein Reicher sich mit grossen Unkosten in einer Stadt aufhalten möge,

möge, wo kein Mensch auf ihn siehet, da er hingegen in seiner Heymath in bestem Ansehen leben, und durch seinen Aufwand die ganze Gegend in Aufnahme bringen könnte; so dürfen wir doch weder der allgemeinen, noch insbesondere seiner Freyheit zu nahe tretten. Er kan wohnen, und sein Geld verzehren, wo er will. Das einige, was wir von ihme verlangen, ist dieses, er möchte den Orten, wo das Geld zu seinem Aufwande herkommet, und wo es wegen seiner Abwesenheit am täglichen Brode fehlet, wenigstens eine erkleckliche Beyhülfe angedeyhen lassen, und dadurch die Grösse des Uebels einigermassen verringern.

Die Ausrottung des Bettelns.

Diese Beyhülfe kan theils von uns, theils von der Regierung herrühren. Die letztere giebt sich seit langer Zeit alle ersinnliche Mühe, die Verfertigung von mancherley Waaren allenthalben zu befördern, und dadurch sowohl in dem innwendigen des Königreiches, als an seinen Küsten die Quellen des Ueberflusses zu eröfnen. Die Wiederherstellung des See-Handels, der Schutz, welchen der König allerley Arten des auswärtigen Handels verleiht; die Seiden-Arbeit, die Verfertigung des Papieres, der Tücher und anderer Waaren, welche sämtlich er durch mancherley grosse Vortheile und Freyheiten, auch sogar

Die Ausrottung des Bettelns.

durch Adels-Briefe und Ehren-Stellen zu befördern suchet, sind, benebst der allgemeinen Austheilung der Königlichen Einkünfte durch das ganze Reich, die Mittel, welche den Fleiß der Unterthanen reitzen. Die einzige Spiegel-Hütte zu Saint-Gobain, beschäftiget mehr als 400. Arbeiter, und weil sie die Materialien, die Lebens-Mittel und die Handlanger aus dem ganzen umliegenden Bezirke nimmet, so verschaffet sie dieser Gegend reichliche Nahrung, woran es vorhero fehlete. Was für Nutzen verschaffen nicht die neuangelegten Manufacturen zu Sedan und Abbeville? Wie viele andere setzen uns nicht in den Stand, daß wir nunmehro an Auswärtige verkaufen können, was wir zuvor von ihnen hohlen musten? Die einzige Stadt Orient, welche kaum angeleget worden, hat innerhalb ihrer Ringmauer, und in der umliegenden Gegend, schon viele tausend Haushalten ansäßig gemachet. Sie ermuntert einen ganzen ansehnlichen Bezirk von Bretagne zur Arbeit, und lässet dessen Einwohner einen ansehnlichen Verdienst hoffen, da sie vorhero kaum den Muth hatten, die Früchte ihres Landes einzusammlen. Ja selbst die Zahl der Kriegs-Schiffe, die wir seit einem Jahre verlohren haben, beweiset, daß unsere Handlung nicht so gar gering sey, als einige

nige vorgeben. Doch ein König mag noch so mächtig seyn, und noch so weise Anschläge hegen, um den Arbeits-Eifer im Lande, und in den auswärtigen Colonien durch zugestandene Freyheiten zu reitzen, so ist er doch kein Schöpfer, und kan die Früchte der Erde keinesweges einem jeden zutheilen der sie verlanget. Demnach fället die Schuldigkeit dafür zu sorgen, zuletzt auf uns. Die Ausrottung des Bettelns.

Es heisset dieses nicht etwa so viel, als ob wir mit dem Geld-Sacke unter dem Arme von einem Orte zum andern herum ziehen, und einem jeden, der etwas bedarf, mittheilen müsten. Das Evangelium befiehlet zwar, daß man dem Hungerigen sein Brod brechen solle, es befiehlet aber auch den Armen, daß sie sich redlich nähren sollen. GOtt lässet zwar seine Sonne aufgehen über die Ungerechten; aber er demüthiget sie auch, und zwinget sie durch die ohnumgängliche Nothwendigkeit des Arbeitens, daß sie einander, auch wider ihren Willen, nützlich seyn müssen. Nach diesem Muster müssen wir unsern Entwurf einrichten. Wir dürfen nicht verlangen, daß die Leute, denen wir von unsern Güthern etwas mittheilen wollen, alle rechtschaffen und untadelich seyn sollen; bey diesem Vorsatze würde ein ziemlicher Theil des menschlichen Geschlechtes müssen Hun-

Die Ausrottung des Bettelns.

gers sterben. Unsere Schuldigkeit ist nur, sie nach Vermögen anzuhalten, daß sie etwas warhaftig nützliches vornehmen; Ja, wir sind so gar verbunden demjenigen, der nicht arbeiten will, das Brod zu versagen: verfahren wir anders, so stärken wir den Müßiggang, und unterstützen das Betteln, benebst allem Unheile, welches daraus folget. Wir müssen mittheilen, aber nur dem, der arbeitet. Vereinigen wir diese beede Regeln, so befördern wir das Wohlseyn der Gesellschaft: trennen wir sie, so beschleunigen wir den Untergang derselbigen. Nur müssen wir unsere Last nicht ohne Noth vergrössern. Mancher wird entweder erschrecken, wenn er höret, es sollten die Eigenthümer der Land-Güther, nicht allein die Stadt-Armen, sondern auch über dieses noch die Armen auf dem Lande ernähren; oder er wird gedenken, es gienge nicht an. Es gienge freylich nicht an, wenn wir mehr geben sollten, als wir können. Allein es ist nicht nöthig deswegen die Land-Taxe oder eine neue Auflage in Schwang zu bringen. Wir haben die Mittel schon in der Hand, wodurch man den Armen auf dem Lande Arbeit schaffen und verhindern kan, daß es in der Stadt keine gebe. Wir dürfen nicht mehr austheilen als zuvor. Unsere Allmosen sind hinlänglich alle Arme zu ernähren,

Mittel den Bettel zu vertilgen.

wel-

welches das erste ist, so ich beweisen muß. An statt aber, daß diese Allmosen vorjetzo nichts anders würken, als daß sie den Müssiggang unterhalten, würden sie selbigen von Grund aus vertilgen, und die Handlung blühend machen, wenn sie mit gehöriger Ueberlegung ausgetheilet, und zur Belohnung der Arbeit angewendet würden. Wir bekommen im geringsten keine schwerere Last auf den Hals, sondern wir machen nur einige kluge Anstalten, die uns ein ruhiger Leben verschaffen. Die Ausrottung des Bettelns.

Der Marschall de Vauban hat ausgerechnet, daß Frankreich 30000. Französische gevierte oder Quadrat Meilen in sich begreife; diese könnten, zum Theile, jedwede vier bis 500 Einwohner ernähren, zum Theile, jedwede 1000. bis 1200. und nach dem Durchschnitte sieben bis 800. Wir wollen setzen, in jeder gevierten Meile wären acht bis neun Einwohner an den Bettelstab gerathen, wir wollen auch setzen, daß sie von uns, einer in den andern gerechnet, täglich 6. Sols erbetteln. Neunmal 30000. Bettler, machen 270000. welche auf sechs Sols gerechnet, täglich verzehreten 81000. Livres. Diese Summe mit den Tagen des Jahres vervielfältiget, betrüge 29. Millionen, 565000. Livres, jährliche Allmosen.

Die Zahl der Bettler wird mir jedermann

Die Ausrottung des Bettelns.

mann leicht zugeben, aber die Summe des Allmosens wird manchem fremde vorkommen. Man wird sich sowohl über ihre Grösse, als über denjenigen Nutzen, den sie schaffet, verwundern. An statt diese Schwierigkeit zu verringern, werde ich sie noch mehr vergrössern.

Übermuth der Bettler.

Die meisten Bettler lassen sich an der blossen Nothdurft nicht begnügen, sie bleiben auch nicht an einem Orte. Sie laufen vom Dorfe in die Stadt; sie durchstreichen in einem Tage viele Kirchspiele und Dörfer. Andere nehmen ihren Weg nach der Quere durch selbige. Auf diese Weise vervielfältigen sie sich, sie verursachen, daß man das Uebel für gefährlicher hält, als es würklich ist, und sie vergrössern die Plage, die man von ihnen erdulten muß. Sie finden nicht nur allein alle ihr Brod, sondern sie ärgern sich so gar darüber, wenn man ihnen Arbeit anbietet, und sagen unverschämter Weise, sie könnten mit Betteln mehr verdienen als mit Arbeiten. Es ist unstreitig, daß sie viele Jahre in diesem Zustande leben, und sich bloß von dem ernähren, was wir ihnen geben. Allein sie sind mit dem mäßigen Unterhalte, den wir für sie ausgeworfen haben, bey weitem nicht zufrieden. Ein solcher Kerl, der dem Könige nicht die geringste Kopfsteuer erlegt, noch den Eigenthümer der Häuser etwas

für

für Miethe bezahlet, noch dem Kaufmanne etwas für Kleidung zu lösen giebt, noch der Gesellschaft im allermindesten nützet: Ein solcher Kerl, sage ich, der keine andere Handthierung verstehet als Fressen, verzehret mehr als drey andere. Ich habe auf viele dergleichen Landstreicher im Wirthshause, wo sie über Nacht blieben, lassen Achtung geben, und ich habe erfahren, daß ihre Zeche oft 25. bis 30. Sols auf die Person, betrug. Ja ich habe einstens erfahren, daß ihrer zwey in einem Abende 6. Livres verschmauset hatten, und noch dazu auf dem Lande. Derohalben bleibet ausgemachet, daß diese Faullenzer viel mehr von uns bekommen, als man glauben sollte, und daß die Zahl der Herumlauffer wenigstens eben so groß sey als die Menge der Bettler, welche beständig an einem Orte bleiben, und mehr als der beste Handwerksmann verdienen; dergestalt, daß sich beweisen liesse, wir geben jährlich nicht nur 27. oder 30. sondern mehr als 40. Millionen aus, damit wir einen ungeheuren Schwarm liederlicher Tagdiebe zu füttern haben, über deren Bosheiten man erschrecken würde, wenn man sie untersuchen wollte

Die Ausrottung des Bettelns.

Wenn nun die Zahl der wahrhaftigen Armen, in jeder Quadrat-Meile über neune steiget, gleichwie viele dafür halten, und da

Die Ausrottung des Bettelns.

benebst den Armen, die eines Mitleidens würdig sind, noch ein ganzes Heer Spitzbuben herum streichet, welche durch List, klägliches Stellen, und ungestümmen Anlauf uns zwey ja dreymahl so viel aus dem Beutel locken, als zu ihrem Unterhalt nöthig wäre, so ist es offenbar genug, daß wir jährlich den Bettlern eine erstaunliche Summe in die Hände geben, welche sie zu nichts als zum Fressen anreitzet.

Unterdessen müssen wir keinen Haß auf diejenigen werfen, die wir in einen bessern Zustand versetzen wollen. Unser Absehen muß vielmehr seyn, nützliche Mitglieder des Staates aus ihnen zu machen. Es giebt Arme von allerley Sorten, nehmlich Kranke, Lahme, Alte, Strassen-Bettler, und Haus-Arme, die sich des Bettelns schämen. Man findet nicht leicht eine Stadt, wo nicht eine Stiftung zur Verpflegung der Armen und Kranken, ingleichen zur Versorgung der Unvermöglichen und Krüppel vorhanden wäre. Die meisten von diesen, sind demnach schon untergebracht, und wir sind der Last ihrer Unterhaltung, wenigstens zum Theil, überhoben. Ja, die Zahl der Kranken würde merklich abnehmen, und vieles von den Einkünften der Hospitäler können erspahret werden, woferne man das tägliche Allmosen recht verwendete, also daß man den Unterhalt

halt der wahrhaftig Armen davon verbessern, und nothleidenden Haushaltungen einen gewissen Verdienst schaffen könnte.

Die Ausrottung des Bettelns.

Die Haus-Arme, die sich des Bettelns schämen, fallen uns nicht gänzlich zur Last. Ihr Wille ist gut: Sie suchen sich nach Möglichkeit zu helfen; man darf ihnen nur mit einigem geringen Vorschusse unter die Arme greifen, und die Schwäche ihres allzugeringen Verdienstes dadurch ersetzen. Eben also ist es mit vielen Armen auf dem Lande beschaffen: Sie sind nicht lauter Bettler, die man kleiden und ernähren müste; sondern sie sind Theils nothdürftige, theils nicht genugsam fleissige Leute, die man durch beständige und gewisse Arbeit, oder durch ein mässiges Darlehen aufmuntern, und auf den guten Weg bringen kan.

Was diejenigen betrift, die alle Scham abgeleget haben, und die nur Brod aber keine Arbeit verlangen, so muß man suchen, sie an ihren Geburts-Ort zu bringen, und dahin anzuhalten, daß sie bey der Feld-Arbeit mit angreifen, und hernach, wenn das Bestellen und Erndten vorbey, etwas anderes vornehmen. Mit einem Worte, unsere ganze Absicht ist nicht, Bettler zu ernähren, und dadurch den Müssiggang empor zu bringen, sondern den Armen Arbeit

Die Ausrottung des Bettelns.

heit zu verschaffen, und dadurch zu hindern, daß es keine Bettler gebe.

Das Mittel, so man zu Erhaltung dieser Absicht gemeiniglich vorschläget, ist dieses, daß jeder Einwohner sowohl in der Stadt als auf dem Lande eine Tafel aushängen solle, worauf die Zahl seiner Angehörigen, und von was er sich nähre, vezeichnet stehe. Wer sich nicht ernähren könne, noch arbeiten wolle, den müsse man in die öffentlichen Arbeits-Häuser bringen. Andere wollen, man solle die Bettler in gewisse Regimenter eintheilen, und zur Arbeit für das gemeine Wesen brauchen. Andere rathen, man solle überhaupt jedermann nöthigen in seinem Geburts-Orte zu bleiben, von wannen er nicht weichen dürfe, es sey dann, daß man ihm erlaube sich anderswo zu setzen, und daselbst eine gewisse Handthierung zu treiben. Doch diese und noch andere Vorschläge mehr, haben die doppelte Unbequemlichkeit, daß sie die Freyheit der Einwohner aufheben, und die Regierung meistern wollen. Wir haben kein Recht dazu, einem andern als uns selbst Lehren zu geben, und wenn uns ja zu weilen erlaubt ist, unsere Meynung zu sagen, so müssen wir nichts rathen, das wider die Billigkeit liefe, noch weniger dürfen wir uns unterstehen, solche Personen, welche GOtt, der König, und die Ge-

Gesetze in ihrer Freyheit lassen, in Leibeigene zu verwandeln. Diese Freyheit, welche sie geniessen, giebt den Handwerkern ihre Gehülfen, und den Haushaltungen ihr Gesinde, sie verursachet, daß jeder die Lebens-Art wählet, wozu er sich geschickt befindet. Wir unseres Ortes verlangen die Bettler nicht mit Gewalt in ihren Geburts-Ort zurücke zu bringen, noch daselbst zur Feld-Arbeit zu nöthigen. Denn wir haben auch diese Gewalt nicht; wir verlangen einen gelindern Trieb, der sie anlocke von selbst dahin zu gehen, und dessen Gebrauch in unserer Macht stehet. Die Ausrottung des Bettelns.

Das Allmosen ist der Armen Magnet. Hat es seinen Sitz in der Stadt, so wird die Stadt von den Bettlern überschwemmet; vertheilet man es auf dem Lande, so werden sie ihm auf das Land nachfolgen. Allein man verlanget daselbst Arbeiter und keine Bettler. Man verlanget mit allem Rechte, das Allmosen solle der Lohn einer nützlichen Arbeit seyn: Man muß es demnach gehörig anwenden.

Die erste Kirche hat uns die rechte Weise gezeiget, wie man Allmosen geben und austheilen solle. Zu selbiger Zeit gab man es nicht dem ersten besten dahin, sondern es wurde von der Gemeine zusamm geleget, und dem Lehrer und dessen Gehülfen eingehändiget, welche dafür, denen die im

Die Ausrottung des Bettelns.

Stande waren zu arbeiten, Arbeit verschaften, und die Unvermögliche, Kranke, Schwache und Alte mit Unterhalte versahen. Als hernach die Gemeinen den Zehenden für die Kirchen-Einkünfte verwilligten, wurde ein Theil davon für die Armen, und durch Alter, Krankheit oder andere Leibes-Schwachheit unvermöglich gewordene Personen, ausgeworfen. Dieses ist der Ursprung der Hospitäler, die man bey den Stifts-Kirchen und ansehnlichen Abteyen findet. Die Lehens-Herren hatten einen gewissen Theil ihrer Einkünfte, zu Ernährung ihrer Unterthanen angewiesen. Folglich fielen die Armen auf dem Lande den Herren des Landes zu ernähren heim, nicht anders als das Gesinde, oder vielmehr die Leibeigene ihrer Herrschaft. In der That waren auch die Bauern Leibeigene. Nachdem sie aber in Freyheit gesetzet worden, und von ihren eigenen Mitteln oder von ihrem Erwerbe lebten, beklagte man sich immer, es käme ein ungeheuerer Schwarm Bettler zum Vorscheine, die jedermann zur Last fielen, und von anderer Leute Schweisse sich nähreten. Das Mittel dafür, muß man bey den Eigenthümern der Land-Güther suchen. Wollen sie auf dem Lande eine hinlängliche Anzahl Leute haben, die allezeit fertig sind ihre Felder bestellen zu hel-

helfen, weil sie ihres Unterhaltes zum voraus versichert sind, so müssen sie nicht in der Stadt Allmosen geben, wie es ihnen einfället, sondern sie müssen selbiges vornehmlich auf ihrem Guthe dazu anwenden, daß es das ganze Jahr über niemand an Arbeit fehle. Wer soll aber die Aufsicht über dieses Allmosen haben, und zu welcher Arbeit soll es angewendet werden? Die natürlichen Aufseher davon, sind der Geistliche und die Kirchen-Aelteste in jedwedem Kirch-Spiele, diese kennen sowohl die Armen, als die Eigenthümer der Güther im Dorfe, sie wissen auch was der Gemeine nöthig fället, sie können also den Guths-Herren alle erforderliche Nachricht ertheilen, die Arbeit vorschlagen, welche zum gemeinen Besten könnte vorgenommen werden, ihre Gaben in Empfang nehmen, und nach ihrer Absicht anwenden. Wiederum, so können auch die Eigenthümer die Orte, woher sie ihre Einkünfte ziehen, sehr wohl. Sie wissen also was für einen Weg ihre Allmosen nehmen, und wem sie anvertrauet werden. Daher ist weiter nichts übrig, als zu zeigen, was man damit machen solle.

Die Ausrottung des Bettelns.

Diese Allmosen, die sich angeführtermassen beynahe auf dreyssig Millionen belaufen, und ihrer Grösse ohnerachtet, zu nichts helfen als den Bettler-Schwarm

Die Ausrottung des Bettelns.

noch grösser zu machen, weil man sie hingiebt ohne einige Arbeit dafür zu fordern: diese Allmosen sage ich, müssen zu einer Unternehmung angewendet werden, welche der Kirche und dem Staate zur Zierrath, und den rechtschaffenen Mitgliedern von beeden, zum Vergnügen gereichet. Man verstehet schon, daß ich von Unterhaltung der Heer-Strassen, und ihrer Neben-Wege rede. Auf diese Weise würden alle Einwohner die keine Handthierung noch andere Arbeit haben, ihr Brod verdienen, und man könnte das in dieser Absicht gesammlete Allmosen, das Strassen-Geld benennen.

Das Strassen-Geld.

Es wäre nicht nöthig die Wege nach Art der alten Römer zu verfertigen, einen Grund von Tofstein zu legen, und ihn vierfach zu übermauren. Es ist nicht einmahl nöthig sie zu pflastern. Wir wollen den Land-Strassen ihre gegenwärtige Gestalt lassen, und wir verlangen weiter nichts, als eine kleine Anzahl Taglöhner in jedem Kirch-Spiele, welche die Land-Strassen, so weit sie durch dessen Flur gehen, ingleichen auch die Queer-Wege, und vor allem die Einfarth in das Dorf, beständig in gutem Stande erhalten.

Das Hauptwerk dieser Anstalt beruhet darinn, das sie allgemein und beständig sey. Wenn in jedem Dorfe vier, fünf bis

bis sechs Haus-Bätter in Besoldung der Eigenthümer und der Gemeine stünden, und dafür, wenn im Felde nichts mehr zu verrichten vorfället, nebst ihren Weibern und Kindern, die Wege ausbessern müsten, so kämen keine Löcher und Gruben hinein, die nicht den Augenblick wieder ausgefüllet würden: die Wege blieben beständig eben, und die Wägen könnten ohne Gefahr und Beschwehrlichkeit fortkommen. Wo es am nöthigsten wäre, da hülfe man am ersten: ja woferne man gleich die Arbeit nicht sehr dauerhaftig verfertigte, so würde dennoch das Fahren ungehindert von statten gehen, weil man dem Uebel schleunig und ohne Unterlaß zuvor käme. Die Verbesserung der Wege nähme ihr Ende mit Anfange der stärkesten Feld-Arbeit, damit unsere Taglöhner bey selbiger ebenfalls etwas verdienen könnten. Wenn solche vorbey, müsten sie ihre alte, oder eine andere vorfallende Beschäftigung wieder vor die Hand nehmen, als etwa, den Boden in einem gewissen Bezirke aufzugraben, oder abzuebnen; Steine und Kies an den Bergen oder am Wasser auf Haufen zu legen; die Löcher damit auszufüllen, die morastigen Orte zu erhöhen, und alle Zugänge gangbar zu machen. Wäre mit der Zeit der ganze Bezirk jedweden Kirch-Spieles in guten Stand gesetzet, so sollte

Die Ausrottung des Bettelns.

Die Ausrottung des Bettelns.

man lieber das Geld für eine Arbeit hingeben, die nicht allzunothwendig wäre, als die bekehrte und an das Arbeiten nun einmahl gewöhnte Bettler, auf das neue müßig zu lassen. Alle diese kleine Haufen Taglöhner, stünden immer bereit, sich mit andern zu vereinigen, und an Ort und Stelle zu verfügen, wo es den Herren Intendanten belieben würde. Dergestalt würde alle Arbeit im ganzen Reiche ordentlich bestellet werden. Der König würde die ihme gebührende Frohndienste besser als jemals genieſſen, ohne daß er die Land-Leute zu ihrem grossen Nachtheile von der Feld-Arbeit abruffen, und ohne daß er die Kirch-Spiele nöthigen dürfte, die unvermeidliche Ausbesserungen der Wege auf einmahl und über Vermögen vorzunehmen.

Würde unser Allmosen aus einer vergeblichen Ausgabe, zu einer Geld-Quelle für die Unterhaltung der Land-Strassen, so würde es vor GOtt und der Welt angenehm seyn, und für etwas so löbliches als man immer thun möchte, gehalten werden. Die Müſſiggänger, welche den Städten zur Schande gereichen, wegzuschaffen, sie auf ihre Dörfer zu bringen, wo man Leute nöthig hat, ihnen und jedermann auf dem Lande, beständige Arbeit zu schaffen, nothdürftige Familien zu ernähren

ren und zu kleiden, den Dörfern alleausser- Die Aus-
ordentliche Arbeit und Kosten zu erspah- rottung
ren, das sind ausser Streit, lauter solche des Bet-
Vortheile, damit das schmutzige faule Le- telns.
ben, worein unsere schlecht überlegte Frey-
gebigkeit so viele Personen stürzet, gar in
keine Vergleichung kommt. Doch dieses
ist noch das geringste Gute, so daraus ent-
springet. Das Geld, so wir zuvor an einen
unnützen Bettler hiengen, kan nicht zum
baulichen Stande der Strassen angewen-
det werden, ohne daß der König ein gnä-
digstes Vergnügen darüber bezeigen, ohne
daß das Fortrucken der Soldaten erleich-
tert, ohne daß der Handel wegen Verrin-
gerung der Gefahr und Kosten beym Ver-
schicken der Waaren, befördert, ohne daß
die Einfahrt der Felder und Dörfer zum
Vortheile des Landmannes, und zu Ver-
schonung seines Anspannens, gehörig her-
gestellet; ohne daß das Heerd-Vieh für
dem höchstschädlichen unreinen Schlamme
und Moder bewahret werden, und ohne
daß die ganze Gesellschaft einer ungemei-
nen Bequemlichkeit geniessen sollte.

In dem von uns geschehenen Vor-
schlage, befinden sich drey ganz unterschie-
dene Dinge zu überlegen. Erstlich, wie
man das Allmosengeben, aus der Stadt,
wo es zu nichts hilft, auf das Land, wo
es unentbehrlich fället, ersetzen; zweytens,

Die Ausrottung des Bettelns.

wie hievon die Verbesserung der Strassen selbst geschehen; drittens, wie es verwaltet, und zu Nutzen angewendet werden solle.

1. Das erste von diesen dreyen Stücken, ist kein Hirngespinnste oder ein Entwurf, den der nächste Wind wegführet, und den jedermann nach Belieben annehmen oder verwerfen kan. Hier findet weder Besinnen noch wählen statt. Es ist eine Schuldigkeit, wovon man zwar bishero vielleicht noch nichts gehöret hat, die aber deswegen ihre Unvermeidlichkeit nicht verliehret. Ein Christliches Gemüth wird diese Pflicht als dringend erkennen, so bald es Nachricht davon erlanget, ein eigennütziges wird in der Erfüllung derselbigen gerne willigen, weil es seinen Vortheil dabey findet.

Unheil, was die Bettler stiften.

Diese Bettler, worauf wir im geringsten nicht Acht haben, geben uns mit der Zeit ganz ohnfehlbar den Lohn für unsere Nachläßigkeit. Die Seuchen nehmen ihren Anfang sonst nirgend als unter ihnen. Die Spitzbuben und Schleichhändler lernen ihre Künste nirgend als unter ihnen. Aus ihnen breiten sich ganze Schwarme liederliches Gesindel aus, welche das Land von einem Ende bis an das andere ausfressen, ohne einigem Menschen das geringste zu nutzen.

Alles dieses Unheil rühret bloß daher, weil man die Armen auf dem Lande keiner Be-

Betrachtung würdiget. Unterdessen sind sie doch ein Leib mit uns, und wir richten uns selbst zu Grunde, wenn wir uns nur mit den Angelegenheiten oder mit den Ergötzungen der Stadt beschäftigen, und sie immerhin Noth leiden oder gar verderben lassen. Dieses heisset den Kopf schmücken, den Leib wohl bekleiden, und die Beine nackend lassen. Die Ausrottung des Bettelns.

Man erzählet, es habe ein gewisser künstlicher Musicus, welcher sich durch einen Fall sowohl an der Hand als am Fusse gar sehr verletzet hatte, seinen Wund-Arzt gebetten, er möchte doch wenigstens nur die Hand recht heilen, der Fuß möge allenfalls werden wie er wolle. Es gab ihm aber der Arzt zur Antwort: Meine Sorge ist freylich auf die Hand hauptsächlich gerichtet, ich würde aber diesen Endzweck nimmermehr erreichen, wenn ich den Fuß verabsäumen wollte, mit welchem es ziemlich mißlich aussiehet. Wenn der kalte Brand dazu schlüge, wie stünde es mit der Hand? ja wie würde es hernach mit dem Musico und mit seiner Kunst ablaufen?

Ihr Reichen, die ihr euch von allem Elende, welches die Land-Leute drücket, zu befreyen vermeynet, wenn ihr euch in die Mauern einer schönen Stadt verschliesset: Wenn ihr nichts um euch sehet als Pracht und Wollust, und wenn ihr die

Die Ausrottung des Bettelns.

Augen vor dem Jammer der Bedrängten verschliesset: Ihr fanget es eben so listig an, als gewisse nicht sonderlich durchtriebene Vögel, welche sich vor dem tödtlichen Schusse des Jägers sicher halten, wenn sie nur den Kopf unter dem Grase verstecken. Beherziget doch die Gefahr besser die euch bevorstehet; lasset etwas von eurem Stolze fahren. Ihr verweilet euch nicht gerne lange bey eurem Pachter: Aber verfüget euch doch zuweilen aus seinem schlecht aufgeputzten Hause in die Stroh-Hütte eines Taglöhners, dem ihr etwas zu befehlen habet, als etwa einen Graben aufzuwerfen, einen Zaun umzusetzen, oder ein Dach auszubessern. Der ehrliche Mann wird sich höchstens wundern, wenn er höret, daß ihr nach seiner Wohnung fraget. Man pfleget sonst nicht anders, als nur durch den dritten Mann mit dergleichen Leuten zu reden. Sie gehören nicht zu uns, und man erniedriget sich selten bis zu ihnen. Ueberwindet euch so weit, und setzet euch einen Augenblick in dieser raucherichten Hütte nieder. Ihr sehet mit Erstaunen, worinn die Kost, das Haus-Geräthe und das Nachtlager dieser Haushaltung bestehe. Der elende Anblick gehet euch nahe, ihr sehet euch nach etwas angenehmeren um, und erblicket die Kinder, über welcher ihre Munterkeit, gutes

tes und dauerhaftiges Ansehen ihr euch verwundert. Die Land-Luft, und die Milch-Speisen die man ihnen giebet, erhalten sie bey frischer Farbe, weil sie ihrem zarten Alter anständig sind. Aber ihre Brüder und Schwestern, die bereits groß werden, und bey dergleichen Nahrung ohne Nachdruck, schwer arbeiten müssen, sind nichts als Blumen, die schon wieder verwelken, wenn sie kaum aufgeblühet haben. Ihre Bildung verziehet sich, oder wird plump. Sie haben eine verbrannte Farbe, ein trauriges Wesen, und man merket, daß sie die Härte ihres Zustandes stark empfinden. Begebet ihr euch von da zu einem Nachbar, so findet ihr alte kranke Leute, ohne warme Stube, ohne Zuspruch, ohne Pflege und ohne Lebens-Mittel. Ihr fraget, wie es möglich sey, daß diese arme Tagelöhner einen einigen dermassen trübseligen Tag überstehen, und nicht für Jammer vergehen, wenn sie daran gedenken, daß es morgen noch betrübter um sie stehen werde? ihr machet euch davon: Ihr eilet wieder nach der Stadt, und wundert euch, daß die ansteckenden Krankheiten nicht öfter einreissen, und mehr Schaden thun? ihr könnet nicht begreifen, wie ein Mensch sich in einen so ungewissen Stand begeben möge, und ihr haltet kaum für möglich, daß sie

Die Ausrottung des Bettelns.

der

Die Ausrottung des Bettelns.

der Verdruß und die Ungedult nicht ehestens übermeistern, und unversehens in genugsamer Anzahl in euer Haus führen werde, um eine Theilung mit euch zu treffen. Sehet; in so mancherley Gefahr befindet ihr euch ohne Unterlaß. Das Betteln, nebst allem was daraus erfolget, und wofür ihr euch beständig fürchten müsset, ist die gerechte Strafe für euere Liebloßigkeit gegen die Armen auf dem Lande. Demnach ist es auf eurer Seite nicht nur die äusserste Nothwendigkeit, sondern auch eine unvermeidliche Schuldigkeit, daß ihr eure Allmosen an Leute wendet, die ein ehrliches Gemüth haben, und befugt sind, es mit Ausschliessung aller andern, von euch zu fordern.

2. Das zweyte Stück, nemlich die Anwendung unserer Allmosen zu Unterhaltung der Land-Strassen, ist eben so nothwendig als das erste, und erlaubet uns keine Unschlüßigkeit. Die Schwierigkeit, etwas von einem Orte an den andern zu führen, verursachet öfters solchen Aufwand, der dem Könige, dem Handelsmanne, und dem Bauern beschwerlich fället. An statt ein Heer müßiger Bäuche mit schweren Unkosten zu füttern, und so lange zu warten, bis die Wege ganz unbrauchbar werden, und uns entweder grossen Schaden bringen, oder ausserordentlich grosse Besse-

rungs-

rungs-Kosten abzwingen, wollen wir lieber unser Allmosen, jedweder nach seinem Land-Guthe schicken, und die ärmste Einwohner dafür die Dorfs-Wege und Land-Strassen feste machen lassen. Ihre Arbeit wird allemahl hinlänglich seyn, woferne sie nur fortgesetzet wird. Wohl verstanden, daß euere Arbeits-Leute ohne ihren Schaden ausruhen können, wenn der Boden entweder durch Frost, oder durch starke Regen-Güsse zum Bearbeiten untüchtig wird. Die Ausrottung des Bettelns.

3. Was das lezte Stück betrift, nehmlich wie das ganze Werk durch weise Veranstaltung soll ausgeführet werden; so kan ich hievon nicht zuversichtlich genug sprechen, weil es mir an genugsamer Erfahrung in diesem Stücke fehlet, und ich also nicht weis, welche Anschläge besser von statten gehen möchten, als andere.

Man kan die Verwaltung, den Aufsehern des Allmosen-Kastens in jedem Kirch-Spiele überlassen. Man kan auch verlangen, sie möchten sich mit der General-Armen-Casse, welche in jeder Bischöflichen Stadt bereits vorhanden ist, vereinigen, oder Brief-Wechsel mit ihr unterhalten. Die Liebe sorget für alles. Sie ertheilet allemahl vernünftige Vorschläge, und verschaffet Hülfe zu einer Zeit, da man am wenigsten daran gedachte. Eben

das-

Die Ausrottung des Bettels.

dasjenige was eifrige Geistliche und eine weise Obrigkeit bey schwehren Zeiten gar oft mit gutem Erfolge unternehmen, das müste man jetzo, um das gewöhnliche Allmosen nützlich anzuwenden, auf eine fortwührige Weise thun. Die Herren Pfarrer würden das Geld aus den Handen der Gutthäter empfangen, und nach der Verordnung der Haupt-Armen-Casse, würde es verwendet werden. Es wäre ja besser, wenn die Aufseher und Directores dieser Casse, wöchentlich zwey oder dreymahl öfter als sonst, zusamm kämen, als daß es mit uns in dem alten Zustande bleibe, worein uns die unnütze Vertheilung unserer Allmosen, stürzet.

Ich verlasse mich mehr auf die Einsicht besagter Herren als auf meine eigene, und will dahero zwar einige Vorschläge thun, die ich für nützlich halte, solche aber, ihrem Ermessen lediglich anheim geben.

Der Betrag des Allmosens, so man in die Hände der Pfarrer, es sey nun in der Stadt oder auf dem Lande, liefert, könnte in drey gleiche Theile vertheilet werden, davon man einen die Vorschuß-Casse, und die übrige beede, die Weg-Cassen nennen könnte.

Die Vorschuß-Casse.

Was die erste, oder Vorschuß-Casse betrift, so könnte man aus selbiger bedürftigen Haus-Armen unter die Arme greifen, entweder mit baarem Gelde, oder mit aller-

allerley Materialien, die sie zu verarbeiten wissen. Beedes aber müste geschehen, ohne den geringsten Zins dafür zu fordern. Auf diese Weise verschlösse man dem Wucher die Thüre, welcher die Armen, wenn sie in Noth stecken, bis auf das Blut aussauget. Man könnte aus dieser Casse in einem einigen Jahre sieben bis acht Familien, und zwar öfters mit einer geringen Summe aus der Noth reissen. Im Anfange würde sie freylich nur schwach seyn, sie würde aber doch immer einigen Zufluß haben, sich niemahls erschöpfen, und mit der Zeit, und durch den Zuwachs der folgenden Allmosen, mehrere Kräfte bekommen. Nach einigen Jahren würde sie im Stande seyn, etwas von ihrem Ueberflusse nach Erforderung der Umstände an die andere Casse abzugeben. Wenn sie wohl verwaltet wird, so könnte sie in Vereinigung mit etwa einem ausserordentlichen Geschenke, oder mit dem Ertrage der Gemein-Güther einer Stadt, mehr als hinlänglich seyn, daß Pflastern eines Weges, oder der Strassen einer Stadt zu übernehmen, oder einen Spatziergang, einen Spring-Brunnen, ein Wasser-Behältniß, oder andere Wasser-Leitungen, wodurch die Reinlichkeit der Strassen und der Luft befördert wird, anzulegen. Aus eben dieser Casse könnte man einem Künst-

Die Ausrottung des Bettels.

ler

Die Ausrottung des Bettelns.

ler eine Belohnung für seine Erfindungen, ingleichen einem Werkmanne der bey öffentlichen Gebäuden zu Schaden gekommen, oder seiner Wittwe, eine Ergötzlichkeit reichen. Man könnte einige arme Mädchens aussteuren, die sich wohl aufführen, und wegen ihrer Emsigkeit gute Hofnung geben, daß ein Mann wohl mit ihnen fahren werde. Wenn die Leute wider ihren Willen nicht heyrathen können, so wird dem Lande ein unersetzlicher Schaden zugefüget, es ist eben so viel, als wann es seine Einwohner verlöhre, und es laufen dabey eben so viele und noch grössere Unordnungen vor, als unter denjenigen, welche aus Geflissenheit allerley Ausschweifungen begehen.

Man könte zwar auch die Einkünfte dieser Casse lange Zeit zusamm spahren, und hernach mit dem gesammleten Gelde, etwas von besonderer Wichtigkeit unternehmen. Doch das beste was wir wünschen können, ist keine Arme mehr zu haben, und den Bedürfnissen, die sich etwa ereignen, sogleich zu steuern. Demnach wollen wir erst die Städte von ihrer grösten Plage, nehmlich von den Bettlern befreyen, hernach wollen wir mit der Zeit auch an ihre Auszierung gedenken.

Der allergrösseste Mißbrauch dieser Casse wäre, wenn man liegende Gründe dafür

vor anschaffen, und das Recht der toden Hand (*) mit grossen Unkosten abtragen wollte. Eine weise Staats-Kunst, siehet nicht gerne, wenn die unbeweglichen Güther aus den Händen der einzelnen Unterthanen an ganze Innungen oder an gottseelige Stiftungen kommen. Sie lässet sich die beständigen Zehenden, wie auch die Vermächtnisse an Gelde gerne gefallen, weil sie einen Aufwand unterhalten, welcher dem ganzen Lande nützlich fället. Aber sie hat allerley dagegen einzuwenden, wenn man besagte Einkünfte noch durch eine Menge liegender Gründe vermehren will. Denn so lange als solche bey einzelnen Personen bleiben, unterhalten sie den Fleiß und den Eifer derselbigen, weil man sie verkaufen, vertauschen, theilen, und jeder nach Belieben etwas anständiges für sich finden kan. Hingegen können sich die einzelnen Besitzer von Land-Güthern öfters nicht also helfen, wie es ihre Umstände erfordern, wenn ihr Erbtheil auf allen Seiten von solchen Grund-Stücken

Die Ausrottung des Bettelns.

(*) In Frankreich ist die Erlaubniß, liegende Gründe an sich zu kaufen, für die Kirchen, Clöster und milde Stiftungen oder pia corpora sehr eingeschränket, und sie müssen dafür eine gewisse Summe Geldes an den König bezahlen, welche das Recht der toden Hand genennet wird. U.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0285
DFG

Die Ausrottung des Bettelns.

eingeschlossen wird, welche weder veräussert noch getheilet noch mit andern in Gemeinschaft gebracht werden können. Es wird demnach die allgemeine Freyheit nach eben dem Maase eingeschränket und vermindert, als die unbewegliche Güther zu einem unveränderlichen Zustande gelangen. So bald sie an eine Innung kommen, hören sie auf, von einer Hand in die andere zu gerathen. Wo sie einmahl sind, da bleiben sie in Ewigkeit: Der Schaden ist nicht mehr zu verbessern.

Vielleicht wäre unter die Mißbräuche der Vorschuß-Casse ebenfalls zu rechnen, wenn man von ihrem Gelde eine Manufactur, eine Porcellan-Hütte, eine Walk-Mühle, einen Eisen-Hammer, oder andere Fabriquen anlegen wollte, davon der Gewinn an das Allmosen-Amt fiele. Zwar kan man dergleichen Unternehmungen mit Gelde unterstützen, aber man muß den Unternehmern derselbigen den Handels- und Arbeits-Leuten, niemahls vor dem Netze fischen. Hiesse das nicht andern die Arbeit wegnehmen, wenn man sich in in ihre Stelle dringen wollte? diese Leute sind in den Städten eben das, was die Bauern auf dem Lande sind. Sie ernähren ihre ganze Nachbarschaft, und folglich muß das Allmosen-Amt der Handlung eben so wenig zu nahe tretten, als dem Ackerbaue.

Das

Das einige Mittel die Casse in eine Art eines unbeweglichen Gutes zu verwandeln, und sie zu vermehren, ohne sie verhasset zu machen, ist dieses, daß man das vorgeschossene Geld sich wieder zahlen lasse, ohne Zinsen dafür zu nehmen, und daß man jährlich einen Theil der eingehenden Allmosen zu dem bereits vorhandenen Vorrathe lege. Damit aber das Heimzahlen des Darlehens um so mehr erleichtert, und für dessen Sicherheit gesorget würde, so wäre ja wohl nicht die geringste Anstößigkeit dabey, wenn man den Armen lieber einiges Vieh zu füttern gebe, als wenn man ihnen Geld anvertrauete, dessen Verwendung und Wiedererstattung, allemahl grosser Gefahr in ihren Händen unterworfen ist. Man überlässet ihnen die Wolle und die Milch, und nach drey Jahren theilet man den Zuwachs, welchen man ihrer Sorgfalt zu danken hat, mit ihnen.

Die Ausrottung des Bettelns.

Was aber die übrige beede Drittheile des gesammelten Allmosens betrift, welche sowohl in der Stadt als auf dem Lande, die Weg-Casse ausmachen; so ist dieses eine Quelle, die beständig fliessen muß: Es ist Geld, das man von einer Woche zur andern, an die Arbeits-Leute auszahlen muß. Man kan dieser Casse die Last auf allerley Weise, ohne Beschwehrung der

Die Ausrottung des Bettelns.

Guthes-Eigenthümer tragen helfen. 1) Das erste hiezu dienliche Mittel ist, daß man den Armen erlaube, zu solcher Zeit, da sie nicht an Verbesserung der Wege arbeiten, eine kleine Ecke von den Gemein-Plätzen, die nicht angebauet werden, mit der Schaufel umzugraben; ingleichen auch die Reine an den Saat-Feldern mit etwas anzubauen. Eben die Vorsichtigkeit, welche die Felder vor der Verwüstung des Heerdviehes bewahret, die würde auch das Antheil der Armen in Sicherheit setzen. Acht bis zehen Aecker würden auf diese Weise fünf bis sechs Haushaltungen ernähren, wenn man dazu rechnet, was sowohl die Eltern als die Kinder bey der Erndte erwerben, jene, indem sie schneiden, diese indem sie nachlesen. Man könnte ihnen auch erlauben, gleichwie es an vielen Orten in Teutschland geschiehet, daß sie an dem Rande der Saat-Felder, oder zwischen den Furchen, eine Reihe Kohl, Sauerampfer, Spinat, Petersilien, Zwiebeln, Salat, Cichorien oder andere Küchen-Kräuter setzen dürften. Diese Erlaubniß, welche den Boden gar nicht aussauget, würde die grüne Waare sehr vermehren, welche auf unsern Feldern (in Frankreich) allzunachläßig gebauet wird: daher es kommet, das die Haus-Mütter sie öfters gar nicht, oder doch nicht wohlfeil

feil genug haben, und deswegen ihr Essen weder wohlgeschmackt genug zurichten, noch öfters abwechseln können. Dieses veranlasset hernach die Männer, daß sie ins Wirthshaus laufen, und daselbst besser Essen suchen: Diese Unordnung ist desto grösser, weil sie alle Tage vorfället, und weil der dadurch verursachte beederseitige Widerwillen, die Einigkeit und den unverdrossenen Beystand in der Haushaltung aufhebet. Die Ausrottung des Bettelns.

2) Ich habe gegen die uralte Gewohnheit nichts zu sagen, da man allezeit den dritten Theil der Felder brach liegen lässet. Nur will ich so viel erwähnen, daß der Abgang, den wir dadurch leiden, wohl wehrt sey, daß unsere Naturkundige und Bauersleute einige Jahre nacheinander Versuche deswegen anstellen. Was für einen Reichthum würde die Natur-Lehre einem ganzen Lande zuwenden, wenn sie ein Mittel erfände die Nothwendigkeit Brachfelder aufzuheben, oder um die Helfte zu verringern. Das Israelitische Gesetz lies die Felder nur alle sieben Jahre feyern. In vielen Gegenden von Normandie wird der Acker durchgängig alle Jahre gebauet. Eben dieses machet die Menge der Besserung auch in der Gegend um Paris möglich; dergestalt, daß dreißig Morgen von sehr mittelmäßiger Güte, da-

Die Ausrottung des Bettelns.

selbst mehr eintragen, als neunzig in den fruchtbarsten Landschaften von Frankreich. Unsere Gärten liegen niemahls brache: Es ist auch ganz unstreitig, entweder, daß das Wachsen der Früchte den Boden nicht würklich aussauge, oder, daß er durch die Besserung wieder in den vorigen Stand gesetzet werde. Liesse sich diese Anmerkung nicht vielleicht zu der Armen, und folglich auch zu unserm Besten anwenden.

Wir wollen die Gewohnheit der Brach-Felder keinesweges antasten. Wir wollen auch setzen, es sey weder Düngen noch ein ander Mittel vorhanden, das fette Erdreich an denen Orten zu vermehren, wo man dieses Mangels wegen, den dritten Theil der Aecker würklich ruhen lassen muß. Wenigstens aber würde sich doch so viel finden, daß man einige ganz wenige Brach-Felder recht gut düngen, und dadurch vielmehr an Güte verbessern als schlechter machen könnte: Nicht anders als wie ein Garten, vermöge des fleißigen Düngens, alle Jahre träget, und durch die Vermehrung des Düngens auf etliche Jahre Kräfte bekommet. Ein mehreres verlange ich nicht. Dieses Mittel allein, wäre hinlänglich allen Haushaltungen Brod zu verschaffen, die keines haben. Man dürfte ihnen nur erlauben, bald dieses bald jenes

nes Stück der Brach-Aecker mit der Schaufel oder sonst umarbeiten, doch mit dem Bedinge, es stark zu bessern. Die Stoppeln und der Schlamm aus dem Fuhrwege könnte anfänglich hiezu dienen: Das wäre auch wohl die geringste Arbeit für eine Haushaltung, wenn sie in Jahr und Tagen so viel Vorrath von dergleichen Materie sammelte, als zwey bis drey Morgen Landes zur Besserung erfordern.

Die Ausrottung des Bettelns.

Doch hier möchten die Guthes-Herren allerley einzuwenden haben. Wir wollen vernehmen, warum? eine Französische Quadrat-Meile enthält 4688. Morgen. Gesezt, es blieben nach Abzuge der Holzungen, der Wege, der Gräben und anderer Plätze noch 3000. Morgen Bau-Feld übrig, und dieses wäre unter hundert Eigenthümer vertheilet. Tausend Morgen liegen brache, und wenn innerhalb dieser Quadrat-Meile zwey Dörfer liegen, davon jewedes fünf bettel-mäßige Haushaltungen hat, so sollen für diese letztere aus allen Brach-Feldern 50. Morgen zum Besäen angewiesen werden; demnach kommet auf jeden Eigenthümer ein halber Morgen, den er aus seinem Theile der Brach-Felder zum Nutzen der Armen, und zwar von ihnen selbst, muß anbauen lassen. Hat er nun Ursache hierüber viel Wesens zu machen, zumahl da er wegen

Die Ausrottung des Bettelns.

des starken Düngens künftig alles wieder im guten Stande findet? vielleicht wäre dieses das allerleichteste Mittel, das Allmosen auf dem Lande mit einemmahle abzutragen, wenn man auf diese Weise die Armen vom Herumlaufen abhielte, und die Unterhaltung der Wege als eine Schuldigkeit für den Genuß der funfzig Morgen Brach-Felder forderte.

Dieser halbe Morgen lieget euch am Herzen, ihr sehet nicht gerne, daß fremde Leute darauf pflügen und erndten. Doch dieses lässet sich vermeiden: Ihr könnet die Arbeit durch euern Pachter verrichten lassen. Ein halber Morgen mehr oder weniger wird ihn nicht sonderlich erschröcken; Hundert halbe Morgen fallen hundert Eigenthümern nicht schwer herzugeben, aber sie sind hinlänglich, acht bis zehen arme Haushaltungen, für ihre Mühe bey Unterhaltung der Wege, überflüßig zu belohnen.

Ich weiß wohl, daß funfzig Morgen in manchen Felde wenig tragen werden: Es wird aber in diesem Falle die Zahl der Bettler auch geringe seyn, weil es in solchen Gegenden nicht viele Dörfer giebt, und weil sich niemand sonderlich um dergleichen Felder reisset, folglich dieselbigen gemeiniglich den Bauern eigenthümlich zugehören; daher es kommet, daß diese Bauern besser

stehen,

stehen, als die in den fettesten Landschaften, welche beynahe gar nichts eigenes haben. Ferner, ist selten eine zum Feld-Bau untüchtige Gegend, wo nicht etwa eine Fabrick oder Manufactur angerichtet wäre, welche den umliegenden Dörfern genugsame Arbeit verschaffet, und die natürliche Unfruchtbarkeit auf andere Weise ersetzet. Demnach kan man alle Gegenden, in diesem Stücke, als einander gleich ansehen.

Die Ausrottung des Bettelns.

Alle die Mittel, welche wir bishero in Vorschlag gebracht haben, damit die Armen in einigen Erwerb, folglich auch in den Stand gesetzet werden möchten, an den Orten wo unsere Güther liegen, etwas zu verzehren, könnte man das Vermögen-Allmosen nennen, darum, weil diese Beysteuer gewisser massen nach dem Anschlage unserer Pacht-Einkünfte abgemessen ist. Ja man könnte sie vielmehr für eine Schuld, als für eine würkliche Freygebigkeit ansehen. Unterdessen dürfen wir von denen, so nur ein mittelmäßiges Vermögen haben, ein mehrers nicht verlangen. Aber sollten nicht die Reichen sich etwas besser angreifen? sollen diejenigen, welche jährlich so viele Zinsen von ihren ausgeliehenen Geldern einstreichen, deswegen nichts für die Armen auf dem Lande beytragen, weil sie vielleicht keine Landgüther besitzen?

Die Ausrottung des Bettelns.

Sollen die reichen Kaufleute, die ausserhalb Landes handeln, ebenfalls nichts geben, ingleichen die ansehnlichen Niederleger, welche eine ganze Provinz mit Gewürze oder mit Waaren versehen? gleichwie die Wurzel-Fäsergen die hauptsächlichste Ursache von dem Wachsthume grosser Bäume sind, also kan man auch den kleinen Einkauf der Land-Leute als den Grund-Stein betrachten, worauf unsere reichen Kaufleute ihr Vermögen gebauet haben, ja worauf das Wohlseyn des ganzen Landes beruhet. Man darf nur die Wurzel-Fäsergen ausreissen, so muß der Baum verdorren. Demnach lieget den Reichesten auch am meisten ob, dafür zu sorgen, daß der gemeine Mann nicht für Kummer verderbe, und ihre Schuldigkeit erfordert auf die Rettung der Dürftigen bedacht zu seyn.

Die Reichen sind also für den Staat noch mehr zu thun schuldig, als das gewöhnliche Allmosen zu geben. Da man sie in besondern Ehren hält, und da sie alles überflüßig genieſſen, wird ihre Schuldigkeit verdoppelt. Für sie ist die allerruhm-volleste Unternehmung, zu welcher ein Unterthan gelangen kan, aufgehaben, nehmlich bey schwehren Zeiten andere aus der Noth zu reissen, und den Land-Plagen frühzeitig vorzubeugen, ehe sie noch ihre ge-

gewöhnliche Verwüstung angerichtet haben. Ist das Uebel bereits geschehen, so kommt die Hülfe zu spat. Diese Hülfe bestehet darinn, daß die Vermöglichsten in einer Stadt zusamm tretten, und eine sogenannte Beystands-Gesellschaft errichten, das ist, sie schiessen jährlich etwas nach eines jeden Belieben zusamm, und stehen damit bey Gelegenheit denen Leuten bey, welche durch Viehe-Sterben, Wetterschlag, Feuersbrunst, Mißwachs, oder ander Unglück, Schaden erleiden. Dieser Entwurf ist vortreflich ausgesonnen, und leget das erhabene Gemüth der Damen zu Paris, welche am ersten darauf gefallen sind, vollkommen wohl an den Tag. So bald sie Nachricht von einem wichtigen Unglücke erhielten, fertigten sie einen Geistlichen ab, welcher die Nothdürftigsten, oder Hülfloseften mit einer guten Beysteuer erfreuen muste.

Die Ausrottung des Bettelns.

Beystands-Gesellschaft.

Es wäre bey diesem ausserordentlichen Allmosen eben sowohl nöthig, als bey dem gewöhnlichen, daß man den jährlichen Bestand in zwey Cassen abtheilete, und aus einer denjenigen beyspränge, welche Grund-Stücke zu eigen oder im Pachte haben, folglich mit der Zeit wieder zahlen können; aus der andern aber, verlassenen Familien Arbeit und Brod verschaffete.

Es geschiehet bald in dieser bald in jener

von

Die Ausrottung des Bettelns.

von unsern grossen Städten, daß man Operisten oder Comödianten verschreibet, und beständig unterhält: Wenigstens wird doch fast in jeder Stadt wöchentlich etlichemal Concert gehalten. Alles dieses erfordert viele Kosten und mancherley Weitläuftigkeit. Es ist nichts seltenes, daß einige wenige Personen vom Bürger-Stande eine Summe von acht bis zehen tausend Livres zusammen schiessen, und von den Zinsen die Sänger und Musicanten, ingleichen die Miethe für den Versammlungs-Saal, die Holz- und Lichter-Kosten, bezahlen. Diese Ergötzlichkeit währet gemeiniglich so lange, bis eine allgemeine Theurung im Lande entstehet, oder andere schwehre Zeiten einfallen, wozu sich solche Lustbarkeiten nicht schicken.

Die Urheber von dergleichen Zeit-Vertreibe bilden sich ein, sie erhüben sich dadurch über die Gedenkungs-Art des gemeinen Mannes, und zeigten edle Neigungen an sich. Es ist jetzo die Frage nicht, ob diese Meynung gegründet sey. Sie halten es für etwas schönes, wenn eine grosse Stadt ihren eigenen Tempel habe, worinn man die Lehren des Bachus und der Venus auf eine erträgliche Weise könne absingen hören. Sie beneiden die Einwohner von Paris und Londen, daß sie allein das innige Vergnügen geniessen, und vernehmen sol-

sollen, wie der GOtt des Donners dem Mercurio seine Befehle singend ertheile, oder sehen, wie er mit grosser Pracht aus den Wolken durch ein Loch in der Decke herabfahre. Sie können ihre Lust finden woran sie wollen, ich habe ihnen in diesem Stücke nichts vorzuschreiben. Doch nehme ich die Freyheit, meine Verwunderung zu bezeigen, warum sie nicht lieber auf ein Vergnügen von mehrerer Dauer gedenken? sie sind so zärtlich, daß sie mit dem Lichte in der Hand an allen Wänden nach der Ritze suchen, wodurch ein Lüftgen in das Zimmer dringet, und denken doch nicht einmahl daran, daß sie ihre Thüre vor den Unternehmungen der Bettler verschlössen. Sie lassen ihre prächtigste Lustbarkeiten durch den erbärmlichen Anblick dieser elenden Leute verunzieren, ja sie lassen sich, was sie ihnen schuldig sind, auf öffentlicher Straß mit dem verdrießlichsten Geschrey abfordern. Ich bedaure sie, daß sie das Leben, welches sie für vergnügt halten, nicht recht anzustellen wissen, und daß sie nicht besser dafür sorgen, ihre Ergötzungen ungestöret zu geniessen. Unterdessen wäre dieses eine geringe Mühe: Sie dürften ihr Allmosen nur also anwenden wie es seyn sollte. Sie dürften es nur unter Leute austheilen, die Lust zur Arbeit haben, so würde man weder auf dem

Die Ausrottung des Bettelns.

Die Ausrottung des Bettelns.

dem Lande noch in der Stadt einen einigen Bettler mehr sehen: Aller Vorwand zum Müßiggehen wäre auf einmahl aufgehoben, und jedermann würde sich wohl dabey befinden, der gemeine Mann wegen seines Verdienstes, die Kaufleute wegen ihres Verschlusses, und die Guths-Herren, wegen des unveränderlichen Bestandes ihrer Verpachtungen.

Es bleibet eine ausgemachte Wahrheit, daß unser Glück in unsern Händen stehe, und daß das ganze Königreich in blühendem Wohlstande seyn würde, woferne wir nur beliebten die ungeheure Summen, die wir auf Allmosengeben, und auf mancherley eitle Lustbarkeiten verwenden, nützlich anzulegen. Der grosse Colbert wurde zwar an Ausführung seiner Anschläge durch die unaufhörliche Kriege gewaltig gehindert, nichtsdestoweniger bemühete er sich nach aller Möglichkeit seine Haupt-Absicht auszuführen, indem er seinem Herren riethe, Gnaden-Gelder auszutheilen, öffentliche Gebäude aufzuführen, und auf andere nützliche Einrichtungen grosse Summen zu verwenden. Seine Grund-Regel war: Wer erndten wolle, der müsse zuvor säen. Eben dieses lässet sich von dem Allmosen sagen: Wenn man es so unvorsichtig mit voller Hand hingiebet, gleichwie wir jetzo thun, so streuet man den

Saa-

Saamen auf unfruchtbares Land: Man wirft ihn auf die Strasse, und für unersättliche Vögel hin. Die Ausrottung des Bettelns.

Wollen wir hingegen alle nach einer einzigen Absicht handeln, und als vernünftige Mitglieder des Staates auf die Beförderung seines Wohlseyns gedenken, wollen wir arbeitsame Leute in die Dörfer schaffen, welche unaufhörlich beschäftiget sind, das Verführen der Kauf- und Landes-Waaren zu befördern, so säen wir in der That, damit wir künftig erndten können. Wir würden alle miteinander unsern Antheil an der Erndte haben. Weil wir vermittelst einer klug angewenderen Freygebigkeit unser ganzes Vaterland in Aufnahme brächten, den Reichen Sicherheit, und den Armen ein ehrliches Auskommen verschaffeten.

Es werden sich ohne Zweiffel allerley Schwierigkeiten und Hindernisse ereignen, bis man es dahin bringet, daß die benachbarten Kirchspiele wegen der vorzunehmenden Arbeit, sich miteinander verstehen, oder daß die Beysteuer für die Arbeiter richtig eingehe, und ein allgemeines Werk daraus werde. Doch, eine Schwierigkeit ist kein Beweg-Grund seine Schuldigkeit zu verabsäumen, noch eine angefangene nützliche Sache stecken zu lassen. Hindernisse schrecken zwar seichte Köpfe ab, aber scharf-

Die Ausrottung des Bettelns.

scharfsinnige muntern sie auf. Ein kluges und gutthätiges Gemüth hat keinen Mangel an weiser Vorsichtigkeit. Es weichet von seiner Unternehmung nicht ab, und findet mehr als ein Mittel selbige auszuführen. Der Anfang ist in allen Sachen schwehr. Hingegen begnüget man sich auch mit einem geringe Anfange, und erwartet die gewünschte Vollkommenheit mit Gedult. Die wichtigsten Unternehmungen sind aus einem beynahe unmerklichen Anfange bis zu der Grösse gediehen, welche sie der Welt zur Bewunderung darstellet.

Vielleicht wird man nicht einig seyn, welchem Kirchspiele man am kräftigsten zu Hülfe kommen solle; ob man lieber eine Brücke ausbessern, oder ein Rathhaus völlig ausbauen solle. Einige werden die Arbeits-Leute gebrauchen wollen, eine Wasser-Leitung mit Mauerwerke zu bekleiden, andere einen Wasser-Bau in einem Flusse, den man schiffreich machen will, zu führen. Man wird zuweilen darüber streiten, was nützlicher oder nothwendiger sey? ingleichen auf welche Weise man den Armen am besten helfen könne? einige werden auf baares Geld stimmen, andere werden ihnen einige Brach-Felder zum Anbau überlassen wollen: Einige werden für sicherer halten, wenn man zu Bestri-

streitung der Wege-Verbesserung-Kosten von Haus zu Haus einsammle; andere werden meynen, man solle lieber einige Gemein-Plätze zu Bau-Feldern machen. Die Ausrottung des Bettelns.

Angenehme Streitigkeiten! Erwünschte Uneinigkeit unter Landes-Leuten! Möchten sie doch nur recht stark unter uns einreissen! möchten sie doch in allen Gesellschaften die Stellen des leeren Geschwätzes, und unter den tiefsinnigen Köpfen, den Platz aller unauflöslichen Fragen einnehmen.

Die Tagelöhner und das Gesinde.

Achte Unterredung.

Gleichwie wir das Wohlseyn der Gesellschaft vernichten, wenn wir gegen die Armen freygebig sind, ohne ihnen Arbeit zu verschaffen, also kennen wir auch unsern eigenen Vortheil nicht, wenn wir diejenigen, welche uns um Lohn dienen, verächtlich halten. Jene sind siechе Glieder des Staats-Körpers, deren Nachbarschaft uns gefährlich ist, die wir aber heilen, und ihrem Leibe nützlich machen können, darum weil die Ursache ihrer Krank- Das Gesinde.

Das Gesinde.

heit an unserer unüberlegten Freygebigkeit lieget: Diese stehen zwar in dem untersten Range, und haben keine andere Gaben aufzuweisen, als einige Leibes-Stärke, oder eine ganz gemeine Geschicklichkeit, alleine, sie sind uns in der That eben so nothwendig und schätzbar, als die allerfürnehmsten Glieder. Es erfordert zwar die Billigkeit, daß man die Personen, welche durch wahre Verdienste bis zu den höchsten Ehren-Stellen steigen, eine besondere Hochachtung bezeige; denn da dergleichen Unternehmungen ausserordentliche Bemühungen erfordern, und selten gelingen, so hat man nicht ohne Grund einen Unterscheid in den Ehren-Bezeugungen eingeführet: Er dienet dazu, Leuten von besonderer Geschicklichkeit, Muth einzuflössen: Unterdessen sind wir keinesweges von der Schuldigkeit befreyet, unsere Bedienten, die Handwerks-Leute und Künstler zu lieben, und ihnen bescheidentlich zu begegnen, ob sie gleich ziemlich weit unten an gehen. Es verbindet uns sowohl die Vernunft als unser eigener Nutzen hiezu.

Wollten sie, so könnten sie vermittelst der ihnen eigenen Stärke von dem untersten Range zu dem obersten steigen, und andern Gesetze vorschreiben. Die Geschichte ist voll von traurigen Begebenheiten, welche den Stolz und das ungerechte Verfahren gede-

gedemüthiget haben. Wenn im Gegentheile die Geringen versichert sind, man werde ihnen lieblich und billig begegnen, so gedenken sie weder an Aufruhr, noch an Gewaltthätigkeit; sie thun alles was man verlanget, und erbieten sich von selbst zu unserer Vertheidigung. Sie selbst sind die Werkzeuge, welche die Gesellschaft gebrauchet, ihre Leichtsinnigkeit oder ihr wildes Wesen im Zaum zu halten. Niemand als sie bauet die Wälle, bewachet die Gefängnisse, besetzet die Thore und Mauern, damit wir den Einfall der Feinde und den Aufstand der Uebelgesinneten abhalten. Viele unter ihnen haben ein Gebiß nöthig, das sie nicht über die Schranken springen lässet, und dieses verfertigen sie selbst. Ihre Dienste sind zwar gemeiniglich nichts erstaunliches: Können wir aber deswegen den unzähligen Bemühungen, womit die Einfältigen unsere Glückseligkeit nach ihrem geringen Verstande möglichst befördern, unsere Gegen-Liebe und Dankbarkeit versagen. Das Gesinde.

Wir müssen uns mit allem Ernste gegen einen sehr gemeinen Irrthum verwahren, worein uns der Umgang mit höflichen Personen, und unsere eigene wohlanständige Erziehung stürzet. Wir halten gar zu viel auf das äusserliche, und auf die angewöhnte höfliche Stellungen. Wir

Das Gesinde.

machen es in diesem Stücke wie die kleinen Stuben-Hündgen, die sich gleich anschmeicheln, wo sie schöne Kleider sehen. Wir geben nur Achtung darauf, wer ein schönes Ansehen habe? wo wir dieses finden, da neiget sich auch unsere ganze Hochachtung im Augenblicke hin. Dahero kommet es, daß wir gar zum öftern einem blossen Oelgötzen die ersinnlichste Höflichkeit beweisen, und einem geschickten Manne den Rücken kehren. Wir müssen vor allen Dingen von dem innerlichen Wehrte einer Person urtheilen lernen. Nur da findet man wahre Verdienste, wo man Fleiß und Geschicklichkeit antrift, ohne welche das Wohlseyn der Gesellschaft auf keine Weise bestehen kan.

Es verlässet alle Jahre eine grosse Anzahl junger Leute, die sich mit nichts als mit ihren Händen und mit ihrem guten Gemüthe zu helfen wissen, die Dörfer, worinnen sie gebohren sind, und vertheilen sich in die Häuser der Reichen. In diese werden sie aufgenommen, und ihnen so zu sagen einverleibet, mit dem Bedinge, daß sie die geringen Geschäfte bestellen, und auf diese Weise ihrer Herrschaft Raum verschaffen solle, ihre Zeit auf Dinge von grösserer Wichtigkeit zu wenden. Es lieget ganz allein an uns, ob wir sie durch wunderliches Begegnen verdrüßlich, oder

durch

durch sanftmüthiges und gesetztes Bezeigen, uns ganz zu eigen machen wollen. Lernen sie verschwiegen, ordentlich und treu zu seyn, so legen wir einen unwandelbaren Grund zu unserer eigenen Sicherheit, wenn wir ihren Zustand auf einen dauerhaftigen Fuß setzen, und sie als einen Theil unserer Angehörigen betrachten. Doch, es wird ihnen nichts verträglicher seyn, als wenn sie ein ehrliches Gemüth an sich blicken lassen. Die Ehrlichkeit kan sich niemahls zeigen, ohne daß man sie lieb gewinnen müsse: Und sie kan die Bedienten in solche Gunst bey ihrer Herrschaft setzen, daß sie nicht weniger einen Antheil an ihrer Erbschaft gewinnen, als wenn ihnen die Natur ein Recht dazu gegeben hätte. Das Gesinde.

Unsere Bediente unterwerfen sich unsern Befehlen auf solche Weise, da sie sich denselben sogleich entziehen, wenn sie glauben, sie wären unglücklich, oder sie könnten höher steigen. Sie sind, ihrer freywilligen Dienstbarkeit ohnerachtet, in der That ungebunden, weil sie es seyn können, so bald sie nur wollen. Diese Gedanken versüssen nicht nur dem Bedienten sein beschwehrliches Leben, sondern sie können auch den Stolz oder den wunderlichen Kopf seines Herrn um ein ziemliches demüthigen. Denn er mag so voll Eigenliebe und Unachtsamkeit seyn, wie er will, so merket er

Das Gesinde.

doch, daß es eine erwünschte Sache sey, wenn man rechtschaffene Bedienten hat.

Die Aufwartung, welche uns heutiges Tages von freyen Personen geleistet wird, wurde ehemahls von Leibeigenen verrichtet, die man für Geld kaufte, und dem Vieh gleich hielte. Ihr Zustand war deswegen schrecklich, weil sie weder ihren Stand noch ihren Herrn verändern, und ihr Unglück nicht anders endigen konnten, als durch die Verzweiflung oder durch die Flucht, welche gemeiniglich mit dem Tode bestrafet wurde. Doch, diese verhassete Ungleichheit, welche den Leib eines Menschen, seine Kinder, sein Thun und Lassen, ja sein Leben, dem Willkühr eines andern Menschen unterwarf, ist durch den Geist des Evangelii ungemein gelindert und von Grund aus geändert worden.

Die verdorbene Vernunft hatte zwar wohl gemerket, wie gar ausschweifend diese Ungleichheit zwischen Menschen sey, sie konnte ihr aber nicht abhelfen, darum, weil die verdorbene Vernunft nichts als Worte oder Meynungen, aber keine überzeugende Beweg-Gründe hat. Der Aberglaube des Mahomets, widersetzte sich der Härte der Leibeigenschaft keinesweges, er gebrauchte sie vielmehr zur Stillung seiner Herrschsucht und seiner verdammten Wollüste. Nur die christliche Lehre war im

Stan-

Stand, vor sich ganz alleine und ohne den äusserlichen Zwang der Straf-Gesetze das Leben und die Unterhaltung eines Leibeigenen in eben so grosse Sicherheit zu setzen, als eines Freygebohrnen. Sie schützte seinen Leib nicht weniger vor Unrecht und Gewalt, als sein Leben. Er lässet sich mit Grunde der Wahrheit behaupten, das Christenthum habe die Leibeigenschaft aufgehoben. Zwar hat das Evangelium nicht gleich auf einmahl alle Ketten zerbrochen, darum, weil es mit den Geschäften dieser Welt nichts zu thun hatte: Aber es stiftete unter denenjenigen, die es bey seinen Gastmahlen an eine gemeinschaftliche Tafel setzte, und die es als Kinder eines einigen Vaters, und als Miterben einer einigen Erbschaft ansahe, Friede, Aufrichtigkeit und Liebe, und es setzete sie, mit einem Worte, beynahe allenthalben, in eine gänzliche Freyheit. Demnach führete die christliche Sanftmuth ein Werk aus, woran sich, die gesittesten und vernünftigsten Völker nicht wagen durften; sie linderte die Härte der Leibeigenschaft. Weder die Wildheit einiger Völker, noch die bey einigen andern eingewurzelte Begriffe eines unumschränkten Rechten über die Kriegs-Gefangene, konnten dem Geiste des Urhebers aller Glückseeligkeit widerstehen. Das Gesinde.

Das Gesinde.

Nicht alle, welche uns bedienen, wohnen bey uns, noch suchen sie ihren Aufenthalt in unsern Häusern. Diejenigen, welche unsere Hausgenossen werden, und die wir nach der Grösse ihrer Dienste und insbesondere ihrer Ehrlichkeit, lieb gewinnen, arbeiten weit weniger für uns, als andere ausser dem Hause. Der ganze Erd-Kreiß ist mit Leuten erfüllet, die uns bedienen; man muß erstaunen, wenn man bedenket, auf wie unzählig vielen Wegen, uns alles, was die Nothdurft und Bequemlichkeit erfordert, aus der Nähe und Ferne, ja aus den entlegensten Orten der Welt, zugeführet wird. Die Vorsehung hat alles dergestalt eingerichtet, als ob das ganze menschliche Geschlecht, zum Besten einer jedweden einzelnen Person ausdrücklich arbeiten müste. Die Menge der Tagelöhner, welche unsere Bedürfnisse unaufhörlich besorgen, ist unaussprechlich: Ob sie gleich keinen beständigen Sold von uns bekommen, ob wir sie gleich in einem Monate oder Jahre, ja in unserm ganzen Leben nur einmahl gebrauchen, so befleißigen sie sich doch, alles so zu machen, wie wir es verlangen und nöthig haben; sie suchen eine Ehre darinn, daß sie unsere Meynung errathen, ob sie uns gleich nicht kennen. Sie befleißigen sich, etwas zu verfertigen, was die Einwohner eines andern Landes,

ja

ja ich hätte bald gesaget, einer andern Welt, vergnüget. Sie bereiten unsern Vorrath und verwahren ihn bey sich: Sie erwarten ihr Taglohn oft lange Zeit, und müssen wider ihren Willen müßig gehen. Doch der Ueberfluß eines Tages ersetzet den Mangel eines andern. Sie wissen, wenn ich sie nicht brauche, so brauche sie ein anderer, und man habe ihres Beystandes doch endlich nöthig. Die Gewißheit des Zukünftigen beruhiget sie: Und die Annehmlichkeit, sein eigener Herr zu seyn, die süsse Freyheit, belohnet sie für alle überstandene Mühe, und gewöhnet sie, die allerverächtlichste Arbeit willig zu übernehmen. Ueberhebet man die Armen des Zwanges und der Brod-Sorge, so thun sie alles was man nur verlanget. Folgende Beyspiele dienen zu einem Beweise dieses Satzes. Das Gesinde.

Zwey bis drey tausend Kinder, die in den Gebürgen von Dauphine und Savoyen jung worden sind, nehmen im Herbste Abschied von ihren Eltern, und vertheilen sich in alle Städte von Frankreich und Italien. Ihr ganzes Wander-Geräthe bestehet in zwey Bürsten, und einem Kratz-Eisen die Schuhe zu reinigen. Weil sie von keiner grössern Glückseeligkeit wissen, als trocken Brod zu essen, so verzehren sie wenig, und bringen im Frühlinge,

Das Gesinde. jedweder einen Louis d'or mit nach Hause, das ist, in Thaler, da man beynahe weder Geld noch Handlung kennet. Diese drey tausend Louis d'or sind demnach hinlänglich genug, drey tausend ganze Haushaltungen nach ihrer Art zu bekleiden, und ihnen so viel Salz zu verschaffen, als sie für sich und ihr Vieh bedürfen. Das übrige verschaffen ihnen die Kräuter ihrer Gebürge. (*)

Die Handlanger. Die Landschaften Auvergne und Limoges versehen ganz Frankreich mit Schnittern und Handlangern, welche zuweilen mit der Zeit um einen Grad höher steigen. Sie rühren erstlich den Mörtel, und führen den Schubkarren; endlich aber lernen sie Steine hauen oder mauern. Manche legen sich auf allerley nützliche Beobachtungen, sie wissen, woher man in jedem Lande den besten Bauzeug nehmen müsse, welcher Kalch und Sand am festesten bin-

(*) Die Einwohner der Alpen salzen nicht nur ihren Käse sehr stark, damit sie ihn desto gewisser verkaufen können; sondern sie lassen auch allemahl eine Kuh Salz aus der Hand lecken, ehe sie selbige melken, dieses macht die Milch ungemein schmackhaft, und verwahret das Vieh vor allerley Krankheiten. Die Kühe sind dermassen daran gewöhnet, daß sie keine Milch geben, woferne sie kein Salz bekommen. Scheuchzer, Iter Alpinum.

binde. Nützliche Untersuchungen! woran uns mehr gelegen ist, als an Erforschung der Himmels-Luft, und der Grösse ihrer Subtilität, oder an den Eigenschaften einer krummen Linie, die man niemahls gebrauchet. Aber unsere grossen Naturkündiger haben wenig Lust an der Erde, sie überlassen die Eigenschaften der Bau-Materialien, welche man hauptsächlich ergründen sollte, den Handlangern zu untersuchen, denen es an Grundsätzen und an Einsicht fehlet. Das Gesinde.

Einige begraben sich alle Tage in dem Eingeweide der Erde, und kommen nur des Abends wieder zum Vorscheine. Sie würden sogar des Nachts darinn verbleiben, woferne sie nicht frische Luft schöpfen, und das Brod, welches ihnen den Verlust des Tagelichtes kostet, unter ihre Kinder austheilen müsten. Die Steinbrecher und Bergleute.

Diese Arbeit verschaffet uns aus der grossen Vorraths-Kammer unter unsern Füssen den Marmor, die Steine, den Schiefer, und alles was zu Aufführung eines Gebäudes nöthig ist. Diese finstere Arbeit verschaffet uns Gold und alle Metalle, das Stein-Salz, oder doch das mit Salze angefüllte Wasser, den Schwefel, die Stein-Kohlen, das Steinmark und andere Dinge, welche man zu Verbesserung des Acker-Bodens aus der Erde gräbet; ja auch Diamanten und alle Edelgesteine.

Das Gesinde. gesteine. Indem ein Theil der Arbeiter sich mit Ausgraben, mit Aushauen oder mit Wegführen beschäftiget; so ist der andere Theil bemühet durch angelegte Künste und unabläßige Arbeit das Wasser auszuschöpfen, womit die Regen-Güsse die unterirdische Gänge überschwemmen.

Diese Arbeit ist etwas unermeßliches, sowohl wegen der Menge der Arbeiter, als wegen ihres Nutzens. Durch ihre Hülfe geniessen wir das vortreflichste, was unsere Erd-Kugel hervorbringet: Unterdessen fehlet es wenig, daß wir die ehrlichen Leute nicht mit Eckel ansehen, und sie für einen Schwarm Ungeziefer halten, das unter der Erde herumwühlet.

Man erstaunet, daß ein Mensch, welcher gleichwohl die Schönheit des Himmels, und die Schätzbarkeit des Tages kennet, die meiste Zeit seines Lebens in einem finstern Loche unter der Erde zubringen möge. Ich fragte zuweilen einige, wenn sie aus dem Steinbruche kamen, ob sie mit ihrer Lebens-Art vergnügt wären? einer davon sagte mir, ihre Augen gewöhneten sich an das wenige Licht, so durch die Oefnung einfalle; sie lebeten übrigens ganz vergnügt, weil sie ihre Kinder ernähren könnten, und weil man allezeit vergnügt sey, wenn einem niemand was einzureden habe. Hieraus erhellet klar, daß gewisser

Ver-

Verdienst, und eine billige Freyheit, den gemeinen Mann zu der allerschwehresten Arbeit aufmuntern, und ihre natürliche Geschicklichkeit in Uebung bringen. Das Gesinde.

Eben diese Beweg-Gründe führen ganze Regimenter Arbeits-Leute in die Wälder. Hier führen sie das einsamste Leben in der offenbaren Wildniß, und bedienen das menschliche Geschlecht, welches sie niemahls sehen, oder welches sie verächtlich hält, wenn sie erscheinen. Keine Arbeit geschiehet stillschweigender und hartnäckigter als die ihrige. Einige hauen die grossen Bäume nieder, die ihnen ausgezeichnet worden. Andere holzen sie ab, und beschroten sie, das ist, sie machen die Aeste herab, und machen den Stamm viereckigt, welcher zu den Druck-Bäumen einer Kelter, zu dem Roste eines Gebäudes, oder zum Kiele eines Schiffes dienen solle, oder den man entweder auf dem Bocke, oder in der Säge-Mühle aus einem Blocke zu Brettern schneiden will. Viele Blöcke, gleichwie auch die Haupt-Aeste werden zu Bauchstücken an die Schiffe verbrauchet, oder zu Krummhölzern für die Wagner. Andere zu Sättelbäumen und Kummeten. Aus einer andern Ecke des Waldes hohlet man Holz zu Griffen und Stielen an allerley Werkzeuge, zu Dachlatten oder Faß-Reifen, zu Absätzen, oder auch Die Holzhacker.

S. den Abriß davon im V. Theile.

Das Gesinde. auch zu der allergeringsten, aber für die Gesundheit ungemein dienlichen Art, von Schuhen.

Anderswo sind die Wald-Leute beschäftiget die Eichen und Ulmen zu spalten, und Faß-Dauben, oder Schindeln daraus zu machen. Diese Arbeit alleine giebt Gelegenheit zu einem sehr starken Handel, und verschaffet den Zeug zu Kufen und Wannen, zu Schäffern, Eymern und Metzen, zu Tonnen und Fässern von allerley Gattung.

Eisenhämmer und Glas-Hütten. Wie vieles haben wir nicht andern zu verdanken, welche nicht weniger in einsamen Hütten leben, und ihr Leben auf Zubereitung der Metalle und des Glases wenden.

Die Kohlenbrenner. Noch andere schlichten lange Holzstücke (Scheiter) in Gestalt einer Pyramide in die Höhe, umschlagen sie mit Erde, und setzen sie in Brand. Das Feuer unterhalten sie durch gewisse Oefnungen, welche sie wieder verstopfen, wenn das Holz zu Kohlen gebrennet ist, und zwar sein Wasser aber nicht seine übrige brennliche Materien verlohren hat, und also zum giessen, schmelzen, kochen, und vielen andern Gebrauche, wobey die Flamme nichts nützet, vollkommen dienet.

Verlassen wir die Wälder, und begeben uns auf die Land-Strassen, an das Gestade

stade schiffreicher Flüsse, oder auf die Rheede der See-Städte, wie wimmelt da nicht alles von Leuten, wie geschäftig ist nicht jeder! wie viele Arme sind mit Arbeiten, wie viele Schultern mit Tragen beschäftiget! wie viele Wagen und Karren mit Führen! alle diese Bemühungen zielen auf einen einigen Endzweck, nehmlich andern das Leben angenehmer zu machen, und uns alles, was wir bedürfen, herbey zu schaffen. Ein gewisser Weltweiser heilete einen blödsinnigen Athenienser, der sich einbildete, alle Schiffe die im Hafen zu Pyraum einliefen, gehöreten sein: Es wäre aber eine sehr nützliche und gegründete Weltweisheit, wenn man uns überzeugete, daß die menschliche Gesellschaft keinen andern Grund ihrer Bemühungen habe, als uns zu vergnügen, und uns zu schaffen, was wir verlangen, dergestalt, daß man von dem gemeinen Wesen gar wohl eben das sagen kan, was mit so grossem Nachdrucke in Ansehung der Kirche gesprochen ist: Alles was ihr GOtt an Gabe, an Gnade, an Aemtern und Dienern verliehen hat, das gehöret alles ihren Gliedern, den Glaubigen, zu. Es ist alles euer. Auf gleiche Weise ist es nach dem Buchstaben wahr, daß alle Bemühungen der Gesellschaft, von der geringsten bis zur wichtigsten, uns zu gefallen, vorgenom-

Das Gesinde.

1. Cor. 3. 21.

Das Gesinde.

nommen werden, und daß sie dagegen eine billige und nothwendige Dankbarkeit von uns fordern.

Die ungeheure Grösse des Welt-Meeres, vermag die Wahrheit dieses Satzes im geringsten nicht zu schwächen. Ein Zwischen-Raum von 2000. Meilen hindert zwey Personen keinesweges, für einander zu arbeiten. Uns zu Liebe schiffet man über die Linie, und waget sich zwischen die schwimmenden Eis-Berge von Grönland. Ich will nichts von der beschwehrlichen Arbeit der Matrosen gedenken, noch von den gezwungenen Diensten der Unglückseligen, die man auf die Galeeren schmiedet, damit sie der Gesellschaft im Schweisse ihres Angesichtes dasjenige wieder erstatten, was sie ihr durch allerley Verbrechen entzogen hatten. Diese Ersetzung ist höchst billig: Doch der wahre Vortheil dieser Einrichtung bestehet darinn, daß die sauerste Arbeit dem liederlichen Gesinde aufgebürdet, und rechtschaffenen Leuten abgenommen, folglich demjenigen nachgeahmet wird, welcher aus dem Bösen etwas Gutes hervorzubringen weis.

Alle diese See-Leute, welche wegen ihres wenigen Umganges mit andern Leuten, etwas wildes an sich zu haben scheinen, verursachen einen sehr entsetzlichen, und zugleich lehrreichen Anblick, wenn sie in gewis-

gewissen Gemählden neben einigen Petits-maitres erscheinen, welche dem Frauenzimmer ein Schiff zeigen wollen. Einer von diesen letzten, lässet den Schmelz, die Franzen und Troddeln an seiner Weste gegen die Jacke eines Schiff-Jungens blinkern, der eine Kiste öffnet. Ein anderer macht eine Stellung wie ein Opern-Tänzer, und hält seinen umgewandten Schuh mit rothem Absatze, gegen die ungeschwungenen Schuhe eines Matrosen, der mit beeden Füssen gleich aus, da stehet, und auf das Zeichen wartet, an der grossen Winde zu ziehen. Man merket überall die Absicht des Mahlers, nemlich einer Seits artige Puppen vorzustellen, und anderer Seits uns eine Achtung für gute ehrliche Leute beyzubringen, welche dasjenige, was man ihnen anvertrauet, mit Emsigkeit verrichten, und an keinen andern Ruhm gedenken, als daß man sie zu etwas gebrauchen könne. Das Gesinde.

Hier sind noch andere, welche nicht weniger als jene arbeiten, ob sie gleich mehr stille sitzen. Sie fahren zwar nicht über die See, sie verfertigen aber, was man verführet. Wie viele Hände beschäftigen sich nicht zu St. Domingo oder in Jamaica, daß sie die Indig-Blätter in Wasser zerreiben, und den Satz davon sammeln, mit welchem wir unser Blau färben,

Das Gesinde.

und unsere meisten Farben gründen. Wie viele Hände sammeln nicht die Cochenille auf den dicken Blättern der Opuntia, und tödten vermittelst des Feuers die Scharlach-Wanzen, aus deren Leibe man eine weit höhere rothe Farbe bereitet, als aus den Beeren oder Ausgewächsen gewisser Eichen auf dem Pyrenäischen Gebürge, die man mit Unrechte Scharlach-Beeren nennet. Die Insel Martinique ist mit einem ganzen Heer von Schwarzen angefüllet, welche nichts anders thun, als daß sie Citronen einmachen, oder aus dem Zucker-Rohre das angenehme Salz pressen, womit wir die Bitterkeit von mancherley Speisen und Getränke versüssen. Ein anderes Heer von Schwarzen zerknirschet auf dem festen Lande von America die Kerne von den Cacao-Bohnen. Andere ersetzen aus den Brasilianischen Berg-Gruben, was uns die von Pegu und Golconda nicht mehr liefern wollen. Andere schicken uns aus Peru und Chili die kostbaren Metalle zu, davon sich die Adern in Spanien ganz verlohren haben, und in den Morgenländern täglich abnehmen. Die Landschaften dieß- und jenseit des Ganges ernähren eine unzählbare Menge Tagelöhner, welche entweder die Hülsen von der Frucht des Wollen-Baumes mahlen, damit sie die Saamen-Körner aus der Wolle weg-

wegbringen, oder welche das Gespinnste des Seiden-Wurmes abhaspeln, oder welche uns alle Gattungen von Rinde, Wurzeln, Farb-Erde, und andere von Pflanzen oder aus der Erde herrührende, zur Färberey und Arzney-Kunst dienliche Stücke überschicken. Man wird leicht begreifen, wie viele Hände in America mit einsammlen, trocknen, spinnen und mahlen des Tobacks beschäftiget seyen, wenn man die Menge der Hände betrachtet, welche Tag und Nacht beschäftiget sind, ihn zu verbrauchen. Denn dieses ist heutiges Tages eine der gewöhnlichsten Beschäftigungen der Gesellschaft. Die Unruhe, worein Grosse und Kleine fallen würden, wenn man ihnen den Toback nehmen wollte, überzeuget uns überflüssig, was für einen grossen Antheil die Tagelöhner an Unterhaltung unseres Lebens nehmen, indem sie uns eine Menge anderer, theils nützlicherer, theils nothwendigerer, Bedürfnisse anschaffen, ohnerachtet wir sie kaum des Ansehens würdigen.

Das Gesinde.

Die Künstler und Handwerksleute.

Neunte Unterredung.

Die Handwerksleute.

Nur die Früchte der Erde allein, machen uns keinesweges reich: Wir sehen allgemach ein, daß die Arbeit unserer Neben-Menschen fast eben so vieles dazu beytrage, und daß die Unternehmungen der Gesellschaft unser Glück nicht weniger befördern, als die Würkungen der Natur. Den ersten Beweis davon, fanden wir in den unzähligen Diensten unseres Gesindes, und der allergeringsten Taglöhner, welche nicht nur in unsern Häusern, sondern auch an allen Enden des Erd-Kreises unzählige viele Arbeit zu unserm Vortheile unternehmen. An demjenigen, was auf der grossen Bank zu Potosi, zu Mocca, oder auf Amboina vorgehet, ist uns eben so vieles gelegen, als an der Reinlichkeit, die man in unserm Zimmer unterhält.

Nunmehro wollen wir eine Stufe höher steigen, und von den Taglöhnern zu den Künstlern und Handwerksleuten gehen. Wir wollen sehen, was ihre Geschicklichkeit für Achtung verdiene, und

was

was uns ihre unzählbare Dienste für eine Meynung von ihnen beybringen sollen. Die Handwerks-Leute.

Alle diejenigen, welche sich mit keiner Hand-Arbeit nähren, pflegen einen Himmelgrossen Unterschied zwischen sich und einem Handwerksmanne zu machen. Sie verknüpfen einen gewissen verächtlichen Begriff mit diesem Stande, und er wird von jedermann gering geschätzet. Wer einen Kaufbrief aufsetzen, oder ein Gerichts-Urtheil insinuiren darf, der hielte es seiner Hoheit viel zu nachtheilig, wenn er seine Tochter an einen verheyrathen sollte, der Schuhe machet, oder einen Rock verfertiget. Ich gebe zu, daß man ein Protocoll oder eine Registratur mit Vorsichtigkeit abfassen müsse, und daß man in dem Gebrauche der Wörter behutsam verfahren müsse. Unterdessen erwecket eine solche Geschicklichkeit keine grosse Verwunderung, hingegen können wir sie denjenigen, die uns einen schönen Schreibtisch, oder einen guten Brunnen verschaffen, keinesweges versagen.

Wir nähern uns mit grosser Ehrerbietung zu einem Manne, dessen Amt es ist, eine öffentliche Abgabe einzufordern, einen Landmann hingegen, würdigen wir kaum eines Dankes, ob wir ihm gleich die Früchte der Erde zu danken haben. Diese Unordnung ist nichts neues: Sie hat sich

Die Handwerksleute.

allezeit unter die allergesittesten Völker eingeschlichen, so bald der Uebermuth ein Wohlgefallen an falscher Zärtlichkeit einführete. Als derjenige Scipio, welcher nachgehends den Jugurtha überwand, noch jung war, bewarb er sich um das Amt eines Marktrichters, oder Ædilis Curulis, und gienge nach Gewohnheit auf dem Markte, wo das ganze Volk versammelt war, von einer Zunft zur andern, um seine Person sowohl bey den Stadt- als Land-Zünften angenehm zu machen. Er suchte sich bey ihren Genossen einzuschmeicheln, indem er bald einen bey seinem Namen grüssete, bald ein freundliches Wort mit einem andern sprach, bald seinen Bekannten die Hände drückete. Bey dieser Gelegenheit entfuhr ihm ein unzeitiger Scherz über die Schwielen, die er in selbigen fühlete. Wir Römer, sagte er, pflegen sonst nur auf den Füssen zu gehen. Solltet ihr euch wohl angewöhnet haben, dann und wann auf den Händen zu spatzieren? Dieser Scherz kam ihm theuer zu stehen: Er kam gleich von einem Maule in das andere, und wurde bis an die äussersten Glieder ausgebreitet. Alle Zünfte ärgerten sich darüber, daß man sie wegen ihrer Liebe zur Arbeit verhöhnen wollte, und schlossen den Spötter einhellig aus, den das

wollü-

wollüstige Stadt-Leben stolz und übermüthig gemacht hatte. (*)

Die Handwerksleute.

Die meisten Handwerksleute bey uns (in Frankreich) sind schon so gewohnet, auf die Seite gesetzet zu werden, und wenige Bezeugungen von Gunst oder Hochachtung zu geniessen, daß sie entweder ganz bestürzet, oder ungemein gerühret sind, wenn Leute von Stande oder Ansehen mit ihnen sich unterreden, oder mit ihnen als mit freyen Leuten und Mitgliedern des Staates sprechen. Unterdessen sind sie dieses doch würklich, und wir beschimpfen uns selbst durch die Weise, wie wir mit dem Handwerksmanne umgehen. Mancher ist

(*) Ein anderer Römer, L. Hostilius Mancinus, verstande besser, wie man mit dem gemeinen Manne in Rom umgehen müsse, und die Geschichte verdienet, daß man sie der vorigen an die Seite setze. Dieser Mancinus war im Sturme zuerst in Carthago eingedrungen. Als er nun nach Hause kam, liesse er diese Stadt nebst ihrer Eroberung abmahlen, und das Gemählde auf den Marktplatz setzen. Er selbst stellete sich dabey hin, und erklärete jedermann, der es verlangte, was jede Figur bedeute, und wie es bey dieser Begebenheit hergegangen sey. Der Römische Feldherr ärgerte sich darüber, allein das Volk dachte viel anders, und wählete ihn für seine Höflichkeit das folgende Jahr zum Burgermeister. Plin. Hist. Nat. L. 35. c. 4. U.

Die Handwerksleute.

im Stande unsern Hochmuth ziemlich zu demüthigen. Ich hatte einstens das Vergnügen, daß einem das Herze wuchs, und er einen Petitmaitre, der ihn dutzete, von der Schule schlug. Ja, sagte er ganz kaltsinnig zu ihm, ich habe was du verlangest, nur muß ich wissen, ob du vom feinen oder vom gemeinen haben willt? Du darfst es also nur sagen, so will ich dir es hinschicken.

Es ist billig, daß ein Unterschied der Stände sey, aber daraus folget nicht, daß man mit einem Handwerksmanne reden dürfe, wie mit einem Leibeignen. Wir würden ihnen mehr anständige Neigungen einflössen, und ihren Fleiß aufmuntern, wenn wir uns merken liessen, daß wir ihre Geschicklichkeit zu schätzen wissen, und wenn wir freundschaftlich mit ihnen redeten. Allein wir thun gerade das Gegentheil, wir machen sie niederträchtig, und zwingen sie dazu, daß sie wenig Liebe für uns haben, indem wir ihre Person verachten, oder aus den treflichsten Stücken ihrer Kunst, aus Unwissenheit wenig Wesens machen: Und eben diese Unwissenheit verursachet auch, daß wir sie nicht achten.

Wenn unsere Vernunft sich zu zeigen beginnet, so redet man uns sechs Jahre nacheinander von dem Futuro in rus, und vom Supino in um, etwas vor, ohne ein Wort von der Schönheit der Künste, oder von der

der Geschicklichkeit der Handwerksleute zu gedenken, auf welcher doch alle Bequemlichkeit unsers Lebens beruhet. Nimmt unsere Vernunft zu, so untergiebt man sie Lehrmeistern, die uns weitläuftig beweisen, daß wir einen Cörper haben, und daß es noch mehrere Cörper um uns gebe, oder die uns zu ganzen Tagen einblauen, wenn man von einer künftig möglichen Sache, die aber nicht geschehen wird, jetzo zweyerley einander widersprechende Dinge sage, so sey eines davon determinate verum, das andere determinate falsum. Daran denket kein Mensch, daß er uns sagen sollte, was unsere Erd-Kugel hervorbringe, auf was für Weise alle Völker des Erd-Kreises miteinander in Gemeinschaft stehen, und mit was sie sich beschäftigen. Keiner von uns, hat jemahls die Flügel einer Wind-Mühle, noch das Rad einer Wasser-Mühle gesehen. Wir wissen überhaupt nur soviel davon, daß man Getraide darinn mahle, oder seine Körner zermalme. Aber von ihrem Bau wissen wir nichts, und wir verwechseln beynahe den Zimmermann mit einem Holzhacker. Wir tragen alle eine Taschen-Uhr bey uns, aber wissen wir, warum sich die Kette auf- und abwinde? oder was die Spiral-Feder unter der Unruhe nütze? Nicht anders gehet es auch mit dem aller-

Die Handwerksleute.

Die Handwerks-Leute.

gemeinesten Handwerken. Man weis sonst nichts als den Namen davon. Anstatt daß wir eine vernünftige Erkenntniß von den Künsten und Handwerken haben sollten, welche der Gesellschaft, darin wir leben, zur Zierde und Bequemlichkeit gereichen; so machen wir uns eine Ehre daraus, sehr fein Quadrille zu spielen, oder wir versperren uns, um auszusinnen, wie sich der Druck dreyer Planeten in einer gegebenen Entfernung verhalte zu dem Anzuge eben derselbigen, wenn sie in einer Reihe stehen. Da unsere Ergötzlichkeiten schlecht ausgesuchet sind, so ist nach aller Wahrscheinlichkeit in unserm Studiren noch grössere Unordnung vorhanden. Wir laufen immer dahin, wo das gröste Geschrey ist: und die Vernünftigsten gestehen endlich, daß sie die Zeit, welche sie auf Erlernung der Neutonischen Sätze gewendet hatten, noch mehr reue, als die Zeit, in welcher sie das Quadrille-Spiel erlerneten, indem ihnen das letzte noch bisweilen zur Ergötzung, jene aber zu gar nichts helfen.

Ein Hausvater, oder eine Hausmutter, ein Handelsmann, ein Advocat, eine obrigkeitliche Person, die Amtleute und Geistlichen, alle diese Personen können die Lehre von den Einheiten der Natur, nebst der Algebra gar wohl wissen: Aber es ist kein einiger unter ihnen, welcher seinen

nen Verrichtungen nicht vorstehen würde, als es ihm würklich möglich fället, wenn er eine gehörige Kenntniß von den Künsten und Handwerken hätte, womit der gemeine Mann umgehet. Dieses ist eine Wissenschaft, welche unendlichen Nutzen bringet. Die Handwerksleute.

Der mannigfaltige Unterschied in den Neigungen der Menschen, und in der Lust zu dieser oder jener Arbeit, hat einige vermeynte Weltweise auf die Gedanken gebracht, es wäre die Ursache davon bloß in der Einrichtung des Cörpers zu suchen, und sie haben aus diesem Grunde mancherley Einwürfe gegen die geistige Natur der Seele hergenommen; sie wollen also eine Sache ergründen, davon sie nicht das geringste verstehen, da sie vielmehr die Hand des Schöpfers anbeten sollten, welcher die Mannigfaltigkeit der Neigungen und die Menge der Bedürfnisse selbst eingesetzet, und dadurch das Band der menschlichen Gesellschaft geknüpfet hat. Woher so vielerley Handwerke kommen?

Andere halten dafür, die Mannigfaltigkeit der Künste sey daher gekommen, weil man beobachtet habe, was dem menschlichen Geschlechte fehle, und auf Mittel gedacht, diesem Mangel abzuhelfen. Doch sie übersehen die allerhauptsächlichste Ursache.

Der

Die Handwerks-Leute.

Der Vorsehung haben wir alles zu danken. Sie wartete nicht darauf, bis die Menschen die nöthige Geschäfte der Gesellschafft unter sich austheilen würden; sie machte von langer Hand die Anstalten dazu, indem sie die Neigungen der Menschen auf verschiedene Sachen lenkete. Niemand verlanget einem tummen Kopfe die Verwaltung der Staats-Geschäfte zu übergeben, noch einen Mann von tiefer Einsicht die Wälder aushauen zu lassen. Die Mannigfaltigkeit des Verstandes und der Geschicklichkeit war eher vorhanden als unsere Bedürfnisse, und sie kommen beede aus einer Quelle, nehmlich von dem Schöpfer.

Warum die Kinder alles nachmachen?

Wir sehen, daß die Kinder dasjenige gar zu gerne nachahmen, was sie öfters sehen. Wir betrachten es insgemein als einen kindischen Zeit-Vertreib, es ist aber in der That ein sehr nützlicher Trieb, der ihnen eingepflanzet ist. Denn er lässet es bey keinem einigen Handwerke jemahls an Leuten fehlen, die Lust dazu haben. Es fehlet den allerschlechtesten so wenig an Liebhabern, als den besten. Was der Vater thut, halten die Kinder für etwas treffliches. Sie ahmen ihm nach, und setzen endlich sein Handwerk fort. Wählen sie ein anderes, so hat eine grössere Geschicklichkeit einen Eindruck in ihrem Gemüthe gema-

gemachet, und sie spühren bey sich ein Vermögen höher zu steigen. Das Nachahmen bringet uns mehr Vortheil als das Erfinden, weil es aller Orten und zu allen Zeiten geschiehet.

Die Handwerksleute.

Wollen wir von dem ersten und einigen Ursprunge so vieler nützlichen Handwerke weiter fortgehen, und das hauptsächlichste an ihnen betrachten, so werden wir allenthalben bemerken, daß unser Gemüth immer stärker zu dem Eifer etwas nützliches zu unternehmen, und zur Dankbarkeit aufgemuntert werde, je weiter wir in dieser angenehmen Untersuchung kommen.

Bey einer bereits errichteten Gesellschaft, hat man in seinen Untersuchungen grössere Freyheit, als wenn ein Land erst solle bevölkert werden. Wenn die neuen Einwohner in eine wüste Gegend kommen, da man sich vor allen Dingen um Lebens-Mittel bekümmern, und sich mit dem was man findet, begnügen muß, da nimmet man immer nur dasjenige vor, was keinen Aufschub leidet, und man wendet sich am allerersten zu dem, was am nöthigster fället. Aber jetzo, da die Gesellschaft bereits errichtet ist, und alles in seiner Ordnung fortgehet, können wir unsere Augen richten auf was wir wollen. Es wird dem Menschen, unterdessen da wir von seinen Lebens-Mitteln reden, weder an Kleidung

noch

Die Lebens-Mittel. noch an Wohnungen fehlen: Wir wollen uns also darum nicht bekümmern, ob die Wohnung eher da seyn solle als die Kleider, oder ob es nöthiger sey Zeuch zu weben, als Korn zu bauen, sondern wir wollen bey den Lebens-Mitteln, und bey einigen dazu behülflichen Künsten, den Anfang machen.

Die Lebens-Mittel des Menschen.

Zehende Unterredung.

Die Lebens-Mittel. Sie werden von mir nicht erwarten, mein wehrtester Chevalier, daß ich ihnen eine ausführliche Beschreibung machen sollte, was jedes Handwerk und jede Kunst, zur Besetzung unserer Tafel beytrage. Wir sehen es täglich: Die Speisen und ihre Zubereitung sind sehr bekannt, und also wollen wir bey dem verbleiben, wovon man insgemein die wenigste Wissenschaft hat. Ich will sagen bey den Maschinen, wodurch man die Arbeit beschleuniget, und welche das schöneste sind, was man dabey antrift. Es lassen sich aber

aber diese Künste gar bald durchgehen: Man darf nur die Werkzeuge und das Verfahren betrachten, das man bey dem Ackermanne, bey dem Gärtner, bey dem Becker, dem Koche, dem Fischer, dem Bierbrauer, dem Böttticher, und einigen andern wahrnimmet. Alles ist sehr ungekünstelt, leicht begreiflich, und hat keine Erläuterung nöthig. Doch, damit man die Würkung der Maschinen desto besser einsehe, ist es gut, wenn man sie vorhero auf dem Papiere siehet, und sich einigen Begriff von ihren Theilen und dem Gebrauche derselbigen machet. Wenn junge Leute den Bau und die Würkung solcher Werkzeuge verstehen lernen, die sie vorhero nur obenhin ansahen, so geschiehet es oft, daß sie Lust zur Mechanik bekommen, und mit der Zeit die in ihnen vorhandene Geschicklichkeit durch mancherley Erfindungen zum Vorscheine bringen, welche Zeit, Unkosten und Mühe erspahren, und mit wenigen Personen eben das verrichten, wozu man eine grosse Menge anwenden muste.

Die Lebensmittel.

Ich befürchte, es möchten einige für das Beste der Armen eifrige Personen in diesem Stücke nicht mit mir einig seyn. Sie werden sagen: Keinesweges muß man Leute dazu aufmuntern, daß sie Maschinen erfinden, welche die Arbeit abkürzen, noch muß man solche Maschinen einführen lassen.

Maschinen, welche die Arbeit abkürzen.

Ge-

Die Lebens-Mittel.

Gesetzt, man überreichete dem Vorsteher der Kaufleute zu Paris eine Erfindung, um die in dieser Stadt täglich erforderliche fünf und zwanzig tausend Tonnen Wasser zu schaffen, so würde man aus einem allgemeinen Wasser-Kasten viele Canäle in alle Strassen und in die Häuser führen, dadurch aber eine grosse Menge Wasserträger an den Bettelstab bringen. Wollte man eine Maschine, welche drey biß vier Männer zu regieren im Stande sind, gebrauchen, um die schwer beladenen Schiffe unter der Brücke zu Paris gegen den Strohm fortzuziehen, wozu man dermahlen weit mehrere Personen und wenigstens zwanzig Pferde nöthig hat, so würde man sich freylich vieler Beschwehrlichkeit, Kosten und Wagnisse befreyen; man würde aber auch viele Familien zu Grunde richten, welche vorjetzo die Leute und Pferde zu dieser Arbeit anschaffen.

Ob sie nützlich?

Dieser Satz, daß man eine trefliche Erfindung deswegen nicht in Schwang bringen müsse, weil sie dem Vortheile einiger einzelnen Personen hinderlich falle, ruhet auf einem unrichtigen Grunde, ob ihn gleich bisweilen sehr angesehene Männer behaupten. Ja er ist höchst gefährlich. Hätte man diese Meynung allezeit gebilliget, so würden wir noch heutiges Tages weder Wasser-Künste noch Walk- und Säge-Müh-

Mühlen, noch viele andere höchst nützliche Maschinen haben. Keine Arbeit ist nöthiger, nnd fället öfter für, als das Getrayde zu mahlen. Hätte man sich im siebenden Jahrhunderte, da die Wasser-Mühlen überall eingeführet wurden, an den besagten Satz gekehret, so würde man mit eben so grossem, ja noch grösserem Rechte haben sagen können: Was sollen wir künftig mit den Leibeigenen, und mit den unzählig vielen Haushaltungen anfangen, die wir vorjetzo zum Mahlen gebrauchen? Haben wir so lange Zeit ohne Wasser-Mühle leben können, so können wir auch künftig ohne sie leben. Hätte man eben diesem Satze im funfzehenden Jahrhunderte gefolget, da die Buchdruckerey anfienge ihre Dienste anzubieten, so würde man gesaget haben, gleichwie vielleicht würklich geschehen ist: Diese neue Kunst ist etwas Land-verderbliches, sie wird eine Menge Müssiggänger machen. Was sollen die vielen Mönche künftig vornehmen, welche dermahlen mit Abschreiben guter Bücher ihren Lebens-Unterhalt auf rine anständige Weise verdienen? Die Lebens-Mittel.

Diejenigen, welche ehemahls dergleichen Schlüsse machten, oder sie noch heutiges Tages machen, denken nicht an die Haupt-Regel, daß man für allen Dingen auf Erleichterung der Arbeit bedacht seyn müsse;

Die Lebens-Mittel.

daß dieses die Absicht des Urhebers aller Geschicklichkeit und Wissenschaft sey, daß dieses die Gaben GOttes von sich stossen heisse, wenn man die menschlichen Erfindungen verwirfet; und daß es noch sehr vielerley und höchst nöthige Verrichtungen gebe, welche man unterlässet, und wozu man die Hände gebrauchen kan, deren Stelle durch die Maschinen ersetzet wird. Als man die Wasser-Mühlen und die Druckerey einführete, waren ohne Zweifel viele Leibeigene und viele Abschreiber, mit einem Worte viele Hände ohne Beschäftigung; Aber eben dadurch sahe sich die Gesellschaft im Stande, andere nothwendige Geschäfte zu unternehmen und auszuführen, die man vorhero hatte unterlassen müssen. Wer sonst Wasser zu Kaufe herum trug, der kan künftig spinnen oder graben: Wer die Bücher vorher abschrieb, der kunte sie lernen einbinden oder drucken, oder Schriften dazu giessen. Wie wäre es doch möglich, daß man den Leuten nichts zu thun geben könnte, da wir noch unzählig viele Dinge nöthig haben? es wird allezeit noch mehrere Land-Strassen und Wege zu verbessern geben, mehr Stein-Dämme zu pflanzen, mehr Wiesen zu wässern, mehr Dämme gegen den Einbruch des Wassers einzuführen, mehr Boden umzugraben, mehr

Wah-

Wahren hin und her zu führen, mit einem Worte, mehr Arbeit zu verrichten, es seye nun zum Nutzen des Staats, oder einzelner Personen, als die Arbeiter bestreiten könnten: Und wenn ein Mensch sein Brod nicht durch Arbeiten verdienen will, so ist er entweder ein Bösewicht oder ein strafwürdiger Faullenzer. Die Lebens-Mittel.

Der Satz, welcher den Gebrauch fördernder Maschinen verbietet, ist nicht nur deswegen schädlich, weil er viele Hände, die man anderwärts gebrauchen könte, unnöthiger Weise beschäftiget, sondern auch, weil er sich dem Fortgange der wahren Wissenschaften entgegen setzet, welche in der Kenntniß unserer Vortheile, und der Mittel ihren Genuß zu befördern, bestehen. Auf diesen Zweck muß unsere Naturlehre, unsere Mathematik und Mechanik abzielen. Man verschliesset ihnen aber die Thüre, und löschet den Eifer aus, sich darinnen herfür zu thun, wenn man sie für etwas gefährliches ausschreyet, oder dasjenige nicht auf eine leichtere Weise will verrichten lassen, was man durch die Menge der Leute zwingen muß.

Aus diesem Grunde erhellet, daß man der Gesellschaft schade, wenn man den Fortgang der Wissenschaften hindert; Dieses ist die gröste Lobrede, welche man ihnen zu halten vermag. Wenn die

Die Lebens-Mittel.

Wissenschaft der grossen und der bewegenden Kräfte, jemahls ihre Schönheit und Treflichkeit gezeiget haben, so war es zur selbigen Zeit, als die Mühle, welche so viele Leute erforderte, anfienge, durch das Blasen des Windes, oder durch den Fall des Wassers in Bewegung zu kommen; als der Kranich und die Winde ungeheuere Lasten mit weniger Kraft bezwangen; sie zeigen eben diese Vortreflichkeit von neuem, so oft als ein paar Personen dasjenige spielend verrichten, was vier und zwanzig nicht anders als mit grösester Mühe, und doch nicht gehörig zuwege bringen. Wir wollen unsere Augen auf die allergemeineste Maschinen werfen, welche die Zubereitung unserer Nahrungs-Mittel befördern: Der Pflug kommt am ersten an die Reihe.

Erstes Kupferblat.

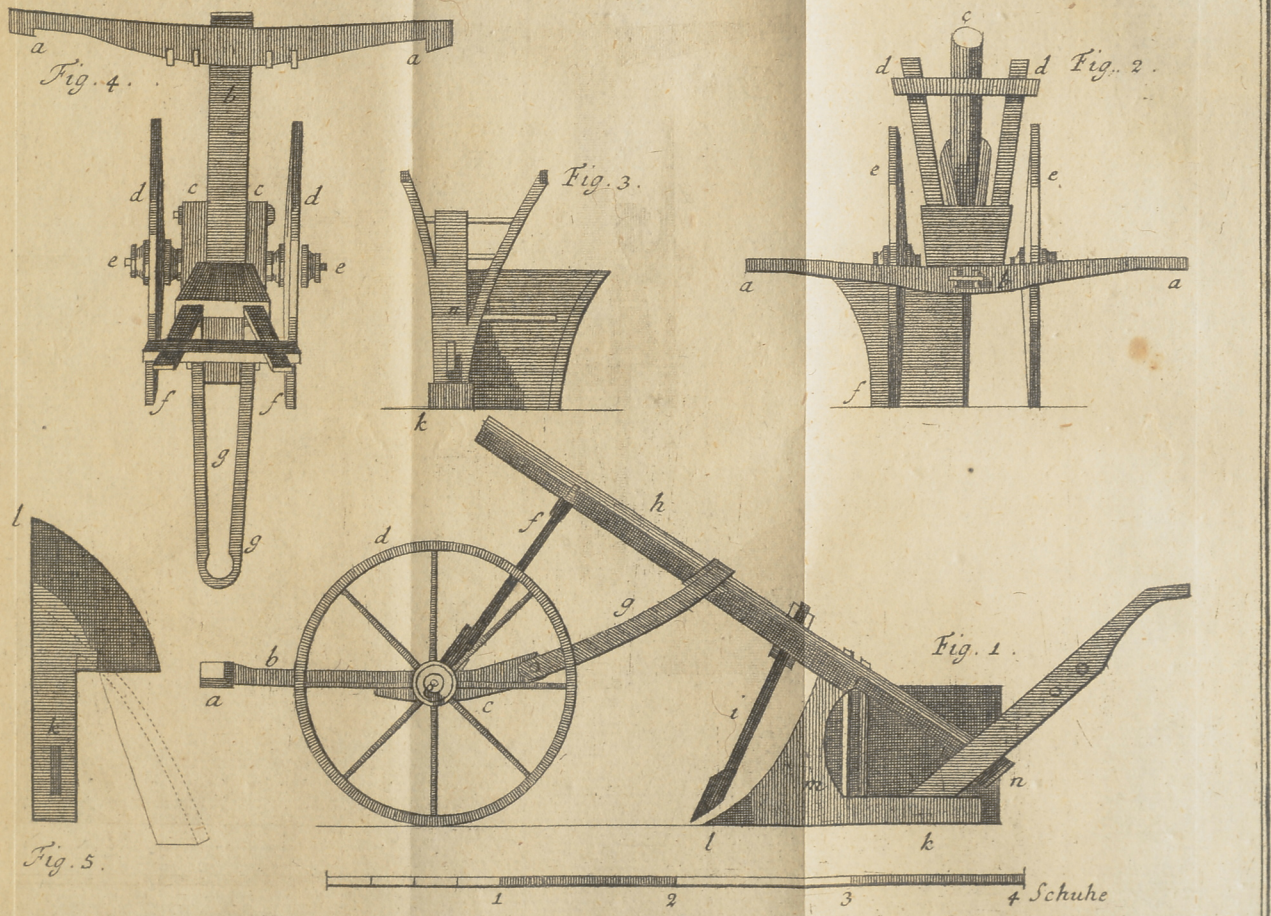
Der um Paris gewöhnliche Pflug.

1. Figur. Der Pflug von der Seite anzusehen.

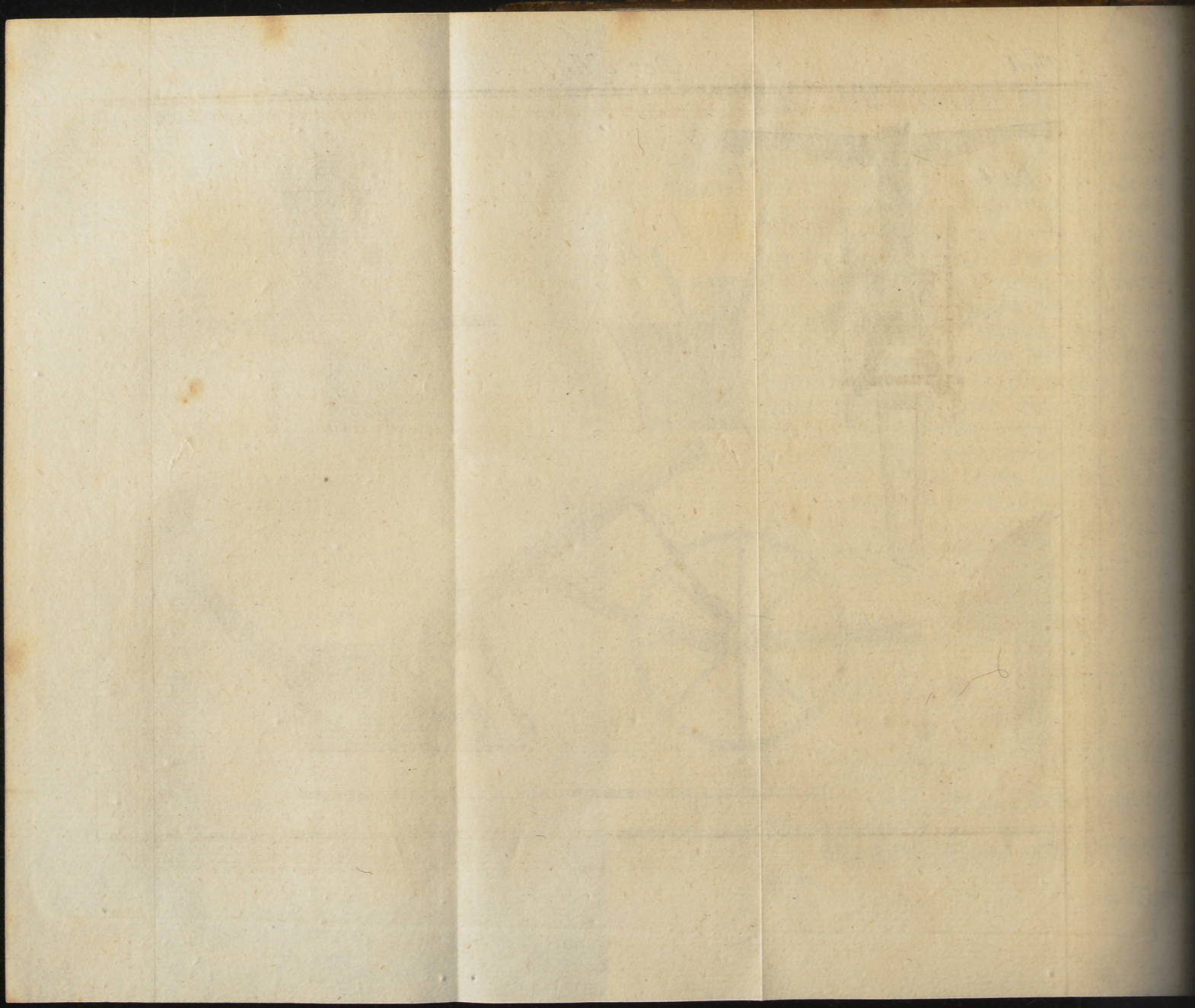
a. Die Pflug-Wage, woran man die Pferde spannet.

b. Die Deichsel, durch welche die Achse gehet.

c. Die



A



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0338
DFG

c. Die Arme: sind zwey kleine Hölzer, durch welche die Achse ebenfalls gehet, und welche die Deichsel zu beeden Seiten fest halten. Man sehe cc, in der 4. Figur. Die Lebens-Mittel.

d. Die Räder. Hier im Durchschnitte ist nur eines zu sehen.

e. Das Ende der Achse, so durch die Deichsel und die Nabe hervor kommet.

f. Das Pflug-Gestelle, so auf der Deichsel gegen die Achse zu, befestiget ist. Es bestehet aus zwey Stücken und einem Queer-Riegel oder Trager, worauf der Krengel aufliget. Hier im Durchschnitte ist ein Gestelle-Stock hinter dem andern verborgen. Man sehe die 2. Fig.

g. Die Leyer, ein gekrümmetes Stück Holz, das zwey Arme formiret, durch die Krümme wird der Krengel gestecket. Beede Arme werden mit zwey eisernen Bolzen an die Deichsel befestiget. Die Krümme kan man vermittelst eines Vorsteckers oder Stössels, und eines halben Ringes an jedem beliebigen Orte des Krengels feste machen.

h. Der Krengel, ein langes Stück Holz. Er lieget auf dem Gestelle f; stecket in der Leyer g; träget die Sach i; ist in der Hinter-Säule n verpflöcket; und ruhet auf dem Haupte k, vermittelst zweyer Stecken oder dünnen Hölzer.

Die Lebens-Mittel.

i. Die Sach, (Säge) oder das Pflug-Messer, Pflug-Eisen, so im Krengel hänget.

k. Das Haupt, ein flacher Klotz, der das ganze Hinter-Gesteüe träget.

l. Eine halbe Pflug-Schaare, so ans Haupt angestossen wird. In vielen Landschaften ist die ganze Schaare gebräuchlich, welche rechts und links einschneidet, sie verursachet aber den Pferden weit mehr Arbeit, weil sie zwey Acker-Schollen auf einmahl aufwirft. Das Pflug-Messer schneidet gerade oder perpendicular in die Erde; die Schaare aber, nach der Queere, oder horizontal.

m. Das Streich-Bret, ein gebogenes Bret, welches allmählig breiter wird, daran sich die Acker-Schollen legen und umwerfen. Dieses Streich-Bret wird von der Griech-Säule gestützet, einem kleinen Holze, das ins Pflug-Haupt verpflöcket, und an der Hinter-Säule vermittelst eines langen Nagels befestiget ist. Fig. 3.

n. Der Rührzeug, bestehet aus der Hinter-Säule, welche auf dem Haupte stehet, und aus den Pflug-Sterzen, die vermittelst zweyer queer durchgeschlagenen Nägel an der Hinter-Säule auf beeden Seiten stehen. Man sehe die 3. Figur.

II. Figur. Der ganze Pflug von vorne anzusehen.

a. Die

a. Die Pflug-Wage.
b. Deichsel-Spitze.
cc. Beede Räder.
d. Das Gestellichen.
e. Der Krengel.
f. Das Streichbret.

III. Figur. Das Hintergestelle bestehet aus dem Haupte k, der Hinter-Säule n, den Pflug-Sterzen, und dem Streichbrete.

IV. Das Vorder-Gestelle, vom Krengel abgeschoben.
a. Die Pflug-Wage.
b. Die Deichsel.
cc. Die Arme.
dd. Die Räder.
ee. Die Achse.
f. Das Gestellichen.
g. Die Leyer, oder das Pflug-Wetter, vom Krengel abgezogen.

V. Figur. Die Schaare l. an das Haupt k. gestossen, nebst der Spuhr vom Streichbret und der Griech-Seule.

Die Lebens-Mittel.

Es giebt zweyerley Arten zu pflügen, mit festem, und beweglichem Streichbrete, das ist, das Hinter-Gestelle bleibet entweder wie es ist, oder man bringet das Streichbret von einer Seite des Pfluges an die andere. Wenn der Bauer die erste Fahre machet, muß das Steich-

Die Lebens-Mittel.

bret nicht gegen die äussere Seite des Bretes stehrn, sondern gegen die inwendige, damit es die aufgeworfene Erde dahin werfe. Dieses geschiehet besser mit einer halben Schaare als mit einer ganzen, welche die Erde von beeden Seiten zugleich aufwirft. Ist der Bauer mit der ersten Fahre zu Ende gekommen, und will neben solcher die zweyte öffnen, und die Erde klein machen, indem er in die erste Fahre wirft, auch auf solche Weise immer auf- und abpflügen; so lässet er diesesmal das Streichebret auf eben dieser Seite stehen, und die Pferde nunmehro gerade gegen das Ort, wo er hergekommen war, gehen, bleibet immer neben der ersten Fahre, und decket sie wieder, indem das Streichbret fast alle die Erde wieder hineinwirft, die vorhero war herausgeworfen worden. Damit nun ferner die dritte Fahre also gezogen werde, daß die aus ihr aufgeworfene Erde in die zweyte falle, muß er daß Bret ausnehmen, und auf die andere Seite der Schaare setzen, damit, wenn er neben der zweyten Fahre hinpflüget, besagtes Bret die Erde aus der dritten Fahre in die zweyte streiche. Will er die vierte öfnen, und zugleich die dritte wieder decken, so muß er das Streichbret wieder an die Seite der dritten bringen. Demnach verändert das Streichbret seine Stelle bey jeder

jeder Fahre, indem es eine nach der andern decket. Die Lebens-Mittel.

Andere hingegen, lassen das Bret wo es ist. Der Ackersmann öfnet die erste Fahre mit dem Brete innwendig, oder gegen das Bret. An statt die zweyte gleich neben der ersten zu ziehen, ziehet er sie an der andern Seite des Bretes. Diese Fahre verdoppelt er, indem er wieder zurücke und neben ihr herfähret, ohne etwas an seinem Pfluge zu ändern. Hierauf ackert er neben dem innern Rande der allerersten Fahre. Demnach streichet das Bret die ausgeworfene Erde wieder in selbige hinein. Von da lenket er die Pferde nach den Fahren der zweyten Seite des Bretes, und indem die Schaare die Erde aus der neuen Fahre, die er öffnet, auswirft, streicht das Bret selbige in die neben daran liegende. Also ist das Streichbret im Stande auf beeden Seiten Dienste zu leisten, ohne seine Stelle jemahls zu verändern, wenn nur der Ackersmann immer einwärts umwendet. Auf diese Weise kommen die Fahren einander allgemach näher, und stossen endlich in der Mitte des Beetes zusamm.

Die Glückseeligkeit und der Fleiß des Menschen breiten sich immer in gleichem Maase aus. Man findet sie sogar in der unzähligen Menge von Werkzeugen, die

Die Lebens-Mittel.

er erfunden hat, seine Nahrungs-Mittel auf allerley Weise zu bereiten, und in dem geschickten Verhältnisse, welches er zwischen ihrem Gebrauche und ihrer Würkung zuwege bringet.

Wir wollen bey dieser Gelegenheit einige gewisse Natur-Lehrer, die so gerne an den Himmels-Kreisen herumklettern, ersuchen, sie möchten sich doch belieben lassen einige Nachricht von demjenigen einzuziehen, was im Backhause und in der Küche vorgehet. Nicht als ob ich wünsche, daß unsere Küche jemahls unter ihre Aufsicht gerathen möchte: Denn alle Veränderungen sind gefährlich, und wir möchten insonderheit bey dieser nicht sonderlich gut fahren: Sondern ich ersuche sie ihres eigenen Vortheils wegen, darum. Sie werden bey diesen, obgleich gemeinen und schlechten Künsten, dermassen richtige Ausübungen finden, daß man gedenken sollte, es müsse sie ein Mann von ganz ausserordentlichen Gaben des Verstandes erfunden, und dem menschlichen Geschlechte gelehret haben. Unterdessen da diejenigen, welche diese Künste ausüben, insgemein gar keinen Grund ihres Verfahrens anzugeben wissen, so werden Sie, mein werthester Chevalier, leicht ermessen, daß selbige bloß eine Frucht oft wiederhohlter Versuche seyen, keinesweges aber einer Ueberlegung, welche

Die Weltweißheit hat von gemeinen Künsten Vortheil.

den

den Ausgang vorher sahe. Demnach werden diese Herren hier eine rechte Vorraths-Kammer, angestelleter Versuche finden, welche sämtlich gewiß, und dazu geschickt sind, daß man sie als Lehrsätze annehmen, und weiter daraus schliessen kan. Ja sie möchten vielleicht noch einen andern Vortheil davon haben. Da gemeine Leute im Stande waren, uns durch blosses Versuchen, so viele bequeme Werkzeuge, und so mancherley Vortheile bey der Ausübung zu verschaffen; wie viel grössere Nutzen würden scharfsinnige und im Denken geübete Köpfe der Gesellschaft verschaffen, wenn sie ihre Gedanken auf die Bedürfnisse derselbigen zu richten beliebten! Die Lebens-Mittel.

Die Probe davon können sie alle Augenblicke machen, und sich durch unzählige Beweisthümer von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen, daß unsere Vernunft-Schlüsse uns übel anführen, wenn sie vor der Erfahrung hergehen wollen, daß aber sie treflich gerathen, wenn sie sich auf dieselbige gründen.

Dieses siehet man gleich an dem Unterscheide, den wir zwischen den Speisen die sich rohe essen lassen, und zwischen denen, die durch Kochen zur Verdauung zubereitet werden müssen, zu treffen wissen.

Eben diese Wahrheit erhellet auch aus den

Die Lebens-Mittel.

den verschiedenen Stuffen der Stärke oder Dauer, die wir dem Feuer geben. Da solche unzehlich oft müssen verändert werden, so war kein besser Mittel zu Bestimmung ihrer Gränzen vorhanden, als daß man in jedem Falle durch angestellete Versuche, den eigentlichen Zeit-Punct, den die Ausziehung der nahrhaften Säfte erfordert, ausfindig machte, weil nach dessen Verfliessung, besagte Säfte verfliegen, und vom Feuer verzehret werden.

Wenn die Speisen gut gekochet?

Das hauptsächlichste von unsern Lebens-Mitteln, das Brod, kan Gelegenheit zu allerley Beobachtungen geben, welche für die Aufnahme der Naturlehre nicht weniger nützlich sind, als für das Wohl der Gesellschaft. Woher mag es kommen, daß festes und schwehres Brod, so aus blossem Mehle und Wasser gebacken wird, ungesund ist? Warum ist es hingegen schmackhaftig und leicht verdaulich, wenn man es vor dem Kneten mit einem Stücke sauern und heßlich schmeckenden Teige vermischet?

Brod ohne Sauerteig.

Wir wollen setzen, man habe jetzo erst durch einen unvermutheten Zufall erfahren, das Brod werde durch Vermischung eines Stückgens vom alten Teige mit dem neuen, weit schmackhaftiger, und man fragte einen Naturkündiger, welcher von der Wirkung dieses Brods noch nichts wü-

wüste, ob es der Gesundheit verträglich sey, einen von der Säure angegriffenen verdorbenen Körper unter unsere Speise zu mischen; Vermuthlich würde er uns gerathen haben, lieber Brey, Grütze und ungesäuerte Kuchen zu geniessen, als ein so verdächtiges Brod. Er würde vielleicht gesaget haben, der Geruch und der Geschmack betrügen uns, und wir sollten uns für dem gesäuerten Brode hüten, ob es gleich dem Gaumen angenehm falle. Die Lebens-Mittel.

Daß dieses seine Antwort möchte gewesen seyn, lässet sich aus dem Bescheide schliessen, den einige im abgewichenen Jahrhunderte auf die Frage gaben, ob man statt des Sauerteiges Bierhefen ohne Schaden gebrauchen könnte? sie hielten es für schädlich. Nichts destoweniger erlaubet die Policey vermittelst der Hefen das beste Brod zu backen, und die Erfahrung erlaubet denen die es essen, sich wohl darauf zu befinden.

Will hingegen unsere Vernunft sich auf die Erfahrung gründen, wie viele nützliche Folgerungen kan sie nicht aus der in dem Teige geschehenen Gährung ziehen, welche durch die Wärme veranlasset wird, den Teig auseinander treibet, die gegenwärtige Mischung seiner Materien aufheben, und dagegen eine andere eingeführet, welche durch das Backen zu ihrer Vollkommenheit gebracht wird. So

Die Lebens-Mittel.

So oft als man etwas neues mit dem Getrayde vornimmet, entstehen auch neue Fragen. Indem es gemahlen, und durch den Beutel gesiebet worden, hat es sich in drey bis viererley Materien zertheilet, nähmlich in Vorlauf, Mittelmehl, Kleyen, und Poll- oder Aftermehl, welches aus der weisen Hülse die innwendig unter der äussern groben lieget, verfertiget wird, wenn man die Kleyen noch einmahl durch den Beutel laufen lässet. Die Kleyen gehören für die allergeringsten Thiere. Man speiset aber die Menschen nicht viel besser als selbige, wenn man ihnen Aftermehl zu essen geben will, das zu nichts nützet, als den Stärkemacher Arbeit zu verschaffen. Denn dieser thut ganz recht, wenn er lieber einen unnützen Abgang als kräftiges Mehl zu Verfertigung des Staub-Pulvers gebrauchet, welches die Haare rein und trocken hält, ingleichen zu Verfertigung der Stärke und anderer denen Färbern zum Zurichten, nützlicher Materien. Allein wie lässet sich der Vorlauff und das Mittelmehl am besten gebrauchen? Giebt jener das beste Brod? oder muß man sie der Gesundheit wegen, beede miteinander vermischen? Leidet nicht der Arme sowohl als der Reiche darunter, wenn man nach eingeführtem Gebrauche eines von dem andern absondert? der Arme deswegen, weil seinem

seinem Brode das feineste vom Mehle fehlet, wodurch es locker und kräftiger werden würde; der Reiche, weil er auf seine Tafel Brod bekommet, dessen beste Eigenschaft in seinem schönen Anblicke bestehet: Ein Brod woran fast gar nichts ist, ein schwammigtes aufgeblasenes Wesen, das ihm wenig Kräfte geben kan. Verkünstelt man nicht das Brod, indem man zwey Materien voneinander scheidet, welche die Natur vereiniget hatte, damit sie einander unterstützen sollen? heisset uns nicht der gute Geschmack des von Mischling, das ist, aus Vorlauf und gemeinem Mehle gebackenen Brodes, gleichwie auch der gesunde Leibes-Zustand derer die es geniessen, den Schluß machen, es sey diese Gattung vom Brod, die beste von allen? Scheinet es nicht, der Urheber der Natur habe hier nach eben der Absicht gehandelt, als bey der Mischung des Weines aus verschiedenen Materien? er hat in die schwärzeste Traube, nicht nur einen geistigen und flüchtigen Saft geleget, welcher für sich alleine, weissen Wein giebet, sondern auch einen andern und dickern, welcher jenem die Farbe und Mildigkeit beyleget, und man thut am besten, wenn man beede beysamm lässet, damit jener diesem sein Feuer, und dieser jenem seine Anmuthigkeit mittheile.

Die Lebens-Mittel.

Die

Die Lebens-Mittel.

Die Gleichheit würde ganz vollkommen erscheinen, wenn man zeigen wollte, gleichwie das letzte was man aus den Trauben keltert, seiner schönen rothen Farbe ohnerachtet, desto schlechter schmecke, je schärfer man die Kälter angezogen hat, also schienen zwar die leichtesten Korn-Hülsen, wenn sie recht sauber abgelöset worden, schön weiß, sie wären aber zur Nahrung nichts nütze, als welche in dem Vorlaufe und gemeinem Mehle zugleich, stecket.

Setzen wir unsere Speise unmittelbar an das Feuer, so bekommen sie entweder eine harte Rinde, oder sie schrumpeln zusamm. Die Rinde hat den Nutzen, daß sie etwas von den nährenden Säften zurücke hält, welche das Feuer auszujagen, oder zu trennen beginnet. Gleichwie aber die Rinde desto mehr Dicke bekommet, je ein grösserer Theil der Speisen ausgetrocknet wird, ja, da sie endlich gar aufspringet und verbrennet, wenn das Feuer zu heftig ist oder zu lange währet, so pfleget man die Speisen mit Wasser, gleichwie auch mit ölichten oder fetten Materien gegen seine Gewalt zu verwahren, und man verändert diese Mittel, nach der Beschaffenheit der Speisen und der Säfte, die man aus ihnen ziehen will.

Das Anbrüben.

Bisweilen verlangen wir nur das zarte flüchtige Wesen aus einem Kraute oder Gewür-

Gewürze vermittelst eines einzigen Auf- Die
wallens in das Wasser zu bringen. Ver- Lebens-
doppelt man den besagten geringen Grad Mittel.
der Hitze, so bekommet man nichts, der flüchtige Geist ist weggeflogen. Aus dieser Ursache verdienet eine neue angehende Köchin manchen Verweiß von ihrer Frau, wenn sie ihr eine abgeschmackte Compotte oder ein bitteres Ragout vorsetzet. Sie nimmet sich vor, ein andermahl es besser zu treffen, und damit die Kunst ja nicht fehlen möge, lässet sie den Zimmet, die Nelken, Muscaten und Basilien durch einander kochen, daß der Topf strudelt. Zu ihrem gröstten Entsetzen findet sie, daß die Bitterkeit der Speise und die Verweise ihrer Gebieterin einen merklichen Zusatz bekommen! Endlich lernet sie von einer erfahrnen Köchin, daß man das Gewürze nur bey dem letzten Aufwallen anbringen müsse.

Aus eben diesem Grunde behält leicht angebrüheter Thee seinen Violen-Geruch, welcher das Haupt stärket; lässet man Pomeranzen-Schalen oder Salbey in heisen Wasser gelinde ausziehen, so ist er gut für den Magen oder für das Zahnfleisch. Will man sie aber auskochen, so verliehren sie ihr flüchtiges Wesen, und werden zu einer herben Brühe, die uns wenig Nutzen schaffet.

Die Lebens-Mittel.

Um eben dieser Ursache willen, ist das weisse Bier, weil es nicht stark siedet, zwar angenehmer und flüchtiger als das braune, es hält sich aber nicht gut, wenn man es am liebsten tränke, nähmlich im Sommer. Indem die Hize zu solcher Zeit bis in die Keller und Fässer dringet, verursachet sie ein Wallen in dem Biere, wodurch das flüchtige vom Hopfen, worinn seine Güte bestehet, weggejaget wird. Das rothe Bier hat dieses flüchtige Wesen nicht in grosser Menge bey sich, weil es lange sieden muß, es mildert aber seine Bitterkeit durch das nährende Wesen, welches es aus dem Malze in sich nimmet: Daher ist es dienlich für Leute die viel arbeiten, und hält sich im Sommer besser als das weisse.

Wie oft bekommen wir etwas schlechtes aus der Apothecke, weil man die Zeit nicht weis, wenn die beste Kraft wegzudünsten anfänget? es geschiehet dieses desto leichter, weil die Arbeit gar oft, entweder von Gesellen, die sich wenig darum bekümmern, oder von einem Herrn, der nach blosser Gewohnheit verfähret, unternommen wird. Dahero können nicht nur die guten gewürzartigen Eigenschaften eines Krautes verjaget und verderben, sondern noch dazu ihme andere höchst schädliche gegeben, und in Gift verkehret werden.

Eben

Eben die Erfahrung, welche die rechte Länge des Aufwallens zu treffen anwiese, lehret auch den rechten Grad der Hitze, und die Länge ihrer Dauer treffen, entweder damit das Fleisch zwar mürbe koche, aber nicht allen Saft verliehre, oder damit man eine schmackhaftige Brühe erhalte, ohne das Fleisch in einen Brey aufzulösen; oder damit man demselbigen alle Kraft ausziehe, der Brühe mittheile, und das Fleisch so trocken als Holz zurück lasse. Je mehr sich die Natur-Lehre bemühen wird, dieses Verfahren auch anderswo anzubringen, desto mehr Nutzen und Erkenntniß wird man erlangen. Wir sind einigen dergleichen ganz neuerlich angestelleten Versuchen die Suppen-Täfelgen schuldig, welche aus dicker und eingetrockneter Fleisch-Brühe bestehen, und welche man auf Reisen mitnehmen, und im Nothfalle mit heissem Wasser wiederum in Suppe verwandeln kan.

Die Lebens-Mittel. Gedämpfte oder gesotten Fleisch.

Kraft-Brühen, Consommes.

Suppen-Täfelgen.

Ist das Wasser hinlänglich die Gewalt des Feuers vorsichtig zu regieren, so dienen die öhlichten und fetten Sachen, bey mancherley Fällen noch weit besser dazu. Man pfleget das Fleisch sowohl zum Braten, als für Ragouts, entweder zu spicken, oder mit fetten und heissen Materien zu begiessen, oder sie gar in solche zu legen, ehe man sie in den Ofen bringet, ja man pfleget sie

Gebrauch fetter Sachen.

Die Lebens Mittel.

ganz in Oele oder Schmalze zu backen, oder die schönsten Stück in oelgetränktes Papier zu wickeln, wenn man sie am Spiesse oder sonst braten will. Den Grund davon wissen unsere Köche wohl selten anzugeben. Sie sagen, sie wollten auf diese Weise dem Gemüse oder Fleische einen guten Geschmack, oder dem letztern eine gleiche Farbe geben. Es ist auch wahr, daß sie durch mancherley Abwechslungen bey ihrem Verfahren sowohl dem Auge als dem Geschmacke eine Lust erwecken. Aber der hauptsächlichste Nutzen, und die allgemeine Würkung davon, daß man die Speisen mit etwas fettes umgiebet, ist diese, daß man das Wegdampfen der besten flüchtigen und nahrhaftigen Säfte aus dem Gemüse oder Fleische verhindert, und daß man diese Säfte zwar in Bewegung setzet, aber nicht wegjaget. Es ist viel besser, den Speisen ihren natürlichen Geschmack zu lassen, als ihnen einen fremden beyzubringen. Sobald das Fett, welches die besten und gesundesten Säfte einer Speise gleichsam gefangen hält, der Gewalt des Feuers selbst weichen und verfliegen muß, so verfliegen die Säfte zugleich mit ihme. Der Verlust ist unersetzlich, es bleibet nichts übrig als ein trockenes Wesen, ohne Kraft und ohne Geschmack.

So

So lange als der Zuckerbecker und Koch es dabey bewenden lässet, daß sie vermittelst ihrer Kunst den flüchtigen Geist des Gewürzes, den Saft des Obstes oder des Fleisches, gleichsam in eine Hülle einwickeln und dadurch bestens verhindern, damit nichts von ihm verlohren gehe, so geben sie uns die Gaben des Schöpfers beynahe in ihrer natürlichen ungekünstelten Beschaffenheit in die Hände, und wir können dieselbigen mit der Beobachtung der Mässigkeit, ganz sicher geniessen, weil sie sich noch in eben der weisen Mischung ihrer Materien befinden, welche ihr Urheber angeordnet hatte. Es ist aber auch eine gewisse betrügerische Kunst in der Welt, welche sich unterstehet allerley Dinge durcheinander zu mischen, die sie nicht recht kennet; sie verbindet die widerwärtige Eigenschaft derselbigen unter dem starken Geschmacke einer andern Sache, die sie ihnen beygesetzet, und machet sie der Zunge angenehm. Sie stiften aber nichts als Ungesundheit und Unordnung, wenn ihnen die Verdauung ihre Larve abziehet, und die innwendige Hitze des Leibes sie in eine schädliche Gährung bringet. Die Lebens-Mittel.

Dieses Uebel, welches aus allzugekünstelten Speisen nothwendig entspringet, kan auch aus den allereinfachesten erfolgen, wenn ihre Zahl allzusehr vervielfälti-

Die Lebens-Mittel.

get wird. Die Einfalt behauptet ihr Recht allenthalben; in der Beredsamkeit, in der Mahlerey, in der Musik, im Haus-Geräthe, im Putze, verführet man niemahls besser, als wenn man ihren Regeln folget. Alles was mit solchen nicht übereinstimmet, wird, was besagte Künste betrift, lächerlich, übertritt man sie aber in der Zubereitung und im Genusse der Lebens-Mittel, so folget etwas weit ärgeres, nehmlich ein würkliches Uebel darauf.

Zweytes Kupferblat.

Das Mehlbeuteln.

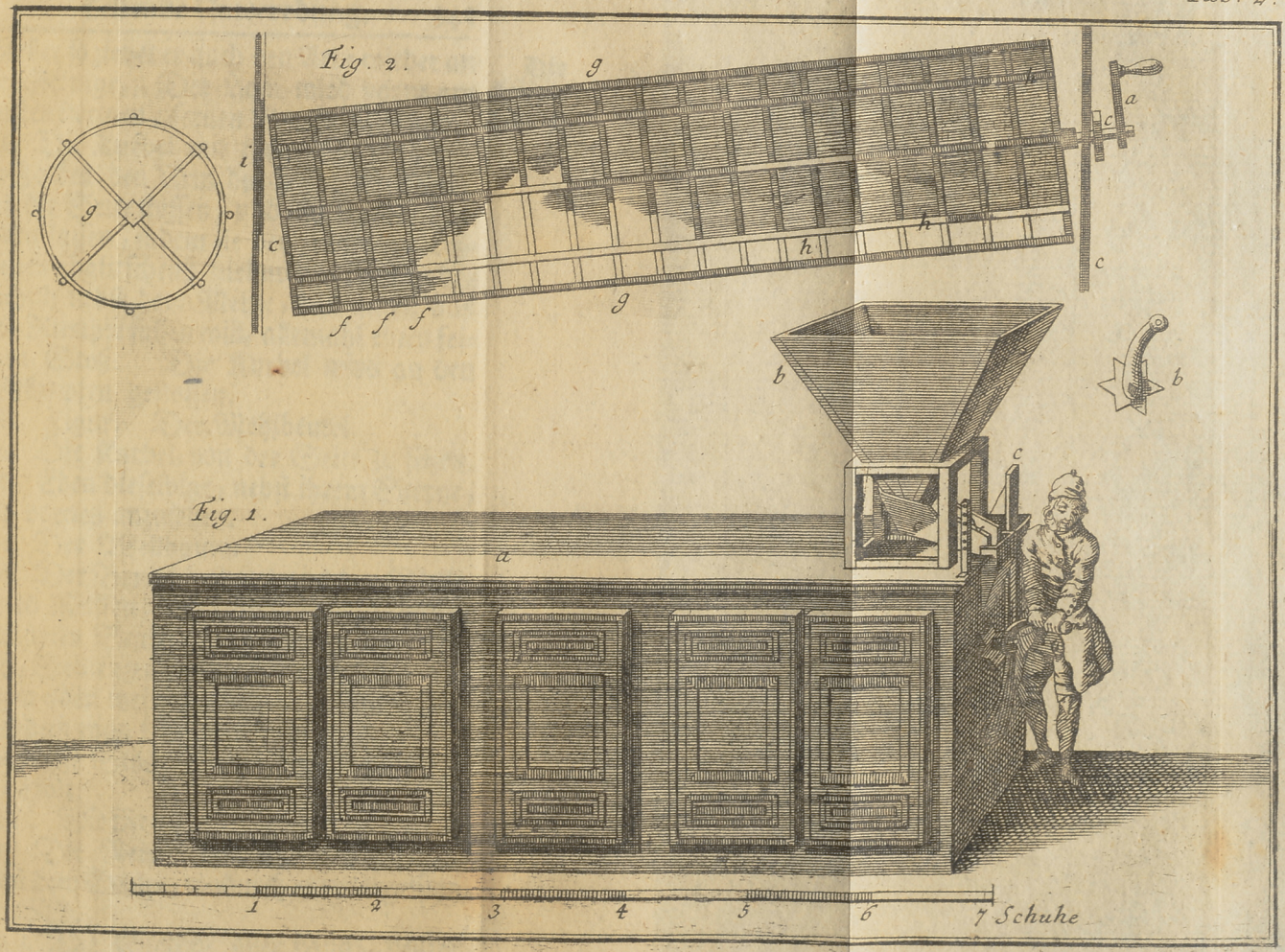
I. Figur. a. Der Beutel-Kasten.

b. Der Rumpf oder Trichter, nebst dem Gestelle worauf er ruhet.

c. Der Schuh, oder das Schüttel-Kästgen, so an Schnüren hänget, damit es sich bewegen lasse, und auf diese Weise das Mehl aus dem Trichter schüttele.

d. Oefnung oder Mundloch des Kastens, wo das Mehl hinein fället.

e. Das Schüttelholz, oder der Arm, wird von den Zacken des Sterns auf die Seite geschoben, daß er den Schuh, vermittelst einer Schnure, in die Höhe ziehet. Fället hernach der Schuh, vermög seiner natürlichen Schwehre, wieder an seine alte Stelle



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0357
DFG

Stelle, so ziehet er auch den Arm wieder an die Seinige. Der Arm wird vorne am Kasten in einen eisernen Bolzen gehänget. Die Lebens-Mittel.

f. Die Kurbel mit ihrem Sterne, dessen Zacken den Arm durch ihr Berühren auf die Seite stossen, und ihn wieder herfallen lassen, indem sie bey fernerem Umdrehen abglitschen; hiedurch bekommet der Schuh nebst dem Mehle, das unten aus dem Rumpfe fallen will, allemahl einen frischen Stoß. Die Kurbel wird an den Wellzapfen gestossen.

II. Figur. Der Mehlbeutel.

a. Die Kurbel, von der Seite zu sehen.

b. Eben dieselbige, nebst ihrem Sterne, von vornen anzusehen.

c. Der Wellbaum.

d. Der Beutel bestehet aus der Welle, vielen Reiffen, und dem über solche hergespanneten Beutel-Tuche, wozu man Etamin, Seidenzeuch, oder Wollenzeuch, von engen oder weitem Gewebe nehmen kan, nachdem man fein beuteln will.

e. Die Stos-Stange, oder das Schüttel-Holz.

fff. Die Reifen.

g. Die Reifen von vorne anzusehen, nebst dem Creuze, wodurch er rund gespannet wird.

hh. Die Stecken oder Lang-Hölzer, woran die Reife stecken.

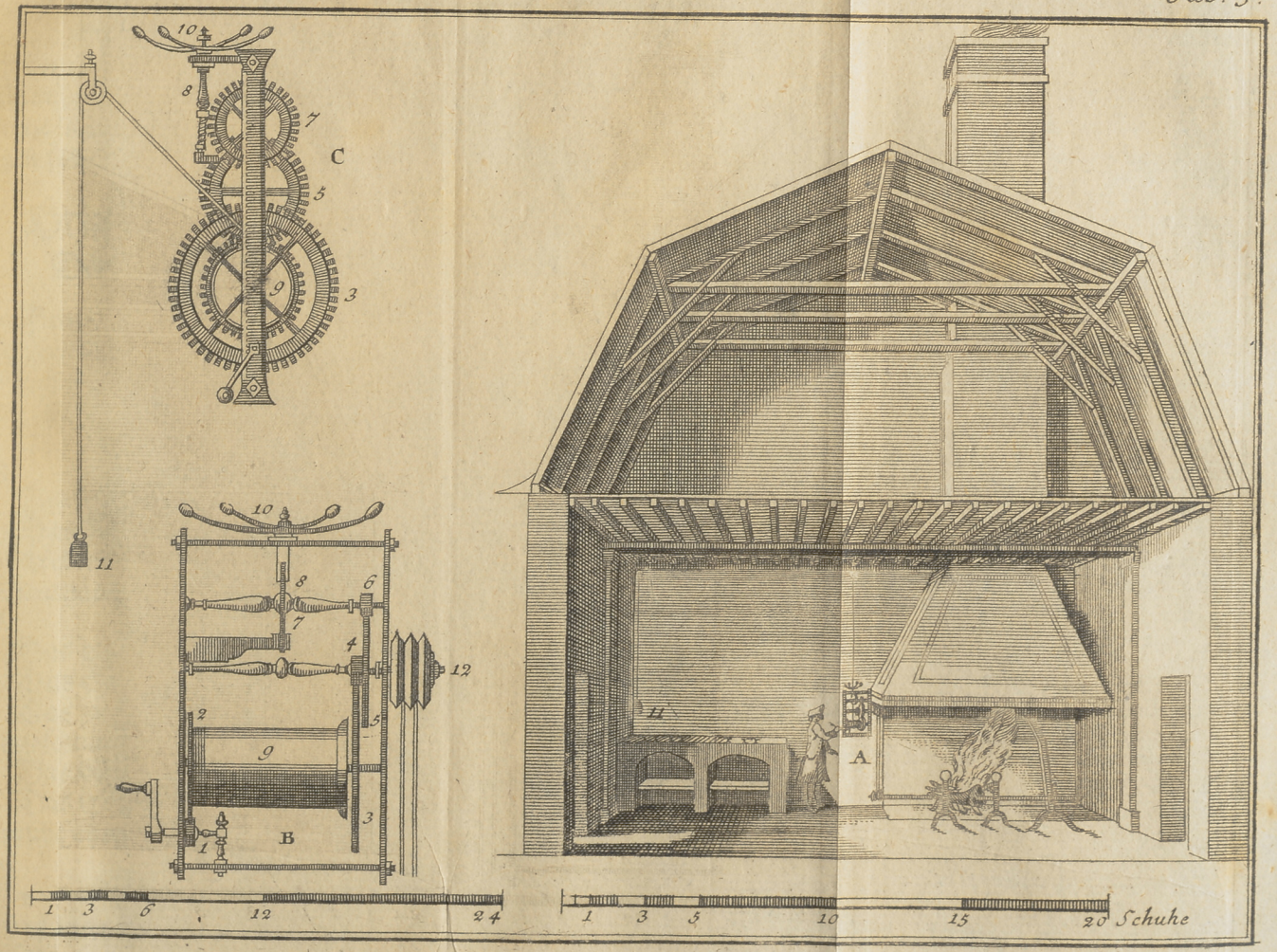
Die Lebens-Mittel.

1. Der Boden des Kastens, wo ein grosses Loch vorhanden, durch welches die Kleyen aus dem Kasten wegstäuben.

Man möchte sich vielleicht wundern, warum das Mehl, womit der Rumpf angefüllet ist, nicht von selbst unaufhörlich unten zum Loche heraus falle, sondern nach und nach in geringer Menge heraus geschüttelt werden müsse. Man kan sich vorstellen, als ob das Mehl aus einer Menge kleiner Säulen bestünde, die sämtlich in perpendicularer Richtung auf die Wände des Rumpfes drücken. Nur die mittelste Säule alleine, welche durch die Oefnung reichet, drücket stark auf den Schuh, indem er stille hält.* Sie dringet nicht eher durch

* Wie kommet es aber, daß das Wasser ohne Schütteln herauslaufen würde, wenn man den Rumpf damit anfüllete? Man kan sich selbiges ja ebenfalls, als aus vielen Säulen bestehende vorstellen, die an die Wände drücken? Der Unterscheid ist also in der Beschaffenheit des Mehles zu suchen. Seine Theile, das ist, die Mehl-Stäubgen, rollen nicht so übereinander weg, wie die Wasser-Tropfen, sondern hängen sich zusamm, und ballen sich, oder verursachen Klumpen, wie jeder weis, der sich etwas mit Mehle will zu thun machen. Dergleichen Klumpen legen sich vor die Oefnung, und hindern das Herausfallen. Unterdessen, da sie nicht sehr fest zusamm hängen, lassen sie sich durch einen Stoß

Der Bratenwender.



B

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0361
DFG

durch den kleinen Raum, welcher den Fuß des Rumpfes vom Boden des Schuhes absondert, als bis sie durch das Schütteln desselbigen fortgestossen wird. Die Lebens-Mittel.

Drittes Kupferblat.
Der Bratenwender.

A. Bratenwender, so auf seinem gehörigen Orte angebracht ist, nebst seinem Gewichte, so in einiger Entfernung an zweyen Kloben hänget.

B. Bratenwender von der Seite anzusehen.

1. Der Schlüssel zum aufziehen.
2. Das kleine Rad, dessen Zähne eine Spreitzfeder niederdrücken, welche sie zwar wohl vorwärts, aber nicht zurücke gehen lässet.
3. Das grosse Rad.
4. Das Getriebe des zweyten Rades.
5. Das zweyte Rad, an dessen Welle die ungeschnittene Walze stecket.
6. Das Getrieb vom Griffräde.
7. Das Griffrad, so in die Gänge der Schraube ohne Ende eingreifet.

Stoß leicht voneinander sondern, sie zerfallen, und das Mehl dringet zum Loche heraus. Es ist also nicht nöthig, die Mehl-Säulen sich vorzustellen. U.

Die Lebens-Mittel.

8. Die Schraube ohne Ende.

9. Die Trommel, wovon sich das Seil abwindet.

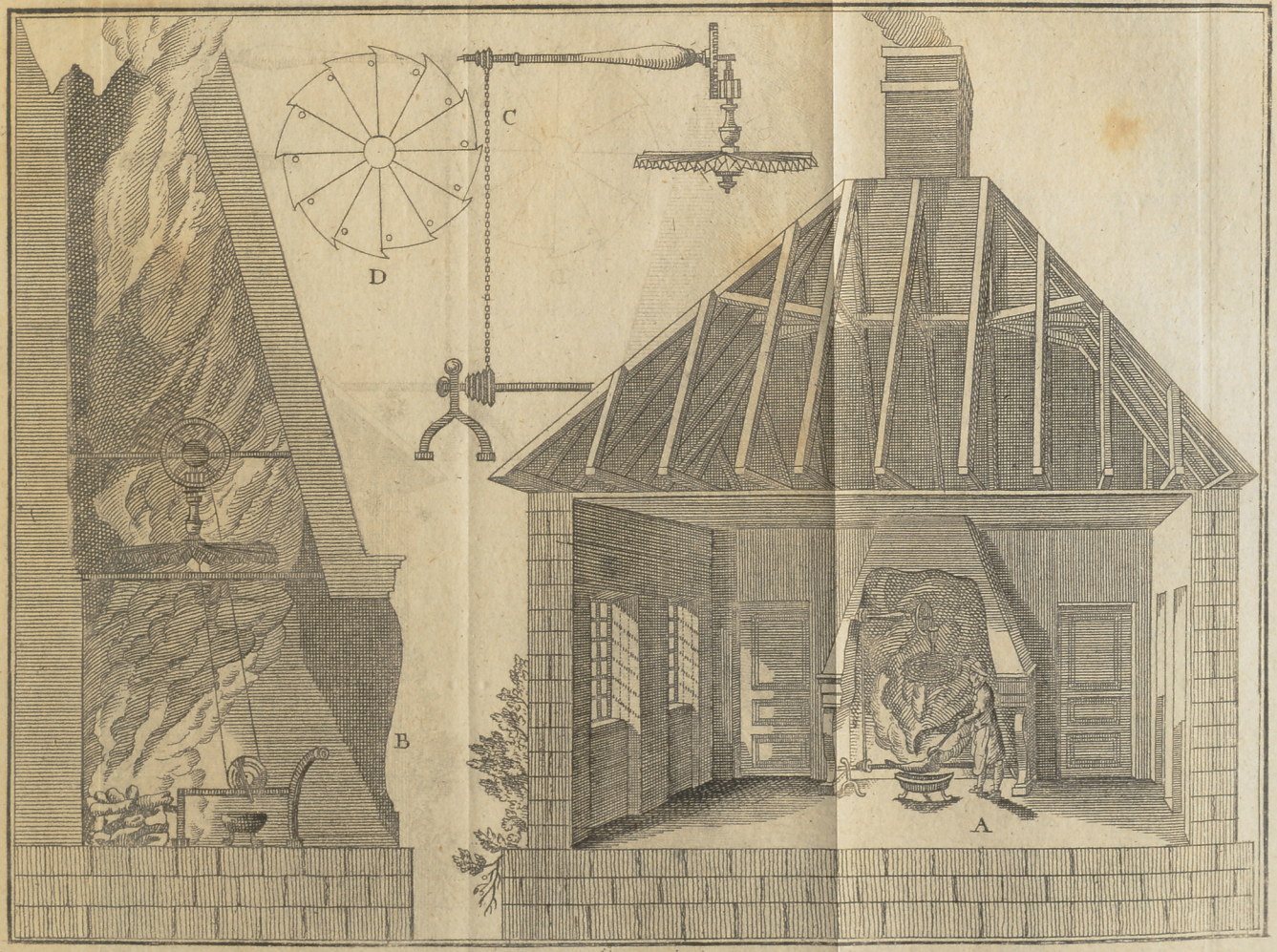
10. Der Windfang wird von der Walze der Schraube herumgedrehet, und vermindert die Geschwindigket der Räder, mehr oder weniger, nachdem seine Arme lang, und mit Bley stark beschwehret sind.

11. Das Gewichte.

12. Die eingeschnittene Walze mit ihrem Seile, welches die andere Walze mit dem Bratspiese herum treibet.

Es ist leicht auszurechnen, wie oft der Windfang umlaufe, ehe sich die Trommel einmahl umwälzet. Wenn das erste Rad, so die Trommel umdrehet, und das Seil abwindet, sechzig Zähne hat, und in ein Getriebe von zehen Stecken greifet, wird es einmal umlaufen, indem das zweyte Rad mit seinem Getriebe sechsmal herum kommet, weil die zehen Stecken des Getriebes sechsmal eingreifen, bis sie die sechzig Rad-Zähne durchkommen. Hat das zweyte Rad funfzig Zähne, und greift in ein Getriebe von fünf Stäben, so kommet das Griffrad zehenmal herum, bis das zweyte Rad einmal, weil fünfmal zehen erst funfzig machen. Nun lauft aber das zweyte sechsmal um, bis die Trommel einmal, folglich das Griffrad sechsmal zehen, oder sechzichmal so oft, als die Trommel. Hat das

Bratenwender den der Rauch treibet.



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0365
DFG

das Griffrad 50. Zähne, so durchlauft jeder Zahn einen Gang an der Schraube. Nun drehet jeder Gang die Walze, und folglich den Windfang einmahl herum, daher machet dieser funfzigmahl mehr Umlaufe, als das Griffrad, und 50. mal 60. oder 3000. gegen einen Umlauf der Trommel. Diese kan vier Zolle im Durchschnitte haben, und auf jedes Umdrehen die Länge eines Schuhes vom Seile abwinden. Hat nun das Gewichte zwölf Schuhe tief zu sinken, so lauft der Windfang unterdessen 36000. mahl herum. Der Bratspies wendet sich so oft um, als das zweyte Rad, an dessen Achse er befestiget ist. Nun kommet dieses sechsmahl öfter herum, als die Trommel, demnach drehet sich der Bratspies 72. mahl, bis die Trommel 12. und der Windfang 36000. mahl. Die Lebens-Mittel.

Das vierte Kupferblat.

Der Bratenwender, den der Rauch treibet.

A. Durchschnitt von dem vördern Theile eines Rauchfanges, wo der Bratenwender an seiner gehörigen Stelle stehet. Die Flamme treibet den Rauch, und dieser stösset die Falten des Deckels weg, die ihm überall im Wege sind. Er kan nicht weg-

Die Lebens-Mittel.

wegfahren, ohne sie zu bewegen. Sie laufen aber immer gegen einerley Seite weg, und drehen folglich auch die Achse herum, an welcher sie sämtlich als in ihrem Mittel-Puncte vereiniget sind. Die Achse nimmet ein Getriebe mit sich herum, und dessen Stäbe greifen in die Zähne eines Kammrades. An der Welle des Kammrades befindet sich eine eingeschnittene Walze, welche benebst ihrem Seile die gewöhnliche Würkung eines Bratenwenders verrichtet.

B. Durchschnitt eines Rauchfanges von der Seite, wobey die Quer-Stange zu sehen, woran die Achse des Deckels befestiget wird. Der Deckel ist von der Seite, und das Kammrad von vorne zu sehen.

C. Der Deckel und das Kammrad von der Seite.

D. Der Deckel von vorne.

Das Salz.

Da das Salz eine höchst nothwendige Sache für den Menschen ist, so gereichet es der Gesellschaft zum besondern Vortheile, wenn sie dasselbige leicht anschaffen kan. Wir haben bereits bemerket, auf was für Weise man das See-Salz bereite, indem man nehmlich das See-Wasser in gewisse sehr breite aber nicht tiefe und mit zäher Erde ausgeschlagene Gruben,

ben, leitet; dieses muß zu der allerheissesten Jahres-Zeit geschehen, damit die Heftigkeit der Sonnen-Hitze benebst der Luft und dem Winde, das schlechte Wasser zum Ausdampfen bringe. Hingegen das Salz, als das schwehreste, bleibet in der Grube zurücke, und schiesset in Crystallen. Die Natur beschenket auch diejenigen, welche weit vom Meere wohnen, mit Salze. Zuweilen findet man es in ungeheuer grossen Stücken unter der Erde, und man nennet es sodann Stein-Salz. Zuweilen findet man Wasser, welches seinen Weg über dergleichen Salzschichten nimmet und daher mit aufgelöstem Salze angefüllet ist. Dieses leitet man in gewisse Brunnen, schöpfet es heraus, und lässet das wilde Wasser am Feuer abrauchen, wornach das Salz zurücke bleibet. Die Lebens-Mittel.

Nachdem aber die Wälder anfiengen allmählig lichter zu werden, suchte man das Holz nach Möglichkeit zu ersparen, und brachte es damit in den Gradir-Häusern sehr weit, indem heutiges Tages 7000. Tonnen (*) Salz, jede von 650. Pfunden

(*) Toneaux, ou muids. Ein Muid hat in Frankreich 12. Sextiers, 24. Mins, 48. Minots, 96. Boisseaux. Ein Boisseau Salz wieget 25. Pf. folglich ein Muid, 2400. Pf. Wie der Herr Verfasser bey Erzählung der Aus-

Die Lebens-Mittel.

den am Gewichte, mit 5000. Klaftern (cordes) Holz gesotten werden, da man vorhero 32000. dazu brauchte. Wer die Gradir-Häuser erfunden habe, weis man nicht, das älteste ist bey dem Salzwerke zu Sulz, auf dem Wege von Straßburg nach Maynz zu sehen. Es ist eine auf allen Seiten offene Halle, welche von der Sohl-Kufe oder von dem Behältnisse des Salz-Wassers, bis an das Dach, 20. bis 25. Schuhe hoch, und nachdem das Wasser viel oder wenig Salz in sich hält, in wenige oder viele Abtheilungen oder Traufwerke unterschieden ist. Diese Traufwerke sind nichts anders als der Raum zwischen zweyen Dach-Sparren, den man mit Reis-Holze schläget. Die Sohle wird aus den Salz-Brunnen geschöpfet, in die Sohl-Kufe in der Halle geleitet, von da mit Pumpen oben auf das erste Traufwerk getrieben, und daselbst in Tröge von 4. 5. Zollen in die Breite und eben soviel in

Ausgaben eines Pachters selbst angiebet, da er ein Minot Salz auf 50. Pf. rechnet. Indem er nun gegenwärtig 650. Pf. für ein tonneau ou muid de Sel ansetzet, so wird eigentlich ein Tonneau vielleicht nur der vierte Theil von einem Muid seyn, und der hier angeführte Ueberschuß von 50. Pf. etwa von der unterschiedenen Schwere des Salzes herrühren. U.

in die Tiefe vertheilet. Diese Tröge stehen nach der Länge des Gebäudes, und haben von sechs zu sechs Zollen kleine Oeffnungen, woraus die Sohle auf das Reisig tröpfelt. Indem sie nun von einem Reise auf das andere fallen muß, wird sie in ungemein kleine Tröpfgen zertheilet, und das wässerigte leichte Wesen wird von der Luft weggeführet. Dieses Ausdampfen gehet noch geschwinder von statten, wenn ein frischer Wind durch die Reiser bläset, und das wilde Wasser wegen der Leichtigkeit desselbigen, mit sich davon führet. Die übrige Feuchtigkeit, mit welcher das Salz genau verbunden ist, tröpfelt von einem Reise auf das andere, und endlich von dem Traufwerke herab, in die deswegen untergesetzte Pfannen. Aus diesen wird die Sohle mit Pumpen auf das zweyte Traufwerk getrieben, damit noch mehr Wasser wegdampfe, und die Sohle noch kräftiger werde. Auf diese Weise kommet sie bis auf das sechste und siebende Werk, und es wird ihr das wilde Wasser, immer mehr und mehr benommen. Bey warmen Wetter kan dieses innerhalb drey Tagen geschehen, und ein Pfund Wasser, welches eine beliebige Menge Salz, als etwa ein Quint in sich hatte, kan 20. 25. ja 30. mahl so viel halten, wenn es in die siebende

Die Lebens-Mittel.

bende Pfanne kommet, wornach es gesotten, und das Salz zu gute gemacht wird.

Die Kleidung des Menschen.

Eilfte Unterredung.

Die Kleidung.

Es giebt viele Thiere, welche sich gleich dem Menschen eine Wohnung verfertigen. Aber die Geschicklichkeit Kleider zu verfertigen, kommet nur ihm alleine zu. Die allgemeine Erfahrung lehret uns, daß alle gesittete Völker zu allen Zeiten, die Gewohnheit bekleidet zu gehen, als eine unvermeidliche Pflicht des Wohlstandes ansahen, auch sodann, wenn die reine Luft und die gemässigte Witterung ihres Landes, die Verhüllung des Leibes nicht erforderte. Der Mensch wird ohne Zweifel, durch die ihm beywohnende Vernunft, und Empfindung seiner innerlichen Verderbniß bewogen, seine Blösse mit Felle und allerley Gewande zu verdecken. Doch die Vernunft wäre nicht allein im Stande gewesen, eine dermassen gleichförmige Gewohnheit einzuführen. Weder die Einfälle des

menschen

menschlichen Witzes, noch die Vernunft-Schlüsse der Weltweisen, sind jemahls im Stande gewesen, alle Völker an einerley Weise zu gewöhnen. Die Gewohnheit bekleidet zu gehen, hat einen höhern Ursprung. Alles was der Eigensinn und der verkehrte Sinn der Menschen hiebey that, war dieses, daß sie die Regel nach ihrer Art untersuchten, und zuweilen trachteten, sich von ihrer Verbindlichkeit loßzumachen. Wir sehen auch, daß bey den Völkern, welche sich von dem alten Gesellschafts-Körper getrennet haben, die Begriffe von dieser Schuldigkeit sehr geschwächet worden, und endlich ganz untergegangen sind. Es ist demnach mit der Kleidung eben also beschaffen, wie mit den Opfern und Gottesdienstlichen Versammlungen; sie haben sämmtlich eine gemeinschaftliche Quelle, und sind eben so alt als die Welt. Die Kleidung.

Alle diese Gebräuche konnten auf keine andere Weise auf die unzählbare Nachkommenschaft des Adams fortgepflanzet werden, als durch sein eigenes, und seiner Kinder Beyspiel. Sind ja einige seiner Abstämmlinge mit der Zeit davon abgegangen, so muß man sich darüber eben so wenig verwundern, als daß sie nach ihrer Trennung von den übrigen in eine schreckliche Wildheit verfallen sind. Die Gesellschaft verschaffet dem Menschen nicht

Die Kleidung.

nur, was er zur Unterhaltung seines Leibes bedarf, sondern sie lehret ihn auch vernünftig leben.

Die Schrift erzählet uns den Ursprung der Kleider. In dem allerersten Welt-Alter bedurfte man ihrer nicht, sie wurden nur nothwendig durch die Verordnung des Schöpfers, welche sich auf die Verderbniß des Menschen gründete. (*) Alle berühmte

(*) GOtt machte den ersten Eltern Kleider von Fellen, nicht ihrer innerlichen Verderbniß wegen, sondern weil er sie aus dem Paradiese, als einem Orte von höchst gemäßigter Luft und Witterung stiesse, und in eine andere Gegend versezte, wo Dornen und Disteln wuchsen, und der Acker im Schweisse des Angesichtes muste gebauet werden, das, ist, wo ungleiche Witterung Hitze und Frost den menschlichen Körper bekriegeten. Der Ursprung der Kleider ist keinesweges der Wohlstand, sondern die dringende Bedürfniß. Es wäre dem Schöpfer ein leichtes gewesen, die ersten Menschen, statt der Thier-Felle mit einem zierlichen Ornate zu behängen. Er wollte ihnen aber lehren, daß die Kleider zur bedürftigen Bedeckung des Leibes dienen sollten Diese Lehre schärfet die Vernunft, welche vom Schöpfer herrühret, allen Völkern ein. Die sogenannte gesittete Völker, sind eben diejenigen, deren Sitten durch Wollust und Uebermuth verdorben sind. Alle übrige, die der natürlichen Einfalt folgen, richten ihre Kleidung nach

rühmte Völker, davon wir Nachricht haben, richteten ihre Kleidung ein, wie es ihre Empfindung von Hitze und Frost erforderte, und behielten zugleich eine unveränderliche Ehrerbietung vor den Wohlstand. Die Gesetze der Bedürfniß verändern sich, aber die Gesetze der Erbarkeit verändern sich niemahls. Die Kleidung.

Sehen wir um uns, so erblicken wir

nach der Beschaffenheit von der Witterung ihres Landes ein, ist selbige gemäßiget, so gehen sie leicht bekleidet, oder meist nackend. Dieses ist keine Barbarey, sondern ein Befehl der Vernunft. Denn sie ärgern sich an ihrer Blösse eben so wenig, als wir an einem Pferde das keine Decke aufliegend hat. Den sogenannten Wohlstand hat nicht die Vernunft, sondern die wunderliche Einbildungs-Kraft der Menschen hervorgebracht, welche mehr Lust an Comödianten hat, als an vernünftigem Bezeigen. Was die Vernunft verordnet, wird zu keiner Zeit weder abgeschmackt noch lächerlich. Warum werden es denn die Gebräuche des Wohlstandes von einer Zeit zur andern? Die Griechen hielten es dem Wohlstande zuwider, daß die Reit-Pferde ihrer Kayser mit blossen Füssen vor den Augen der ganzen Stadt Constantinopel erscheinen sollten, darum zogen sie ihnen seidene Strümpfe an. Dieses kommet uns lächerlich vor. Es ist aber noch viel lächerlicher, wenn man Völker für Barbaren schilt, weil sie in ihrer Kleidung dem Ausspruche der Vernunft folgen.

Die Kleidung.

zahlreiche Gesellschaften, welche bemühet sind solche Materien aufzusuchen und zu sammeln, woraus man allerley Gewebe verfertigen kan, das den Bewegungen des Leibes nachgiebet. Noch andere, geben ihnen eine hiezu dienliche Gestalt.

Bisher hat man auch mit den allerbesten Vergrösserungs-Gläsern noch nicht deutlich sehen können, worinn eigentlich der Bau der Fäsergen und Saft-Gefässe bestehe; woraus die Häute der Thiere zusammen gesetzet sind, und wodurch sie geschickt werden, sich in die Länge und Breite auszudehnen, zusamm zu ziehen, der Gewalt zu widerstehen, und von dem Drucke sich wieder herzustellen. Man weis eben so wenig, wie dieses zugehe, als man die Beschaffenheit und Würkungs-Art des Saftes weis, welcher benebst den Nerven alle Muskeln in Bewegung bringet. Doch, wiewohl uns die Ursache unbekannt bleibet, so sehen wir doch die Würkung der Fasern und Bänder, woraus die Haut eines Thieres bestehet: Sie machen nemlich den Balg beweglich, also, daß er nicht nur das Thier gegen äusserliche Verletzungen beschirmet, sondern auch die Hurtigkeit der Glieder im geringsten nicht hindert.

Diesen gedoppelten Vortheil hat sich der Mensch gleichfalls durch mancherley Gewe-

Gewebe verschaffet, womit er seinen Leib nach Erforderniß der Witterung bald mehr bald weniger verhüllet, und doch dabey die Freyheit behält, seine Glieder nach Belieben zu gebrauchen. Die Kleidung.

Die Geschmeidigkeit und Dichte seiner Kleidung, ist eigentlich zu reden nicht sein Werk. Es rühren diese Eigenschaften von der ursprünglichen Beschaffenheit der Materien her, welche er gebrauchet. Sie entstehen aus der Festigkeit, aus der Dehnungs-Kraft und der damit verknüpften Beugsamkeit, der Borsten, der Wolle und der Haare von Thieren, oder der Seide gewisser Raupen, oder der Fäden, die man aus gewissen Rinden ziehet, oder der Flocken, die man aus den Hülsen gewisser Baum-Früchte nimmet. Der Mensch urtheilet und wählet, was zu seiner Kleidung tauglich sey, aber die Vortreflichkeit der Materien war in selbigen schon würklich vorhanden, ehe er an eine Wahl gedachte. Derjenige, welcher sie in unsere Hände giebet, verbirget zwar ihr innerliches Wesen vor unsern Augen, er lässet uns aber ihren Nutzen einsehen, und belohnet den Fleiß, den wir daran wenden, mit einem erwünschten Erfolge. Stof der Kleider.

Weil die Häute der grossen Thiere zu steif, und die andern zu klein sind, so müste man entweder allzuviele Thiere erlegen,

Die Kleidung. wenn sich die ganze Gesellschaft auf diese Weise kleiden wollte, oder man würde wegen des steifen Wesens der grossen Haute allzuviele Unbequemlichkeit empfinden. (*) Derowegen erblickte die Vernunft endlich die Mittel, welche GOtt gegen diese gedoppelte Beschwehrlichkeit bereitet hatte.

Die Madratze. Den ersten Anfang zu Verfertigung einiger Zeuche, machte der Mensch, mit der Madratze, und folglich mit dem Filze. Die Madratze bestehen aus Haaren oder Wolle, die man entweder mit natürlichen Fäden, als etwa mit langen Haaren, oder mit durch Kunst bereiteten Fäden, von einer Weite zur andern durchsticht und zusammen heftet. Indem die Madratze, wenn man sich damit zudeckte oder darauf legte, filzigt und feste wurde, gab sie Anleitung zu Verfertigung des Filzes.

Der Filz. Dieser bestehet aus Schichten von Wolle oder

(*) Gleichwohl hat der Schöpfer selbst Thier-Häute zu Kleidungen der ersten Menschen gewählet. Man könnte oft noch allerley von solchen Völkern lernen, die man für barbarisch schilt. Die Calmucken wissen die Pferde-Häute ohne sonderliche Mühe eben so geschmeidig zu machen, als das feinste Tuch. S. Opitzens Beschr. s. Gefangens. Ein gleiches thun die Lappen mit den Renthier-Fellen, u. s. w.

oder Haaren, die man mit Fette oder Leime anfeuchtet, dadurch sie ihr steiffes strauchtes Wesen verliehren, und sich so feste in einander hängen, daß sie nimmermehr losgehen, sondern einen beynahe allenthalben gleich dichten, und einigermassen geschmeidigen, Cörper ausmachen. Die Kleidung.

Die Madratze, welche man leicht ausbessern kan, kam an die Stelle der Thier-Häute, um dem Menschen seine benöthigte Ruhe zu schaffen. Mit der Zeit gab die Erfindung mehrerer Zeuche Gelegenheit, die Madratze, vermittelst eines guten Ueberzuges, vollkommener zu machen. Daher kamen hernach die abgenäheten Decken, und die Pelze, welche warm halten, ohne durch ihre Schwehre beschwehrlich zu fallen. Wir haben in diesem Stücke nichts vollkommeners als den Watt. Dieses ist ein Rauchwerk oder Art von Pelz, der von einer gewissen ungemein feinen Wolle verfertiget wird, die man aus den Hülsen einer gewissen morgenländischen Pflanze nimmet. Man suchet dergleichen mit Wolle, Baumwolle und Seidenflocken nachzumachen. Hingegen das wollichte Wesen, das die Disteln und einige andere Pflanzen an sich haben, hat man bisher nicht für tauglich dazu gehalten, weil sie, wie man vorgiebet, allzuschlaff sind.

Wiewohl man aus dem Filze bisweilen auch Der Hut.

Die Kleidung.

auch Mützen und Schuhe verfertiget, so dienet er doch bey uns gemeiniglich zu nichts anders als zu Hüten. Mein Werk ist jetzo nicht zu untersuchen, (*) warum wir

(*) Warum nicht? Ist doch dieses nebst dem dreymahligen Aufstulpen der Hüte, nichts anders als eine Folge des Wohlstandes, welchem der Herr Verfasser vor einem Augenblicke das Wort so stark geredet hatte! Unterdessen, ob gleich viele Leute nicht den geringsten Nutzen noch eine Ursache haben, daß sie ihren Hut dreymal aufstülpen, sondern vielmehr es ihnen zur Unbequemlichkeit und zum Schaden gereichet, folglich der Herr Verfasser in so weit recht hat, sich darüber aufzuhalten, so war doch eine Ursache da, welche das Aufstülpen bey gewissen Leuten nothwendig machte. So lange man im Kriege das Haupt mit Helmen und Pickelhauben bedeckte, trug man die Hüthe rund. Da aber jene abkamen, war die Runde dem Reuter an Führung seines Schwerdtes, und dem Musquetier am Tragen des Gewehrs und im Exerciren hinderlich. Derowegen stülpte man erst beede Seiten auf. Als nachgehends das Granaten-Werfen dazu kam, wurde das hintere Theil ebenfalls aufgeschlagen, um die Flinte desto leichter über den Kopf auf die Schultern zu bringen. Hieraus ist endlich die künstliche dreyeckigte Gestalt entstanden, und von jedermann seinem Hute gegeben worden, ob er gleich weder den Pallasch zu schwingen, noch eine Flinte zu tragen, noch Granaten zu wer-

wir uns einer dicken Mütze bedienen, und solche recht tief über die Ohren ziehen, wenn wir zu Hause hinter dem warmen Ofen sitzen, und warum wir hingegen den Hut unter den Arm nehmen, wenn wir in die freye Luft gehen. So gehöret auch zu unserm Vorhaben noch ferner nicht, an diesem Orte auszumachen, ob diese Kopf-Decke, welche vor Zeiten rund, und als ein wahrhaftiger Regenschirm aussahe, heutiges Tages aber dreyeckigt ist, und das Wasser hinten und vorne auf die Kleider rinnen lässet, ein wohlausgedachter Zierrath sey. Noch weniger will ich mich darum bekümmern, warum ein nach der Mode aufgestülpter Hut, den Mahlern so schwehr zu treffen falle, daß sie meistentheils nicht einmahl den Umriß recht vorstellen können. Wir sind nun einmahl gewöhnet einen Hut mit drey Ecken zu sehen, und wir wollen jetzo nur bey seiner Verfertigung bleiben. Die Kleidung.

Gemeiniglich nimmet man Lamms-Wolle mit dazu, welche für unsere meiste Gewebe nicht Stärke genug hat. Man kan auch Hasen- und Kaninchen-Haare

werfen hatte. Uebrigens ist bekannt, daß man hernach die Hüte bey den Granadiren gar abschaffte, und eine neue Bedeckung des Hauptes für sie ausdachte. A.

Die Kleidung.

dazu gebrauchen, es seye dann, daß es die Gesetze bey Verfertigung seiner Hüte verböten, um die Handlung unserer Colonie in Canada desto besser zu unterstützen, welche uns eine weit bessere Materie zum Hutmachen überschicket, und ausser deme wenig hat, was sie gegen die von uns erhaltene Waaren, mit Vortheile vertauschen könnte. Man mischet auch nach Belieben die Flocken oder die wollichte Haare des Straussen darunter, ingleichen Cameel- und einige andere Haare. Doch das vornehmste, sind die feinen Bieber-Haare, welche die Haut dieses Thieres unmittelbar bedecken, und wovon man die hervorstechenden langen Haare fleißig absondert, weil sie allzustraubicht und hart sind. Zu feinen Hüten nimmet man ein Drittheil trockene Bieber-Haare, worauf der Canadenser nicht geschlaffen hat, und zwey Drittheile fette: denn, wenn der Wilde die Bieber-Häute lange Zeit statt eines Unterbettes gebrauchet hat, werden die Haare desto linder, und lassen sich leichter filzen.

Das Hutmachen.

Nun sollte ich noch sagen, wie man die Bieber-Haare reisser, oder cartätschet, wie man sie mit dem Wollbogen schläget, damit die Haare sich auseinander geben, springen, und auf einer Horte allenthalben gleich dick zu liegen kommen; wie

sie

sie gefachet oder in Fache eingetheilet werden, welches nichts anders als drey- eckigte Haarschichten sind; wie man die Fache filzet, indem man sie unter dem Filzbleche presset, hernach unter einem nassen Tuche tritt; wie man aus vier, an ihren Rädern angestückten Fachen, das Trichter-förmige Werk verfertiget, so man einen Filz nennet: Wie man diese hernach auf der abschüßigen Walk-Tafel walket, wobey er, so oft es nöthig, in einen Kessel voll heisses Wasser, worunter Wein-Hefen gemischet, getauchet wird; Was über die Forme oder den Stock schlagen heisse; wie man den Filz ausschoppe, indeme man die schwachen Orte stärker mit Haaren füttert, als insonderheit in der Gegend wo die Schnur herumgezogen, und der Käsemodel vom Rande unterschieden wird. Alle diese Verrichtungen benebst dem Färben des Hutes, dem Steiffen, oder Leimen desselbigen, ingleichen dem Glänzen und Strichgeben, sind sehr leicht zu begreifen. Findet sich ja in meiner Beschreibung hin und wieder einige Dunkelheit, so geschiehet es deswegen, damit sie sich bey dem ersten besten Hutmacher diesfalls weiter erkundigen sollen. Ich habe ihnen die Kunst-Wörter nach der Ordnung hergesetzet, der Meister wird ihnen kurze und gute Anmerkungen darüber machen. Der

Die Kleidung.

Die Kleidung. Das Netz.

Der zweyte Zeuch, den der Mensch erfande, war das Netz. Dieses Gewebe ist künstlicher als das vorige, und wird mit grosser Ordnung zusammen gesetzet. Es bestehet aus vielen Fäden oder Schnüren, welche an eine gemeinschaftliche Linie nebeneinander gehangen, oder in einer Reihe jede besonders angeknüpfet, und hernach schrägs durcheinander geschlungen werden, entweder in Gestalt eines blossen Gitterwerkes, oder auf andere, künstlichere Weise. Wenn diese Schnüre ihres Ortes selbst, aus wohlgeflochtenen Fäden bestehen, diese Fäden mancherley Farben haben, und die Schnüre nach einem ordentlichen Muster mit verschiedener Abwechslung, zu zweyen bis dreyen überschlagen und verknüpfet werden, so entstehen nicht nur mancherley Schattirungen, sondern auch wohlabgemessene Züge und Figuren.

Diese Arbeit, welche am Fischer-Netze in ihrer größten Einfalt erscheinet, wird mit mehrerer Kunst auf unterschiedliche Weise, bey Leibbinden, Kniebändern, Borten, Gold-Beuteln und Münzen angewendet; Ingleichen bey Flechtwerke, es sey nun von Stroh oder Weiden; am allersinnreichesten aber bey Spitzen oder Kanten. Wir dürfen uns meines Erachtens hiebey nicht aufhalten, weil wir uns nach denjenigen Erfindungen des Menschen umsehen,

hen, die seine Blösse in der That bedecken. Die Kleidung.

Dafür finden wir eine recht schöne an der dritten Gattung von Zeuchen, womit er die Zahl der vorigen vermehrete, nemlich an der gestrickten Arbeit, oder dem Gewebe von Maschen, das mit Nadeln von Silber, Meßing oder Stahle verfertiget wird. Die Masche ist eine sehr schöne Erfindung: Wiewohl sie wenig Kunst erfordert, so lässet es sich doch, weder mit Worten recht beschreiben noch im Kupferstiche eigentlich vorstellen, wie sie geknüpfet wird. Das beste ist, daß man es leicht kan zu sehen bekommen, und woferne es uns schwehr zu begreifen fället, wie eine neue Masche durch eine bereits fertige könne gestecket werden, so finden wir überall Personen, die es uns auf das geschickteste zeigen, und mit der angenehmsten Manier erklären. Das Stricken.

Die vierte Art von Zeuchen, und zugleich auch die nützlichste Erfindung, die wir haben, ist das Gewebe, welches aus dem Zettel und Eintrage bestehet. Das Weben.

Der Zettel ist der Grund von dem ganzen Zeuche. Er bestehet aus langen gedreheten Fäden, die man auf dem Stuhle, das ist an dem Web-Gerüste aufziehet, und davon einige in die Höhe, einige herab wechseln, folglich einen leeren Raum zwi-

Die Kleidung.

zwischen sich lassen, durch welche ein anderer Faden, den man Eintrag oder Einschuß nennet, vermittelst des Weberschützens, gezogen wird, dieses Werkzeug hat zwey spitzige Enden, und die Gestalt eines Schiffgens. Alle vorhero erwähnte Zeuche sind in Vergleichung mit dem gegenwärtigen entweder zu grob und schwehr, oder zu weitschichtig, oder zu mühesam und langweilig. Das Gewebe aus Zettel und Eintrag erfordert keine grosse Zeit zu seiner Verfertigung; man kan es am besten zu allerley Gebrauche anwenden; und nach Beschaffenheit der Witterung, gleichwie auch, nach dem Belieben einer jeden Person, oder eines Volkes auf gar mancherley Weise verändern. Dahero kommet die beynahe unendliche Menge von ganz unterschiedenen Gattungen des Gewebes, bey Tüchern, Leinwand, Etamin, Sarsche, Camelot, Taffend, Damast, Sammet, und viel anderer Zeuchen, welche, was ihre Namen betrift, eben so vielen Abwechslungen unterworfen sind, als die Materie und die Mischung der Fäden, woraus sie bestehen

Was man weben kan.

1. Die Materien, welche man spinnen, und auf dem Stuhle weben kan, bekommen wir von gewissen Pflanzen oder Thieren. Der Hanf, der Lein, die Nessel, die Aloe und andere in Indien bekannte Gewächse

wachse liefern uns eine Gattung von Bast, oder faserigte Rinden, die man von dem spröden holzigten Wesen, welches sie an sich haben, durch das Rösten, oder Einweichen in Wasser, und hernach, durch das Brechen, reiniget. Sodann werden sie öfters durch die Hechel gezogen, damit man sie spinnen, weben und bleichen kan. Gebleichet kan entweder das Garn, oder das Gewebe werden, wenn man es in die freye Luft und in den Thau leget, oder mit Wasser besprenget. Die kleinen Wasser-Tröpfgen lösen den anklebenden Schmutz auf, und führen ihn bey ihrem Wegdampfen mit sich davon. Die Kleidung.

Wiewohl es viele Pflanzen giebt, deren Saamen in sehr zarten Flocken eingehüllet liegt, welche man zu Watten verarbeiten, oder gar verspinnen könnte, so ist uns doch bis jetzo bloß der Gebrauch von zwey bis dreyerley Baumwolle bekannt. Vielleicht finden wir mit der Zeit und durch fleißiges Nachforschen noch mehrere Arten auf andern Pflanzen. Baumwolle.

Die Seide, welche wir von einer Raupe, oder dem mit Unrecht also genannten Seidenwurme bekommen, ist von zweyerley Gattung, entweder gute oder Floret-Seide. Die gute Seide wird von den Püpgen abgewunden, und bedarf weder Kartätschens noch Spinnens: Man darf Seide.

nur

Die Kleidung. nur die Fäden auslesen, sortiren, acht, zwölf oder vierzehen Enden zusamm nehmen, und am Haspel zu Strähnchen aufwinden, nachdem das Gewebe dicht werden oder sonst beschaffen seyn solle. Es giebet allerley Arten die Seide zu haspeln, zu zwirnen und zu drehen.

Rohe Seide. Windet man die Seide von den Häusgen ab, ohne sie in heisses Wasser zu werfen, so nennet man sie rohe Seide. Dergleichen ist die schöne Seide, die wir aus der Levante und aus Indien erhalten. Man nennet gemeiniglich, wiewohl höchst unrecht, rohe Seide, was man in Europa von denen vom Wurme durchbohreten, oder zur Brut aufgehobenen Häusgen bekommet, welche man nicht abwinden noch aufhaspeln kan, sondern zuvor kartätschen, und hernach am Rocken spinnen muß.

Abgesottene Seide. Die abgesottene Seide ist diejenige, welche man im heissen Wasser von den Häusgen abwindet. Auch nennet man diejenigen also, welche im heissem Wasser ausgelauget, mit Seiffe gewaschen, und kalt in Alaun-Wasser gebeizet worden, damit sie zum Färben tüchtig seyn möge. Das heisse Wasser beschleuniget die Seiden-Arbeit, es mag ihr vielleicht auch den Glanz so sonderlich nicht benehmen, es nimmet ihr aber die Stärke und das steife Wesen. Daher entstehet die Verdrüßlichkeit

lichkeit, daß man sie mit der rechten Asia- Die Klei-
tischen rohen Seite nicht vermischen darf, dung.
denn sie würde neben ihr brechen, oder wegen der beederseitigen ungleichen Ausdehnung sich knittern. Diese Ungleichheit, macht alle Vermischung von roher und abgesottener Seide verdächtig, und wir werden bey Verfertigung der wollenen Zeuche sehen, daß man auch bey diesen äusserst darauf bedacht sey, Zettel und Eintrag zu einer gleichen Ausdehnung zu bringen, und sie gleichsam nach einem Tone zu stimmen.

Die Floret-Seide ist eigentlich das flo- Die Flo-
ckichte Wesen, das man um die Häusgen retSeide.
der Seiden-Würme unordentlich hergewirret findet, und unter die Cartätsche bringet, damit es sich spinnen lasse. Hiezu kommet noch der Abgang, die abgerissenen kurzen Trümmer, ingleichen, was sich nicht abwinden lässet, was verwirret ist, oder aus dem Kessel zusamm gesuchet wird, nicht weniger die von Natur mit einem Leime oder Gummi überzogene Seide, worunter das Wurm-Püpgen unmittelbar lieget. Diese letztere muß vorher in Wasser geweichet, und ihr der Leim benommen werden, ehe man sie unter die übrige Floret-Seide mischen, und durch die Cartätsche ziehen kan.

Die Kleidung.

Vermittelst dieser Zubereitung, lässet sich die kurze Floret-Seide zwar ganz gut spinnen, und in lange Fäden zusamm drehen. Allein es haben solche die Schönheit und den Glanz bey weitem nicht, womit die von der Natur bereitete lange Fäden der guten Seide prangen. Doch diese Ungleichheit bringet allerley Nutzen, und verursachet, daß man Zeuche für Käufer von allerley Stande und Vermögen verfertigen kan.

Es giebet noch mehrere Raupen, deren Gespinnste man gebrauchen könnte. Im Jahre 1734. wandte man in dem königlichen Kräuter-Garten das Gespinnste der schönen Birnbaum-Raupe ab, welche auf dem Rücken mit kleinen blauen Knöpfgen gezieret ist, die man für Türkische ansehen sollte. Die Seide war stärker und glänzender als die gewöhnliche, dabey aber in geringerer Menge und schwehrer abzuwinden. Vielleicht wäre das beste, wenn man sie vorhero in Wasser aufweichete, und benebst der Floret-Seide cartätschte. Allem Ansehen nach, würde man auf diese Weise eine Materie bekommen, welche eben so fest als Pferde-Haare, und zugleich so glänzend und geschmeidig als Seide wäre.

Man möchte gedenken, wir sollten uns lieber nicht allzusehr auf den Seiden-Bau legen, zumahl ausserhalb den südlichen Land-

Landschaften von Frankreich, weil der Gebrauch dieser schönen Waare endlich zu stark überhand nehmen, und die Wolle in Abnahme bringen möchte, welche doch dem Landmanne und den Besitzern der Land-Güter zum grösten Vortheile gereichet. Es ist dieses auch in der That zu befürchten, und nicht mehr als ein einiges Mittel dagegen übrig. Wir müssen nemlich unsere Allmosen dergestalt anwenden, daß sie die Belohnung einer allgemeinen Arbeit werden; folglich der gemeine Mann sein gutes Auskommen habe, und sich Kleider und Bett-Geräthe von Wolle anschaffen könne. Sodann wird diese nützliche Waare allezeit stark genug abgehen, und unsere Lust zu glänzenden Zeuchen wird dem Staat gar nichts schaden, sondern vielmehr einen andern Zweig der Handlung blühend machen, welche man niemahls zu sehr ausbreiten und unterstützen kan. Die Kleidung.

Diese Haare der Thiere sind ohne Zweifel am leichtesten zu bekommen, werden auch zur Kleidung am gewöhnlichsten verbrauchet. Die Bieber-Haare, die Strauß-Flocken, die Haare vom Cameele, ingleichen von den Ziegen in Asien und Africa, benebst der Vigogne oder Peruvianischen Schaaf-Wolle, machen nur den kleinesten Theil dieses reichen Vorrathes. Die Wolle

Die Kleidung.

Die Wolle unserer gemeinen Schafe, und das Leder verschaffen uns den allerbesten Schutz gegen die Heftigkeit der Witterung.

2. Die Mannigfaltigkeit aller dieser Materien, wird dadurch ungemein vergrössert, weil eine jedwede besondere Gattungen hat, und weil man sie auf allerley Weise geschickt miteinander vermischen kan. Die Beschaffenheit der Wolle ist nicht in allen Ländern einerley. Sie wird nicht auf einerley Weise zubereitet, noch weniger auf einerley Weise ausgelesen. Die Segovische Wolle hat allezeit den ersten Rang, gleichwie überhaupt alle Wolle aus Castilien, Estremadura, Andalusien, und den übrigen Spanischen Ländern, wiewohl sie ebenfalls verschiedene Grade der Güte hat. Den zweyten Rang bekommet die Englische Wolle. Den dritten die Wolle aus Languedoc und Berry. Da es den Engelländern auf das schärfeste verboten ist, ihre Wolle aus dem Lande zu führen, und der Schleich- oder Contrebande-Handel gar zu grosse Gefahr bringet, so ist sie bey unsern Französischen Arbeitern ganz abgekommen. Sie verarbeiten entweder die neue Segovische Wolle, oder sie vermischen selbige mit anderer Spanischen Wolle, gleichwie auch sowohl diese als jene mit der Berrischen, oder mit ande-

Gattungen der Wolle.

anderer. Hierdurch sind sie im Stande, sowohl Sommer- als Winter-Zeuche für alle Gattungen der Käufer, und zwar eben so gut als unsere Nachbarn zu verfertigen. Die Kleidung.

Die Spanische Wolle wird in drey Sorten getheilet, in die feine, mittelmässige und geringe. In Frankreich nennet man die zarte und langhärigte, die feine (haute laine); hingegen die kurze, straubigte, die sich nicht gut spinnen lässet, die schlechte, (basse laine).

Einem Petit-Maitre möchte es vielleicht abgeschmackt vorkommen, wenn er von dergleichen Dingen reden höret, weil er nur die Narrens-Possen für etwas vernünftiges hält. Vielleicht verachtet sie auch mancher sogenannte Bel Esprit im innersten Grunde seines Herzens, und nimmet es übel, daß man so niederträchtige Sachen erwähne, gegen einen Mann, wie er ist, der die dunkeln Stellen in Rabelais erläutert, und Anmerkungen über des Vaugelas Sprach-Kunst geschrieben hat. Es machen sich aber Gelehrte, die etwas gründliches verstehen, und Männer, welche die wichtigsten Aemter mit Ruhme verwalten, eine Ehre daraus, wann sie eine Wissenschaft von den allgemeinen Beschäftigungen der Gesellschaft besitzen, und den guten Fortgang derselbigen auf einige Weise be-

Die Kleidung.

fördern können. Dasjenige, womit sich Colbert sehr oft beschäftigte, dürfen wir kecklich als etwas wichtiges und edles betrachten, und der menschliche Verstand wird sicherlich nicht beschimpfet, wenn er eben dergleichen Materien untersuchet als Reaumur.

3. Nimmet man die einige lange Seide aus, als welche von Natur schon aus Fäden bestehet, und nur gedrehet oder gezwirnet werden darf, so muß alles, was man weben will, vorhero an der Spindel, oder am Spinnrade oder am Wollrade zu Fäden gezogen werden. Damit aber solches geschehen könne, muß man entweder die Hechel oder die Cartätsche zu Hülfe nehmen, welche beede Werkzeuge ganz unterschiedene Würkungen verursachen.

Die Hechel.

Vermittelst der langen und vielen eisernen Spitzen der Flachs-Hechel oder Wollkämme, welche Reihenweise auf einem kleinen Brette von etwa einem Schuh in die Länge und sechs biß sieben Zollen in die Breite, stehen, reiniget man die langen Haare von den kurzen, und von allem beygemischten fremden unnützen Zeuge, indem man sie zum öftern durchziehet, und also in Ordnung bringet. Sollten die Spitzen an etwas hartes stossen, und stumpf werden, oder sich umlegen, so hilft man ihnen mit der Feile, oder man richtet sie mit einer blecher-

blechernen Röhre wieder gerade. Die Cartätschen sind eigentlich nichts anders als zwey Hecheln, welche man durcheinander ziehet; Auf diese Weise werden die Haare, so in jeder Hechel stecken, ausgewirret, und ordentlich nicht nur neben- sondern auch übereinander geleget, mithin geschickt gemachet, daß sie sich zusamm drehen und spinnen lassen. Die Kleidung. Die Cartätsche.

Man pfleget sehr oft die Wolle vorhero zu färben, ehe man sie unter die Kämme oder Cartätschen bringet. Andere verarbeiten sie lieber wie sie ist, und färben hernach das Garn oder den Zeuch. In dem ersten Falle wieget man den Arbeitern drey bis viererley Wolle, jede von anderer Farbe zu. Diese mischen sie durch Hülfe der Kämme und Cartätschen gehörig durcheinander, und bringen also diejenige gemischte Farbe zuwege, welche man verlanget hatte. Es lässet sich aber zum Voraus wissen, wie diese Farbe ausfallen werde. Für jede 10. Pfund Wolle von dieser oder jener Farbe, die man zu dem ganzen Stücke Tuch verbrauchen will, nimmet man ein Gran Wolle, kämmet und schläget alles wohl durcheinander. Wenn zum Beyspiele dieses Muster 70. Gran Coffeebraune, 23. Gran blaßgelbe, und 20. Gran hellblaue Wolle am Gewichte hielte, und diese Mischung angenehm

Die Kleidung.

genehm ausfiele, so würde man 20. mahl 70. das ist 1400. Pfunde Caffee-braune, 460. Pfund blaßgelbe, und 400. Pfund hellblaue Wolle für Tücher von dergleichen gemischter Farbe verarbeiten lassen.

Einige Farben, als zum Beyspiele, die schwarze, zerfressen die Wolle so sehr, daß man sie nicht mehr verarbeiten könte, wenn man sie vorhero färben wollte. Wiederum werden einige hohe Farben, als zum Beyspiele das Cochenille roth, (Carmesin roth) ihre Schönheit gänzlich verliehren, wenn sie durch so viele Hände gehen müsten. Derowegen wird der Zeuch weiß gewebet, und dem Färber also zugeschicket. Man richtet sich in diesem Stücke nach der Erfahrung, welche lehret, was besser oder schlechter ausfalle, Nutzen oder Schaden bringe.

Zubereitung der Wolle.

Sowohl die gefärbete als ungefärbete Wolle, muß gewaschen, und auf der Horde mit Stecken gut geschlagen werden, damit sich die Haare auseinander geben. Diese Vorbereitung ist nöthig zum cartätschen, es sey nun mit Oele oder mit Wasser. Die gefärbete Wolle, und in gewissen Fällen auch die ungefärbete lässet sich nicht verarbeiten, wenn sie nicht vorher geschmelzet, das ist mit Baum-Oele, Butter, Fett, oder Rüböl getränket und einschmieret wird, von welchen Sachen man den drit-

dritten, vierten oder auch den halben Theil so viel als die Wolle beträget, am Gewichte nimmet. Die Spanische Wolle, welche weder an dem Schafe noch sonst gewaschen wird, folglich ihre natürliche Fettigkeit hat, wird gemeiniglich nur aus dem Wasser und ohne Zusatze eines fremden Fettes gekämmet. Nach dem Schlagen weichet man sie in einen Kessel heisses Seifenwasser. Die Kleidung.

Die geschmelzete Wolle wird an die Woll-Wäsche gebracht, und mit einem Ende an den Hacken in der Docke, mit dem andern an den Driehling in der zweyten Docke gehangen, und also ausgerungen. Hernach verwahret man sie in Körben, woraus man sie bequem langen, und mit Hülfe ihrer noch bey sich habenden Feuchtigkeit durch die Kämme ziehen kan. Soll weisser Zeuch daraus gewebet werden, so bringet man sie in die Schwefel-Kammer, hänget sie an Stangen auf, und beräuchert sie mit Schwefel, den man in einem untergesetzten Gefässe auf Kohlen wirft. Wiewohl er nun fast alle Farben heßlich zurichtet, so reiniget er doch die ungefärbte Wolle, von aller anhangenden Unreinigkeit, und giebt ihr eine vollkommene Weisse. Die Woll-Wäsche. Das Schwefeln.

4. Die lange Wolle, so durch die Kämme gezogen worden, ist diejenige, woraus Das Wollspinnen.

Die Kleidung.

das Garn zum Zettel gesponnen wird, und welches man für die sowohl feine als schlechte wollene Zeuche scharf oder drall drehet. Auch verfertiget man von dergleichen Garne die geweberen Strümpfe, und glatten Mützen, welche keine Walke bekommen. Die Ursache davon, werden Sie, mein wertheſter Chevalier, gleich einsehen, wenn ich Ihnen den Gebrauch der Cartätschen-Wolle erklären werde. Damit die gekrümmete lange Wolle einen der Seide einigermassen ähnlichen Glanz erhalten möge, wird sie an der Spindel, oder aus kleinen Rade zu Fäden gezogen und so stark gedrehet als möglich. Das Garn wird also glatt und feſte, es stechen nur wenige Fäsergen aus dem Faden hervor, folglich wirft seine Fläche vieles Licht, und mit ziemlicher Gleichheit zurücke, weil es nicht so stark gebrochen wird, als an straubichtem Garne. Dieſes Zettel-Garn, wird von der Spindel oder von der Spuhle des kleinen Rades, auf andere Spuhlen oder in Knäuel abgewunden, gemeiniglich auf achtzehen, oder auf weit mehrere, nachdem es die Gewohnheit jedweden Ortes mit sich bringet. Jeder Knäuel wird so dick aufgewunden, als es die vorgeschriebene Ordnung des Werckhauſes beſtimmet. Alle Fäsergen dieſes Garns sind steif und ausgedehnet, sie suchen sich also ohne

ohne Unterlaß zusamm zu ziehen, und es würden die Fäden sogleich in Schnüre zusammen laufen, wenn man ihnen die Freyheit dazu liesse. Diese Sparnung wird gehoben, indem man den Dampf von kochendem Wasser sich durch die Knäuel ziehen lässet. Hernach vertheilet man sie in kleine Lädgen oder Fächer, stecket das Faden-Ende von jedwedem durch ein besonderes Ringelgen, oder durch die Löcher von dem sogenannten Siebe, und windet sie also auf den grossen aufrechts stehenden Haspel, oder Schirr-Kübe, der mit Zapfen oben an der Decke, und unten am Boden in Pfannen eingesetzet ist, und mit der Hand angestossen wird; oder man bringet das Garn auf einen andern Haspel, so aus zwey Hölzern bestehet, die parallel und etwas abschüssig gegen die Mauer gesetzet sind, und das Garn auf zwey Reihen eingeschlagene Pflöcke nehmen. Wird das Garn von den Spuhlen oder Knäueln auf die Kube gewunden, so hält man die Fäden mit einer Hand, und knüpfet sie mit der andern an das Gelasse, das ist an einen dazu vorhandenen Pflock, worauf man die Kube anstösset und in Bewegung setzet. Die Fäden legen sich bey dem Aufwinden nebeneinander, und umgeben den Haspel in einer Schnecken-Linie mit den Umläuffen, die gleichweit von einander stehen, und rings-

Die Kleidung.

Die Schirr-Kübe.

Die Kleidung.

ringsherum von oben bis unten fortlaufen, welches man einen Gang nennet. Windet man das Garn auf dem flachen und gegen die Mauer schief stehenden Haspel, so machet man sämtliche Faden-Enden an dem ersten Pflocke eines von beeden Hölzern fest, und führet sie hernach von einem Holze auf das andere, und allmählig von einem Pflocke zu dem andern. Ist der Arbeiter bis an den letzten Pflock gekommen, so kehret er zurücke, und bringet eine gleiche Menge Fäden links über die vorigen Pflöcke, wobey er gittert, das ist, vermittelst der durchgesteckten Finger, die Fäden in solcher Maase voneinander absondert, als zum Weben erforderlich ist. Er beobachtet sowohl in der Zahl der Fäden, als in der Weise sie zusamm zu nehmen, die Ordnung und Maase, als der Gebrauch desselbigen Ortes mit sich bringet. Also ist es zum Beyspiele an denen Orten, wo man die schönesten dünnen Zeuche machet, üblich, achtzehen Fäden auf die Haspel-Pflöcke zu winden. Demnach bringet der Umlauf über alle Pflöcke erstlich rechts hernach links herum, sechs und dreyssig Fäden zusamm, welches man ein Gebinde oder Fitzen nennet. Vierzig dergleichen, geben eine Strehne. Folglich sind es 1440. Fäden, welche mit der Länge von zwölf Ellen, die man ihnen giebet, vervielfältiget, 17280. Ellen

Ellen betragen. Damit man eine solche Strehne bequem behandeln könne, knüpfet der Arbeiter am Ende eine grosse Schleife daran, wodurch er den Arm stecket, und das Garn gegen sich ziehet. An dieses machet er die zweyte Schleife, durch solche kommet die dritte, und so weiter. Weil nun das Zettel-Garn durch so viele Schleifen, welche den Ketten-Gelenken nicht unähnlich sehen, kurz zusamm gebracht wird, hat man ihm in einigen Sprachen den Nahmen einer Kette beygeleget, auch solchen, wenn es auf dem Stuhle bereits aufgezogen worden, noch gelassen. Man hat aber viele dergleichen Gänge nöthig, bis man den Zettel, das ist, so viel Garn als zum Grunde eines Stücks Tuches erfordert wird, bekommet. Dieser Zettel wird hernach auf dem Weberbaume aufgerollet, und angeschirret, und hingegen, so viel als vermittelst des durchgeschossenen Eintrags gewebet worden, nach und nach auf den Tuchbaum aufgerollet, das ist, auf eine hölzerne Walze, die vor dem Weber, und unterhalb der Lade, ihre Stelle hat. Das Zubereiten der Wolle, durch Kämmen, Spinnen, Spuhlen und aufhaspeln, schaffet den Dörfern, welche um die Städte, wo viel verarbeitet wird, ihre gewisseste Einkünfte, und ersetzet ihnen einiger massen dasjenige, was sie an ihre Guts-

Die Kleidung.

Der Zettel.

Die Kleidung. Guts-Herrn bezahlen müssen, ohne etwas davon jemahl zu bekommen.

Wenn dieses Garn auf dem Zeugmacher-Stuhle ordentlich angeschirret worden, (denn wir sind noch nicht bey dem Tuchmachen) so siehet man schon wie lang und breit der Zeuch werden solle. Die Gewohnheit erfordert an beede Ränder der Breite eine gewisse Anzahl Fäden von anderer Farbe oder Materie als der Zettel hat, zu setzen, damit man daran als an einem Merkmahle, die verschiedenen Gattungen der Zeuche kennen möge. Es ist auch durch gewisse Verordnungen die Länge und Breite des Zettels, ingleichen die Die Leisten. Materie und Farbe der Leisten und Anschrote, mit einem Worte, alles, woran sich eine Gattung Zeuche von der andern kennen lässet, festgesetzet, damit jeder wissen möge, was er kaufet.

Doch, wir haben erst die Helfte des dazu erforderlichen Vorrathes. Es giebt noch andere, zwar nicht so geschickte, aber eben so nützliche Arbeiter als die vorige gewesen, die uns noch ein anderes, und insgemein ziemlich dickes aber schwach gedrehetes Garn zubereiten. Dieses wird durch die wechselsweise auf- und niedergezogene Fäden des Zettels durchgeschossen, mit ihnen vereiniget, und auf diese Weise ein ganzes allenthalben gleich dickes und gleich star-

starres Stück verfertiget. Diese Queer-Fäden nennet man den Eintrag. Die Kleidung.

Die kurze Wolle, so unten im Kamme stecken bleibet, weil sie wegen ihrer geringen Länge nicht in der Reihe mit den langen Haaren durchgehen kan, und überhaupt alle geringe Wolle oder Lock, wird bey gemeinen Zeuchen zum Eintrag gebrauchet, wenn sie vorhero geschlagen und cartätschet, oder gerissen worden. Der Eintrag.

Die Cartätschen sind ebenfalls sehr kleine Brettergen gleich dem Woll-Kamme, aber weit breiter als hoch, mit geschmeidigem Leder überzogen, und mit eisernen Spitzen besetzet. Da aber die Spitzen der Kämme sehr lang sind, so sind sie im Gegentheile an den Cartätschen sehr klein, und etwas gebogen, damit sie alles was man durchziehet, so klein reissen als möglich, und die Zoten der Wolle, die Flock-Seide, Bieber und andere Haare, die das Kämmen nicht vertragen, so dünne zausen als es angehet. Man gebrauchet sie auch bey langer Wolle, wenn man Tuch, oder Tuchmasche daraus machen will. Die Cartätschen.

Die Absicht bey dem Cartätschen, ist eine lockere aufgeschwollene Materie zu bekommen, woraus man schwach gedrehetes Garn spinnen könne, dessen Fäsergen sich gegen alle Seiten strauben, und in Freyheit

Die Kleidung.

heit setzen wollen. Indem die kurzen Haare vermittelst der Cartätsche nach der Länge und Queere, und auf alle mögliche Weise durcheinander geworfen worden, so können sie ohnmöglich gedrehet werden, daß sie einen unaufhörlichen Trieb behielten, sich gerade zu strecken, und auseinander zu gehen. Also muß der Faden, worein man sie zwinget, rauch, staubicht, und schlaff gedrehet, seyn. Darum schickt er sich auch zu einem Eintrag, der den Zeuch aufschwellet, und ihm vermittelst unzählig vieler empor stehender Haar-Fäsergen eine rauhe Ober-Fläche giebet.

Die Wolle wird unterschiedliche mahl cartätschet, und hiezu immer feinere und kürzer gespitzte Werkzeuge gebrauchet. Zuletzt kommet sie aus den Cartätschen in Gestalt eines Zoll dickens und zehen bis zwölfmahl so langen Röllchens, so man eine Fliete nennet, und auf dem grossen Rade, ohne Beyhülfe eines Rockens spinnet. Die Spinnerin hält das Ende der Fliete mit der linken Hand an den Stift der Spindel, und setzet mit der Rechten, das Rad, die Schnüre und die Spindel in Bewegung. Der Stiften ergreift die Wolle und wickelt sie auf sich. Die Spinnerin fähret mit der Hand zurücke, ziehet die Fliete auf drey bis vier Schuhe aus und zu einem Garne, das sich über die Spin-

Spindel von einem Ende zum andern windet, und zwar so viel gedrehet ist, daß es einiger massen zusammen hält, übrigens aber die Enden seiner Fäsergen von allen Seiten heraus stechen lässet. Hierauf giebt sie dem Rade einen frischen Stoß, daß es links herum laufen muß, machet dadurch ihr Garn vom Spindel-Stiften loß, und windet es dagegen auf die Spindel selbst, indem sie das Rad wieder rechts herum treibet. Sodann vereiniget sie das Ende des aufgesponnenen Fadens mit einer andern Fliete, und zwar spinnet sie beede über dem Stiften aneinander, und verfähret in allen Stücken auf gleiche Weise als zuvor. Indem nun beständig mehr Garn auf die Spindel kommet, beobachtet sie dieses Maas dabey, daß die Höhe desselbigen, gegen die Spitze des Stiftens allmählig immer abnehme, folglich das ganze Gegen-Gewinde, so man einen Schlauch nennet, die Gestalt eines Kegels oder Zuckerhutes erlange, und sich ganz, ohne zu zerfallen, von der Spindel abziehen lasse. Das Oel, oder Wasser, womit die Wolle vor dem Cartätschen angefeuchtet worden, macht das Garn geschmeidig, und dämpfet seinen natürlichen Trieb sich auszudehnen. Man kan es ohne Gefahr von einem Orte an den andern bringen, an eine andere Spindel stecken, Die Klebung.

Die Kleidung.

und von solcher abhaspeln, bey welcher Gelegenheit man es vermittelst eines leichten oder sogenannten Weber-Knotens an das bereits aufgewundene Garn knüpfet, und in Strehnen bringet.

Der Zehl-Haspel.

Der Haspel ist dergestallt beschaffen, daß er die Grösse der Strehnen von selbsten einrichtet. Erstlich giebt man dem Haspel einen solchen Umfang, als man für die Länge einer Strehnen verlanget. Gesetzt, hernach, sie sollte aus 300. Fäden bestehen, so muß die Welle vier Zähne haben, welche in ein Rad von zwanzig Zähnen greifen. Die Welle des letztern ist mit fünf Zähnen versehen, und diese greifen in das grosse Rad, von sechzig. Jeder Zahn an der Haspel-Welle treibet einen am kleinen Rad, folglich kommet die Welle fünfmahl herum, bis die fünfmahl vier, das ist die 20. Zähne des kleinen Rades, von den ihrigen durchgegriffen werden. Das kleine Rad laufet seines Ortes eben so ofte herum, als sein Getriebe, welches sich zwölfmahl umwälzen muß, bis es die sechzig Zähne des grossen Rades durchgreifet. Indem also dieses einen einigen Umlauf verrichtet, verrichtet das kleine Rad zwölfe, und der Haspel sechzig Umlaufe: Folglich gehören fünf Umlaufe des grossen Rades, zu 300. Umlaufen des Haspels. Jedweder von jenen, wird durch den Schlag

eines

eines kleinen Hämmergens bemerket, dessen Stiel durch eine am grossen Rade befestigte Klinke angestossen wird. Ferner gehet durch eben dieses Rad eine Welle, worauf sich eine Schnur aufwindet. Am Ende dieser Schnur hänget ein Gewichte, welches nach dem fünften Umlaufe stille hält, und dadurch erinnert, es seyen nunmehro dreyhundert Fäden auf den Haspel gewunden, weil sich derselbige fünfmal sechzig, das ist dreyhundertmal herum gedrehet hat. Jedwede Strehne wird dennoch eben so lange, und bestehet aus eben so vielen Fäden als die andere, sie werden auch auf solche Weise beysamm gehangen, daß man die Enden leicht wieder finden kan. Sodann werden sie ausgerungen, damit das Oel und die vom Färben anhängende Unreinigkeiten wegkommen, ausgespühlet, und zu Garn-Strengen gewunden, wornach sie fast die Gestalt haben wie kleine gedrehete Säulen. Dieses dienet dazu, daß man nach Belieben damit umgehen, ja, sie an andere Orte verschicken kan, ohne die Fäden zu verwirren. Zuletzt wird dieses Garn gespuhlet, das ist, von den Strängen ab, und auf kleine Rohre von etwa drey Zollen in die Länge gewunden, die man Pfeiffen oder Spuhlen nennet. Eine solche mit Garn aufgehäufete Spuhle, wird erstlich an einen eisernen Drath gestecket, den Die Kleidung.

Die Kleidung. man die Seele nennet, und hernach vermittelst der beeden Ende dieses Drathes in dem Weber-Schützen befestiget, an dessen Seite ein Loch befindlich, wodurch man das Ende des aufgespuhleten Fadens ziehet. Besagtes Ende wird an einer Leiste des Zettels fest gemachet, und der Schütze bis an die andere Leiste durchgeschossen, bey welchem Durchfahren der Faden sich von der Spuhle immer abwindet. So nun, wie die Fäden des Zettels wechselsweise auf- und nieder gezogen werden, fassen sie allemahl den Schuß, das ist, den durchgeschossenen Faden zwischen sich. Der Zettel machet demnach eigentlich den Grund des Gewebes, und giebet ihm seine Stärke, der Eintrag hingegen, füllet selbiges aus, giebt ihm seine gehörige Dichte, und machet es zu dem was es seyn solle.

Viele Zeuche haben keinen rauhen Eintrag, sondern der ihrige bestehet aus fest gedrehetem Garne von langer Wolle, gleichwie ihr Zettel ebenfalls. Dahero werden sie glatt, und man nennet sie in Betrachtung der Gleichheit zwischen den Fäden ihres Zettels und Eintrags, Etamine; welches Wort so viel bedeutet, als Zeuche von lauter starr gedreheten Zettel-Fäden. Hingegen nennet man Rasche (fur etaim) wo der Zettel von langhärigter, der Eintrag

Etamin.

Rasch.

trag aber, von kurzer und schwach gedrehe- Die Klei-
ter Wolle ist. dung.

Eben daher, weil aus denen durch die Kämme und Cartätschen gezogenen Materien, nicht einerley Garn bereitet wird, kommet der Unterscheid zwischen blosser Leinwand, daran Zettel und Eintrag aus gleich stark gedrehetem Garne bestehen, und einen ganz baumwollenen Zeuche, der aber einen glatten Zettel, und rauhen Eintrag hat. Daher kommet der ungemeine Unterscheid zwischen Tuche und glatten Etamin; indem das Tuch aus Zettel und Eintrage von gecartätscheter, obgleich langer und guter Wolle bestehet, hingegen Etamin aus beederseits glattem Zettel und Eintrag. Zwar wird ebenfalls lange und gute Wolle dazu genommen, sie wird aber nicht durch die Cartätschen, sondern durch die Kämme gezogen, damit sie sich fest drehen lasse, und einen Glanz bekomme. Eben daher rühret der Unterscheid zwischen den Sarschen oder aufgeworfenen Zeuchen, und den Buratten, Floren und andern feinen Zeuchen, wozu Zettel und Eintrag von Spanischer Wolle, und einerley, nemlich der ersten Numer genommen, diese Wolle gekämmet, und am kleinen Rade drall oder feste gesponnen wird. Diese gänzliche oder doch beynahe gänzliche Gleichförmigkeit des Zettel- und Eintrag-Garns,

Die Kleidung.

und dessen glatt gedreheter Faden giebt den dünnen Zeichen von Reims, Mans und Chalons an der Marne ihren Seiden-Glanz. Hingegen verändern die Etamine ihren Namen nebst der Gestalt, wenn man die Wolle zum Eintrag leise drehet, ob sie gleich übrigens durch die Kämme gezogen worden, wie der Zettel. Sie bleiben keine Etamine mehr, sondern werden Sarsche, wenn man die Wolle zum Eintrag cartätschet, und am grossen Rade locker spinnet, damit sich der Zeuch aufwerfe. Was wir bishero von der Beschaffenheit des Zettels und Eintrags gesaget haben, das lässet sich durch mancherley Grade abwechseln, und noch mehrere Veränderung dabey anbringen, wenn man in der Farbe der Fäden, in ihrer Dicke, und währenden Webens im Schlagen abwechselt. Feines Garn, zu Zettel und Eintrag drall gedrehet, und fest geschlagen, giebt Manser Etamin. Eben dieses Garn, nur aber wenig geschlagen, daß es durchsichtig bleibet, giebt Flor. Ist der Eintrag von feiner aber cartätschter Wolle, so wird es Maroc oder Droguet. Wird mit vier Schemeln oder Tritten gewebet, so wird der Eintrag doppelt überschlungen, und dieses nennet man Maroc croisé. Ist der Eintrag von dicker Wolle und nicht durchcreutzet, so heisset es dau-

Sarsche.

phine,

phine. Eintrag von feiner cartätschter Wolle, nebst einem Zettel von Segovischer, giebt Reimser Espagnolette. Dicker wollener Eintrag von Land-Wolle, auf einem Zettel von flächsenen Garne, ist Tiretaine von Beauchamp, oder grober Droguet von Verneuil. Feiner, wohl aufgeworfener Serge, giebt den Pinchina von Toulon, oder Chalons in Champagne. Sarsche von grober stark gewalketer Wolle, ist der Pinchina von Berry. Wie viele Mischungen und Nahmen giebt es nicht zwischen denen beeden Gattungen? Eben so vielerley Stuffen hat man auch abzusteigen, bis man von dem schönen Brüßler oder Ryßler, oder Neuviller Camelot, bis zu dem groben herunter kommet, den man in Auvergne verfertiget, oder bis zu dem Bouracan der zu Rouen gewebet wird. Bald ist der Zettel von starkem Cameel-Garne, hingegen der Eintrag von feiner und sehr drall gedreheter Wolle; bald Zettel und Eintrag von Ziegen-Haaren; bald Ziegen-Haare, mit Hanf, mit Flachse, mit Seide. Wollener Einschuß mit seidenem Zettel, giebt Ferandine oder Moncagar. Starke Seide zu Zettel und Eintrag, giebt Gros de Tour, oder de Naples, Hänfen-Garn nebst Baumwolle, giebt die gemeinen Siamoisen. Dieses mag hinlänglich seyn, einen Begriff zu geben,

Die Kleidung

Die Kleidung.

ben, woher der unzählige Unterscheid komme, den man bey unsern Geweben von Seide, Haaren, Wolle, Hanfe oder Flachse findet.

Ehe wir noch auf den Unterscheid kommen, den man vermittelst des Glanzes und der Zubereitung den Zeuchen ganz zuletzte giebet, müssen wir noch eines Kunst-Griffes gedenken, der ungemein wohl ausgedacht ist, ob er gleich äusserlich von geringer Wichtigkeit scheinet. Es kommet nehmlich gar viel darauf an, ob das Garn rechts oder links gedrehet werde, wenn der Zeuch entweder einen schönen Glanz bekommen, oder dicht und tuchartig werden solle. Zu einem glatten glänzenden Zeuche, als zu Etamin, Camelot und dergleichen, muß Zettel und Eintrag gegen einerley Seite gedrehet seyn, hingegen für die aufgeworfenen Zeuche, wird der Eintrag anders gedrehet als der Zettel.

Der Unterscheid beruhet nicht in Bewegung der Finger, denn diese bleibet beständig; sondern bloß in der Bewegung der Rad-Schnure, als welche man entweder offen lassen, oder überschränken kan. Die Schnure wird über das Rad und den Wirbel der Docke gezogen, und ziehet also ordentlicher Weise die Spuhle gegen eben die Seite herum, als das Rad selbst gedrehet wird, das ist von der linken zur rechten.

ten. Wird sie aber an dem Wirbel creutzweise geschränket, so muß die Spuhle von der rechten zur linken umlauffen, indem das Rad wie zuvor rechts umlauft. Demnach drehen sich auch die Woll-Fäsergen in jenem Falle rechts übereinander, in dem letztern hingegen links. Nur fraget es sich, was das links gedrehete Garn für einen sonderbaren Vortheil schaffe? Die Kleidung.

Verlanget man einen dichten, und dem Tuche mehr oder weniger ähnlichen Zeuch, so bringet man ihn in die Walke, damit durch das viele Stampfen, die Fäsergen des rauhen straubichten Eintrages in die Fäden des Zettels eingepresset, mithin selbige aufgelockert, und zu einer grössern Dicke gebracht, nicht weniger auch, das im Gewebe eingeschlungene eine Ende der Fäsergen, wovon das andere Ende aussen am Zeuche herfür sticht, desto fester dem Gewebe einverleibet werden möge. Die Walke giebt eigentlich dem Tuche seine Festigkeit, und da es vorhero bereits die Schönheit eines ordentlichen Gewebes besitzet, so erlanget es nunmehro auch die Dauerhaftigkeit eines Filzes. Um dieser Ursache willen, werden die glatten Zeuche ohne Walke zubereitet: Oder wenn sie ja dahin kommen, so geschiehet es nur um das Fett heraus zu bringen, nicht aber ihnen die ganze Walke zu geben. Denn sie würden so-

Die Kleidung.

dann ihr leichtes Wesen, und ihren Glanz verliehren, folglich etwas ganz anderes werden, als was sie seyn sollen. Dahingegen die Zeuche so man auf Tuch-Art zurichten will, schon etwas grosses zum voraus haben, wenn Zettul und Eintrag aus cartätscheter Wolle bestehet, oder doch wenigstens der Eintrag lose, und der Zettel links gedrehet ist. Viele Persohnen, welche sämtlich gerade auslaufen, können lange lauffen bis eine die andere einholet, im Gegentheile können sie bald aneinander stossen, wenn sie gerade gegeneinander laufen. Auf gleiche Weise ist von zweyen obgleich lose gesponnenen Fäden, dennoch schlechte Vereinigung zugewarten, wenn ihre Fäsergen an dem Rade sämtlich gegen einerley Seite gedrehet worden. Noch weniger darf man diese Vereinigung vermuthen, wenn Zettel und Eintrag aus langger Wolle gesponnen, und scharf gedrehet worden. Man verlanget auch nichts anders, als daß sie nicht allzudichte aneinander liegen, und den Leib nicht allzuwarm halten sollen. Ist aber unter diesen beeden Fäden, einer mit offener, der andere mit geschränkter Schnure gesponnen; sind die Fäsergen des Zettel-Garnes auf diese, und des Eintrags auf jene Seite gedrehet, so werden sie sich bald ineinander schlingen, und die leeren Zwischen-Räumgen

gen ausfüllen. Indem die Walk-Hämmer den Zeuch im Stocke herum arbeiten, so setzen sie alle Fäsergen bey jedem Schlage in Bewegung. Diejenigen so jetzo gekrümmet sind, aber sich von ihren Nachbarn losgeben, strecken sich bey der nächstfolgenden Verwendung des Zeuches, oder werden wieder gedrücket. Wenn also Zettel und Eintrag, einer links, der andere rechts gedrehet worden, und die Fäsergen aus ihren Fäden gegen alle Seiten hervor stechen, so dringen ihre Spitzen sehr leicht in die neben liegende Fäden, und werden durch das Schlagen der Hämmer tief eingestossen, dieses geschiehet desto leichter, wenn das sämtliche Garn aus Cartätschen-Wolle bestehet, wie bey Tüchern gewöhnlich. Wäre auch nur der Eintrag leise gedrehet, der Zettel hingegen stark, so würde sich der Zeuch nichts desoweniger gut aufwerfen, und dem Filze nach Verlangen ähnlich werden, woferne man den Hand-Griff mit dem Linksdrehen gebrauchet hat. Ich sage, er würde dem Filze ähnlich werden, so weit als man es verlanget. Denn woferne Tuch oder Sarsche zu wahrhaftigen Filz würde, so würden sie beederseits so wohl an der Länge als Breite gar zu merklich abnehmen, weil ihre Dicke einen allzustarken Zuwachs bekäme: Ja, woferne man mit Walken gar

Die Kleidung.

zu

Die Kleidung. zu heftig anhalten wolte, würden sie gar zu Stücken gehen.

Sein Nutzen. Das Walken hat demnach zweyerley Nutzen. Erstlich bringet es die Fettigkeit aus dem Zeuche, zweytens giebt es ihme ein filzähnliches Wesen, mehr oder weniger, nachdem man es verlanget. Man walket mit Erde, oder trocken. Es wird nehmlich der Zeuch mit einer gewissen Erde überschmieret, die das öhlichte fette Wesen in sich schlucket, und Walk-Erde, oder Walk-Lehre genennet wird. Bey dieser Arbeit wird etlichemahl, bald mehr bald weniger Wasser in die Stöcke gelassen, und der Zeuch auf diese Weise von der anklebenden Erde, von seinen Flecken, von seinem Oele, von den Unreinigkeiten der Farbe, und von dem Pergament-Leime gesäubert, mit welchem man das Eintrag-Garn gesteiffet hatte, damit es sich besser verarbeiten liesse. Nach dieser ersten und nassen, oder sogenannten Wasch-Walke, die bey einigen zarten Etaminen gar nicht nöthig fället, werden die übrigen nochmahls trocken, und zwar mehr oder weniger gewalket, welches man, die halbe oder ganze Walke geben, nennet, und nach der Absicht einrichtet, die man hat, die Zeuche entweder glatt zu lassen, oder dichte und tuchartig zu machen. Doch träget zu dem letztern Mittel mehr

Walk-Lehre.

bey,

bey, als wenn man sie stark schläget, und folglich viel Eintrag-Garn zwischen den Zettel bringet. Die Kleidung.

Nebst dem bishero erwähnten Unterscheide, welcher von dem Auslesen, Vermischen, Zubereiten und Weben der Materialien herrühret, kan man noch mehrere Veränderungen in die Zeuche bringen, vermittelst der völligen Ausarbeitung, so man mit ihnen vornimmet. Sie bekommen andere Nahmen, nachdem sie dichter gewalket, oder anders geglänzet sind.

Erstlich wird der Zeuch von Knöpfen, Futter, kleinem Geniste und dergleichen gereiniget, und die Knötgen oder Pfütschen mit dem Nuppeisen ausgezogen, das übrige aber mit Bürsten abgefeget, damit das Stück im Walken nicht beschädiget werde, massen das geringste harte Körpergen ein Loch durchstossen könnte. Nach der Walke wird das ganze Stück noch einmahl mit grösstem Fleisse von der Erde, Staube, Haaren und anderm Unrathe gereiniget, weil alles dieses eine Ungleichheit in der Farbe oder Dichtigkeit verursachen könnte. Hierauf wird es abermahl, doch nicht mit kaltem, sondern mit warmen Seiffen-Wasser gewalket, hernach ausgerungen und ausgespühlet, so lange, bis das Wasser eben so helle aus dem Walkstoke, als hinein, kommet. Sodann lässet man

kein

Die Kleidung.

kein Wasser mehr zulaufen, sondern walket trocken, und giebet dem Stücke die Dichte, welche es haben solle. Alle zwey Stunden nimmet man es aus, und ziehet es auf dem gedieleten Richt-Boden bey dem Anschroten über die Richt-Stange, nicht nur um die Falten auszuziehen, die es etwa bekommen hat, sondern auch, damit es nicht allzusehr einlaufe, oder zum Filz werde. Hierauf giebt man ihm noch einmahl Wasser, schwemmet es im Stocke ab, und alsdenn kommet es als ein Haarmann, und gemeiniglich zum letztenmahle, aus der Walke.

Das Tuchbereiten.

Jetzo nehmen es die Tuchbereiter vor, und die Kolben zur Hand, welche nichts anders als in eiserne Creutze eingemachte Distel-Knoten sind, die wie das Vergrösserungs-Glas zeiget, von der Natur mit sehr spitzigen Haacken bewaffnet worden. Das Stück wird erstlich in Wasser getauchet, hernach ausgebreitet, oder an einer Stange aufgehangen, und zu Haaren bereitet, das ist: Die Haare aufgekratzet, indem es zu verschiedenen mahlen, anfänglich von unten herauf, dann von oben herab, gegen den Strich, nach den Strich, zuerst mit stumpfen, oder bereits gebrauchten, hernach mit scharfen oder frischen Kolben, gestrichen wird. Anfänglich streichet man gelinde, hernach schärfer, doch allemahl so vor-

vorsichtig, daß das Stück nicht kahl gekratzet, oder Faden-scheinig gemachet, mithin seines Schmuckes ganz beraubet werde, indem man selbigen zu sehr erhöhen will. Die Kleidung.

Das Aufkratzen, oder das Wolle geben, machet das Tuch wärmer ja auch schöner, doch das letztere mit dem Bedinge, wenn das Scheeren dazu kommet, als welches den Haaren die Ungleichheit in der Länge benimmet. Demnach tritt der Tuchscheerer seine Arbeit an, und scheeret erstlich aus den Haaren: Uebergiebet sodann das Stück den Tuchbereitern wieder: Diese, wenn sie es vorhero scharf gekartet haben, stellen es jenem abermahls zu, von welchem es nach dem Bärteln oder zu halben Haaren scheeren, noch einmahl vorgenommen wird, welches man schlechtweg scheeren nennet, und endlich recht ausgeschoren. Welche Kunst-Wörter verschiedene Grade in dieser Arbeit andeuten. Das Tuch kommet also immer wechselsweise, wohl vier bis fünfmahl jetzt unter die Kolben, dann unter die Scheere, und wird nach und nach zu Tuch und Grund, das ist auf beeden Seiten geschoren und bereitet, auf der linken nehmlich nur etwas verbauen. Einige Tuchweber haben den Gebrauch, das sie das Stück nach dem ersten Aufkratzen nochmahls in die Walke schicken. Das Tuchscheeren.

Un-

Die Kleidung Die Tuchnath.

Unterdessen kan es auf so vielerley Weise, und so oft nicht handthieret werden, ohne daß es in allerley Gefahr käme, hie und dort Schaden zu leiden. Hingegen wendet man alle ersinnliche Geschicklichkeit an, die durchlöcherten Orte wiederum so sauber zu stopfen, daß man nichts merket.

Wer ehrlich handeln will, der schreibet fleissig auf, was für Löcher im Stücke vernähet worden, und hält den Käufer deswegen schadlos. Zu der Zeit, als unsere eigene Tücher noch schlecht waren, und man fremde kommen liesse, geschah es, daß ein Kaufman zu London sich nicht einmahl die Mühe gab seinem Freunde in Frankreich die geringste Nachricht von den schadhaftigen Orten der überschickten Tücher zu geben, sondern damit er alles Klagens überhoben seyn möchte, ließ er allemahl über jedes Loch ein Guinea mit zwey Fäden über das Creutz, fest heften, und schickte das Stück damit fort.

Nach dieser langwührigen Arbeit mit Walken, Aufkratzen und Scheeren, welches alles nach Beschaffenheit des Zeuches, und des Landes Gewohnheit, viele Veränderung, sowohl an Zahl als an der Ordnung, leidet, werden die Sarschen an lange Stangen in freye Luft gehangen, die Tücher aber einmahl mit der Bürste, oder

oder wie man zu sagen pfleget, in den Rahmen gestrichen, und sodann in die Rahmen gespannet. Die Kleidung.

Der Rahmen bestehet gemeiniglich aus sechs in die Erde gegrabenen eichenen Säulen, welche in solcher Weite auseinander gesetzet sind, daß man ein ganzes Stück daran einhängen kan, welches vermittelst der Claviere oder eisernen, in die Scheiden eingeschlagenen Häckgen geschiehet. Besagte Scheiden sind bewegliche Queer-Hölzer an den Säulen, lassen sich näher und weiter verschieben, und werden mit Nägeln durch die Löcher festgestecket. Dieses alles dienet dazu, daß das Tuch, wenn es ungleich gewalket, ohne schädliche Gewalt nach der Breite gleich gezogen, ingleichen auch zum Striche, und Legen, vorbereitet werde. die Rahmen.

Gewisse Handels-Leute haben bey dem Einspannen eine ganz andere Absicht, sie wollen nicht nur das Tuch breit genug haben, sondern es auch um etliche Ellen weiter in die Länge zerren. Allein dieses gewaltsame Verfahren macht das Tuch schwammigt, mürbe, und man verderbet wieder, was die Walke gut gemachet hatte. Die Mühe ist sodann vergeblich die man angewendet hatte, die Wolle vor Zettel und Eintrag zu cartätschen, damit sich das Garn recht aufwerfen möchte, solches links Übermäßiges Ausdehnen.

Die Kleidung.

zu drehen, und dem Gewebe die ganze Walke zu geben. Will man aus achtzehen oder zwanzig Ellen mit aller Gewalt vier und zwanzig erzwingen, so reisset man alle Fäden wieder auseinander, wenn sie so dichte beysamm lagen. Daher verlieret das Tuch den Kern, wird lappicht und kahl. Man hat zu allen Zeiten über den Rahmen Klage bey der Regierung geführet, aber es hat ihm auch niemahls an Vertheidigern gefehlet. Die neuen Verordnungen haben dem stärksten Mißbrauche Einhalt gethan, indem sie ein Stück Tuch, das auf 20. Ellen mehr als eine halbe in die Länge, und mehr als ein Sechzehntheil in die Breite im Rahmen zugenommen hat, für verfallen erklären. Der unterlauffende Betrug lässet sich durch das Eintunken in Wasser gar bald entdecken, als welches dem Tuche seine natürliche Länge und Breite auf einmahl wieder giebt.

Der Strich.

Nach dem Spannen wird das Tuch aus den Rahmen gestrichen, aber allemahl nach einer Seite, damit die Haare sich recht gleich legen. Zu diesem Ende wird es abgesetzet, das ist, über den Tisch mit der Bürste zugestrichen, und aus den Haaren gezogen, das ist, mit Händen gestrichen, damit die ausgegangene Haare herab fallen. Man bedienet sich

sich hiezu auch (*) eines Bretes oder einer Scheibe von Tannen-Holze, die auf einer Seite mit Kütte von Pech, gestossenem Kiese und Feil-Staube überzogen ist, damit die hin und wieder vorhandene Scheer-Haare und anderes Geniste sich daran hänge, folglich den Glanz oder Spiegel des Tuches nicht verhindere. Dieser wird vollkommen gemacht, wenn man dem Tuche seine Presse giebt. Die Kleidung.

Zu diesem Ende wird es in Blätter gelegt zuweilen gegummirt, hernach jedes Blat mit starkem Papiere oder Pappe unterleget, oder wie man spricht, eingespähner, bis auf das letzte Blat, worüber man ein viereckigtes glattes Bret decket, und das Stück dergestalt eine Zeitlang in der Presse stehen lässet. Die Presse.

Es ist aber nicht genug, daß alle Haare gegen einerley Seite liegen. Zwar giebt dieses dem Tuche ein gleichförmiges Ansehen, folglich einen Glanz, indem das Licht von allen Puncten auf einerley Weise zurücke geworfen wird. Es kan aber besagter Glanz sehr leicht verstellet werden, wo-

(*) Dieses Reiben mit der Scheibe gehöret eigentlich zum Contreniren, oder Rauchmachen, weil der Kütt und beygemischte Sand die Zeuche aufreibet und rauch machet. U.

Die Kleidung.

ferne die Haare an dem Puncte wo sie sich beugen, nicht gänzlich abgeknicket sind. Denn woferne nur ein Regen-Tropfen darauf fället, werden sie bey dessen Austrocknen eine Steife bekommen, sich in die Höhe richten, und einen Flecken vorstellen, welcher in der That nur darinn bestehet, daß das Licht an selbigem Orte anders zurücke geworfen wird, als rings herum geschiehet. Diesem Uebelstande suchet man durch gleiches Pressen vorzubeugen. Man setzet das Stück um, und leget zwischen die Blätter frisches aber feineres und glatteres Papier, ingleichen von einer Weite zur andern, dünne Bretter oder heisse küpferne Platten, damit das darauf folgende Pressen die Haare desto kräftiger niederdrücken, und gegen einerley Seite gewöhnen möge.

Die Tuch-Rolle.

Vor Zeiten benahme man den Haaren ihr steifes Wesen weit leichter, und gab den Tüchern einen weit feinern und dauerhaftigern Glanz, da man sie rollete, welches zwischen einem Tische von Holze oder Marmor, und einer glatten oder mit einer grossen küpfernen Platte eingelegten, und mit 180. bis 200. Centnern beschwehrten Tafel geschahe.

Der Spiegel, den man dem Tuche giebet, ist kein hinfälliger Glanz, noch etwa deswegen nur eingeführet, um den Käufer durch

durch ein äusserlich geschminktes Ansehen zu hintergehen. Vielmehr leget er dem Tuche eine beständige Schönheit bey. Denn es würde ausserdeme einem härnen Sacke ähnlicher sehen als einem Gewandstücke, es würde unterspadigt und farbstreifigt seyn. Beede Fäden die einander durchschneiden, sind nicht gleich stark gedrehet, es kan über dieses ein oder anderes Ort am Stücke zufälliger Weise, steifere oder losere Fäden haben, als das übrige, wodurch aber das ganze Stück veranlasset wird, sich zu kruspeln und zu sacken. Insonderheit wäre dieses ohne die wohlersonnene Anstalten der Tuchbereiter, bey leichten Zeuchen unvermeidlich. Die Kleidung

Die Etamine und Sarschen, sowohl die ganz glatten, welche gar nicht in die Walke kommen, als die nur alleine naß gewalkte, ingleichen die übrigen, welche man nach dem Ausringen troken walket, und zu Haaren bereitet, müssen alle ausgespühlet und in die Luft gehangen werden. Wenn sie von der Stange kommen, werden sie zur Nadel, das ist zum letztenmahl bereitet, hauptsächlich deswegen, damit das ganze Gewebe alle ungleiche Dehnung verliehre, oder, wo solche sich nicht gänzlich abschaffen lässet, der Ort doch wenigstens von dem Striche bedecket werde, und also das ganze Stück einerley äusserliches An-

Die Kleidung.

sehen erlange, indem das Licht von seiner ganzen Oberfläche gleichförmig zurücke prallet. Diese Absicht erreichet man dadurch, daß man die zarten Etamine in den Dampf von kochendem Wasser leget, und die gewalkten Zeuche aufspannet oder auf die grosse Rolle bringet.

Das erste geschiehet, wenn man jedes Stück besonders auf ein Rollholz windet, und sie alle auf den falschen hölzernen und mit vielen Löchern durchbohreten Boden einer grossen kupfernen Pfanne leget. Unter dem falschen Boden füllet man die Pfanne mit Wasser und lässet solches kochen. Da nun der aufsteigende Brodem des kochenden Wassers, oben durch den genau anschliessenden Deckel nicht durchdringen kan, muß er von da wieder herab, und auf die Zeuche fallen, die er allgemach durchdringet, und alles was zu steif und strotzend seyn möchte, geschmeidig machet. Das übrige thut die Presse.

Das Glänzen.

Eben also ist es mit dem Glänzen beschaffen. Man besprenget die unrechte Seite des Zeuches mit Gummi-Wasser, wickelt selbigen auf ein grosses Rollholz, und von da, über eine polirte eiserne Stange, auf ein ander Rollholz, das man vermittelst eines Rades oder Drielings in einer beständig-gleichen Bewegung umdrehet. Die eiserne Stange dienet bloß

den

den Zeuch zu halten. Unter selbige setzet man ein starkes Kohlfeuer. Dergestalt wird der Zeuch so oft von einer Rolle auf die andere hin und her gewunden, als es der Zubereiter vor nöthig befindet. Die Kleidung.

Die Erfinder dieser Handgriffe, haben die Ursache davon, ohne Zweifel ein. Allein die Handwerksleute begreifen wohl wenig von ihr, sie thun, was sie gelernet haben, und machen sich öfters ganz falsche Begriffe. Sie werden vielleicht bey dieser Gelegenheit vorgeben, der Zeuch müsse körnicht und dicke werden, sie werden vielerley Vortheile anzugeben wissen, die nach ihrer Meynung aus diesem Handgriffe entspringen, und nichts weniger als die rechten sind. Doch vor sie ist es genug, daß sie der Gesellschaft nachdrücklich dienen, indem sie etwas nützliches zu Stande bringen. Folglich sind sie ein Ebenbild des Schöpfers.

Zuletzt wird der Zeuch geleget, gefaltet, gepresset, ausgeheftet und staffiret, das ist mit Schnürgen an den Leisten durchstochen.

Einige Zeuche werden noch auf andere Art zubereitet. Es giebt gedruckte, welche den Nahmen deswegen führen, weil man allerley Figuren, Laubwerk und dergleichen, mit einem ausgeschnittenen eisernen Model eindrucket. Gedruckte Zeuche.

Die Kleidung.

Gewässerte Zeuche.

Es giebt auch gewässerte Zeuche, dergleichen der dicke Taffend ist, den man Tabin nennet. Weil diese Zeuche auf eine sonderbare Weise, ungleich gepresset worden, so liegen die Haare bald gegen diese, bald gegen jene Seite, und werfen also das Licht sehr verschiedentlich zurücke. Daher gehet ihr Glanz nicht in einem weg, sondern scheinet unterbrochen und gleichsam Wellen zu formiren. Es ist ohnmöglich alle Abwechslungen anzuführen, welche bey dem Zubereiten Platz haben, und eben so vielerley besondere Würkungen zuwege bringen können.

Der Sammet.

Der Sammet ist eine so künstliche und schöne Erfindung, daß wir billig zu wissen verlangen, wie man ihn verfertige. Wenn wir Handels-Leute wären, oder die Aufsicht über eine Sammet-Weberey hätten, würden wir uns vor allen Dingen darum bekümmern, wie viele Gänge zu einem Zettel gehören, und aus wie vielen Fäden jeder Gang bestehen müsse. Wir würden fleissig bemerken, wie der Zettel und Eintrag müsse beschaffen seyn, wie lang und breit das Stück von jeder Gattung sey, was für Farbe die Streifgen der Leisten bekommen, damit man die Güte des Stückes davon kennen möge. Alle diese Dinge sind zwar wohl andern, uns aber im geringsten nicht zu wissen nöthig. Wir ergötzen uns bloß

bloß an der Vortreflichkeit der menschlichen Erfindungen, und an der Zierde, die sie der Gesellschaft mittheilen. Die Kleidung.

Durch einen auf gewöhnliche Weise angeschirrten Zettel von stark gedreheter Seide, wird noch ein anderer, dessen Seide aber nicht so stark gedrehet ist, durchgezogen, dergestalt, daß jedweder seine besondere Tritte hat, wodurch seine Fäden zwischen des andern seine Fäden, ohne Verhinderung können auf und nieder gezogen werden. Diesen zweyten Zettel, welcher durch den ersten gestecket wird, nennet man den Haar-Zettel, oder nur schlechtweg das Haar, darum, weil seine Fäden queer aufgeschnitten werden, und den Sammet sein Haar, das ist seine rauhe zottichte Oberfläche geben.

Bey den gewöhnlichen Weber-Stühlen nennet man die vielen reyhenweise nebeneinander befindlichen kurzen Schleifen, wodurch man die Zettel-Fäden ziehet, damit sie vermittelst der Tritte umgeschränket werden können, die Litzen; am Sammet-Stuhle heissen sie ebenfalls Litzen; aber an dem gemeinen Stuhle hängen beede Reihen von Litzen an einer Schnure und an einem Kloben, folglich wenn eine Reihe niedergetretten wird, muß die andere in die Höhe steigen; an dem Sammet-Stuhle hingegen, wird alles Die Litzen;

Die Kleidung.

durch Gegen-Gewichte verrichtet. Wird ein Schemel getretten, so ziehet er seine ihm zugehörige Litze mit sich nieder, und diese bringet ihr Gegen-Gewichte in die Höhe. Lässet der Fuß den Schämel fahren, so sinket das Gewichte, und ziehet die Litze nach sich. Der Haar-Zettel hat seine eigene Litzen, Schemel und Gegen-Gewichte. Gleichfalls hat der Stoff-Zettel alles dieses, nur in einer etwas weitern Entfernung vom Weber. Die Fäden des Haar-Zettels haben ihren Baum ganz zu Ende des Stuhles, und zwar unten, von da werden sie schief durch den Stoff-Zettel, über eine an zwey gläsernen Ringen hängende Walze, von solcher wiederum durch alle Litzen, und in die Höhe gezogen. So lange nun der Weber die Schemel des Haar-Zettels nicht tritt, so bleiben ihre Gegen-Gewichte in der Tiefe hängen, hingegen bleiben alle Fäden des besagten Zettels hoch, dergestalt, daß man ihrentwegen das ganze Stück von dem Stoff-Zettel allein verfertigen könnte. Uebrigens hat man zu dem Weben noch zwey Schützen, und drey lange messinge Stäbgen, oder sogenannte Nadeln nöthig. Vermittelst jener wird jedem Zettel sein Eintrag gegeben. Die Nadeln müssen länger seyn, als der Sammet breit werden solle. Sie sind ungemein dünne, oben flach, unten, oder wie

man

man spricht, auf dem Rücken, etwas rund. Eine von den übrigen schmahlen Seiten der Nadel, hat nach der ganzen Länge einen ziemlich tiefen, aber dermassen zarten Einschnitt, daß ihn das Aug kaum zu erkennen vermag. Endlich wird auch an jedes Ende der Nadel ein wenig Siegelwachs geklebet, damit sie bey dem Durchstossen zwischen beede Zettel, nichts zerreissen möge. Die Kleidung.

Wann der Weber angefangen hat zu arbeiten, und es Zeit den Sammet zum Vorscheine zu bringen, so lässet er die Gewichte des Haar-Zettels alle sinken, damit die Fäden desselbigen hoch kommen. Sodann stecket er eine Nadel zwischen beede Zettel. Diese lieget auf dem Rücken, und wird von beederley Fäden gänzlich bedecket, daß man sonst nichts von ihr siehet, als die beeden Spitzen. Denn so bald das Durchstecken geschehen, tritt der Weber den Haar-Zettel nieder, und wirft seine Schützen etlichemahl durch die Theilung der Fäden vom Haar-Zettel, und durch die Oefnung der Fäden vom Stoff-Zettel. Daher werden beede Gewebe auf das genaueste miteinander verbunden. Hernach ergreifet er den Anschlag, und giebt seinen Schüssen, das ist, seinen durch beede Zettel gezogenen Eintrags-Fäden, einige gute Schläge, wodurch die Nadel, wel-

Die Kleidung.

welche auf dem Rücken lage, genöthiget wird, ihre Stelle zu ändern, und die schmahle Seite mit dem Einschnitte in die Höhe zu kehren. Jetzo lässet der Weber den Haar-Zettel wieder steigen, leget die zweyte Nadel auf den Stoff-Zettel, tritt den andern nieder, machet sein doppeltes Gewebe und schläget es wie zuvor. Dann öfnet er beede Zettel aufs neue, leget die dritte Nadel ein, schiesset durch, und schläget. Bis hieher nun siehet man noch nicht, wo der Sammet herkommen solle. Der Weber nimmet demnach ein sehr scharfes und spitziges Messer in Gestalt eines Garten Messers zur Hand, setzet die gekrümmete Spitze in den Einschnitt der Nadel, fähret in selbigem immer nach der Länge fort, und schlitzet also, die Fäden vom Haar-Zettel, nach der Breite des Stückes auf, wornach zwey Reihen feiner, gleich hoher, und dichte beysammstehender Haare auf einmahl da sind, und die Nadel, so ehemahls unter ihnen verdeckt lage, wiederum sichtbar wird. Diese nimmet der Weber heraus, und leget sie neben die beeden noch immer im Gewebe steckende Nadeln, auf den Stoff-Zettel, also daß sie aus der ersten, nunmehro die letzte in der Ordnung wird, er verdecket sie hierauf mit dem Haar-Zettel, wirft wie vorhero beede Schützen durch, schläget, und schneidet

det hernach mit dem Messer die zweyte Nadel loß. Diese bringet er sogleich abermahls zwischen beede Zettel, webet und schläget, worauf das Messer die Bande der dritten Nadel auflöset, und solche aus ihrer Gefangenschaft befreyet. Demnach bleiben allezeit zwey Nadeln inwendig im Gewebe liegen, die förderste dritte aber, wird ausgenommen, und weiter gebrauchet. Es kan auch keines von den Haaren, die sich bey dem Durchschneiden aufrichten, etwa loßgehen. Indem der Weber tritt, werden die Fäden des Haar-Zettels über die Nadel gebogen, und in das Gewebe herab gezogen, es machet also jeder Faden eine Schleife, oder eine Krümme in Gestalt eines halben Ketten-Gelenkes. Diese Krümme kan sich nicht wieder gerade ziehen, weil der Weber unter- und oberhalb durchschiesset, und die Haar-Fäden mit dem übrigen Gewebe verbindet. Dieses aber bleibet unter den empor stehenden Haaren völlig verborgen. Indem nun der Haar-Zettel auf diese Weise von Anfange bis zu Ende des Stückes auf- und niedergezogen wird, und jedesmahl eine Reihe Schleifen machen muß, hat er weit mehr Seite nöthig, als der Stoff-Zettel, man rechnet auch würklich sechsmahl so viel auf ihn, wenn das Stück gut geschlagen seyn solle.

Die Kleidung.

Auf

Die Kleidung. Plüsch.

Auf gleiche Art, wird auch Plüsch-Pelz- und gerissener Sammet verfertiget. Der Unterscheid bestehet bloß in der Länge der Haare, und in der Güte der Materie. Je dichter das Stück geschlagen, und je kürzer folglich die Haare sind, desto schöner siehet es, und desto besser ist der Grund bedeckt. Je schwächer es aber geschlagen, und je grundscheiniger es ist, desto geringer wird es geschätzet, welches ebenfalls geschiehet, wenn der Haar-Zettel aus geringerem als Seiden-Garne bestehet, als wie bey dem Cameelhaarenem Plüsche aus Ziegen-Haare, und bey Fälbel aus leinen Garn.

Geblümte Zeuche.

Die Erfindungs-Kraft des Menschen gehet noch weiter. Sie weiß das Gewebe auch zu blümen, das ist, allerley Figuren, nicht durch blosses Eindrücken, sondern durch Weben, hinein zu bringen.

Dieses geschiehet durch die Ordnung im Tretten, und durch die Menge der Schäffte, das ist, der sogenannten, oder aus Fäden gemachten Wände, durch welche man den Zettel ziehet, und solchen nicht auf einmahl, sondern nach und nach umschränken lässet, folglich auch also durchschiesset. Die Tücher, die glatten Etamine und viele andere baumwollene, seidene oder leinene Zeuche, werden nur mit zwey Schemeln oder eben so vielen Schäfften gearbeitet; da-

daher sind sie auch durchaus gleich und einfach. Viele Maroes, ingleichen die meisten Sarsche, webet man mit vier Schemeln, daher durchschneiden sich die Fäden creutzweise und nach der Queere, es wird auch das an sich dünne Gewebe, vermittelst dieses Durchschusses dichte und stark. Arbeitet man mit drey Schäfften, so ist der Zeuch wieder ganz anders gekettelt, bekommet einen andern Reper, hat auch ein ander Ansehen, und einen andern Nahmen. Noch grössere Veränderung zeiget sich, wenn man mit acht, mit zehen, mit 24. ja mit noch mehreren Schäfften webet. Sie werden entweder getretten, oder gezogen. Indem der Weber seine Schützen durchwirft, stehet einer neben ihm, der bey jedem Schusse den Schafft bey seiner Schnure aufziehet, hernach wieder fallen lässet, und einen andern ziehet, wobey er eine beständige Ordnung beobachtet. Wenn benebst der Vielheit der Schäffte, auch das Zettel-Garn verschiedene Farben hat, oder in einer gewissen Weite allemahl ein Faden von anderer Farbe durchgeschossen wird, so verursachet die Ordnung, in welcher jeder Punct am Zettel-Faden ins Gewebe kommet, und die Ordnung, nach welcher jeder Punct am Eintrags-Faden oben auf der Fläche des Zeuches erscheinet, oder von dem Zettel bedecket wird, allerley

Die Kleidung.

Gezogene Arbeit.

Züge

Die Kleidung.

Züge, Blumen, Laubwerke und andere Figuren, welche in einer gewissen Weite auf das neue sich sehen lassen, weil die Ordnung im Tretten der Schemel, sodann auf das neue wieder von vorne anfänget. Man siehet mit Vergnügen, wie der Weber aus dem vor ihme liegenden Muster abzunehmen weis, was für Schäffte und in welcher Ordnung er sie tretten oder ziehen müsse, damit das Bild in seiner gehörigen Gestallt, und mit allen Farben erscheine. Doch ich zweifle, ob es sich mit Worten deutlich erklären lasse, wie man ein Muster verstehen, und das Tretten der Schemel nach selbigem einrichten müsse, es ist genug, wenn man nur merket, es komme alles darauf an, was vermittelst der Tritte für Fäden vom Zettel zum Durchschiessen aufgezogen, und was für Puncte am Eintrage überdecket oder bloß gelassen werden. Wollen Sie, mein Herr Chevalier, diese Arbeit von Grund aus erforschen, und Stuffen-weise darinn zunehmen, so müssen sie erst dem Seiler zusehen, wie er einen Gurt flicht. Das leichte dienet allemahl dazu, daß man hernach das schwehrere desto besser verstehet. Hernach gehen sie zu einem Leinweber, und von da zu einem Bortenwürker. Sodann werden sie auch die Vortheile einsehen lernen, die man bey gezo-

gezogener, damascirter und aller geblümter Arbeit überhaupt, gebrauchet. Die Kleidung.

Ich zweifle keinesweges, mein wertheſter Chevalier, Sie werden gleich der ganzen Welt, die beſtändig-neuen und ſchönen Muſter unſerer Lioniſchen Zeuche bewundern. Allein dieſe koſtbare Arbeit iſt nicht für jedermann. Der Kaufmann läſſet ſich zwar einen Zeuch wohlgefallen, womit er hundert vornehme Perſonen bedienen kan, es iſt ihm aber ein anderer noch weit lieber, wozu er viele tauſend Liebhaber findet. Es iſt auch der Geſellſchaft an dem letztern weit mehr gelegen, weil dazu Sachen die im Lande wachſen verarbeitet, und viele hundert Einwohner dieſelbige zu bereiten, ernähret werden. Die gemeinen Zeuche, ſchaffen der Spinnerin, dem Färber, dem Weber, und dem Kaufmanne Brod. Um dieſer Urſache willen verbietet man die ausländiſche Zeuche mit allem Rechte, weil ſie den Abgang unſerer Land-Waare hindern, und unſern Handel zerſtören. Zum Unglücke reitzet die Schärfe der Geſetze unſere Begierden nur deſto mehr, ſie alle Augenblicke zu übertretten. Wir ſchreyen über eine Verordnung, welche das ganze Land glücklich machen würde, wenn man ſie genau beobachtete. Wir unterſtützen den Schleich-Handel, da er doch, ganz unvermerkt, den Handwerks-

Die Kleidung.

mann um seinen Verdienst, und die Eigenthümer um den Verkauf ihrer Wolle bringet. Das einige Mittel dagegen wäre, wenn man bey uns einen Zeuch verfertigte, der eben so schön als die Cattune, und dabey wohlfeil wäre.

Unsere Weber bringen allerley Blumen und Schattirungen in Wolle und Baumwolle. Sollten wir nicht endlich etwas verfertigen können, das so gut wäre, als was wir aus Persien und Indien bekommen. Sollten wir keine Farbe erfinden können, die auf unsern gemeinen Materien eben so schön und dauerhaft wäre, als die Asiatische Mahlereyen auf ihrer Baumwolle. Ich halte es für etwas mögliches, da wir wissen, daß es in Asien angehet; zugleich aber, für einen Schatz der bey uns noch vergraben lieget, und seinem Erfinder heimfället. Ich muthe jeden Handwerksleuten und Personen von gemeiner Einsicht diese Erfindung nicht zu, sondern den Künstlern, und zumahl den Naturkündigern, und ich trage mein Verlangen in Gestalt einer Aufgabe vor.

Aufgabe für die Naturkundige.

Man soll entweder von unserer Landwolle, die man zugleich gegen die Motten in Sicherheit setzen muß, oder doch wenigstens aus unserm Hanfe, und aus der Baumwolle, die wir in Cayenne, Martinique und St. Domingo zielen, einen Zeuch zu verfertigen

tigen angeben, der uns im Sommer zu leichter Kleidung, und das ganze Jahr über, zu allerley anständigen Auszierungen unserer Wohnungen diene. Man solle ferner angeben, wie man mit wenigen Kosten, entweder mit dem Pinsel, oder auf dem Stuhle, oder auf einige andere Weise angenehme Zierathen und eine Farbe, die im Waschen nicht ausgehet, hineinbringen solle. Die Kleidung.

Die Sache ist möglich, nicht nur, weil Leute die gar keine Naturkündiger sind, sie in Indien würklich machen, sondern auch weil es systematische Naturkündiger giebet, die den Bau einer ganzen Welt anzugeben wissen.

Die Ursachen warum ich diese Aufgabe vorlege, sind wichtig. Ich kan sie auf drey bringen; 1. damit sich die Land-Leute bey uns auf den Hanf- und Flachs-Bau legen, oder doch wenigstens unsere Baumwollen-Sammler in vorgemeldeten dreyen Inseln, durch hinlängliches Abtauschen ernähren möchten; 2. damit der starke Abgang dieses Zeuches vielen Handwerks-Leuten ein gewisses Brod verschaffe; 3. damit das Geld, so der Schleich-Handel unsern Nachbarn zuführet, oder welches auf Nimmerwiedersehen nach Amadabat oder Benderabassi geschicket wird, in unserm eigenen Beutel bleibe.

Die Kleidung.

Dieses ist die Aufgabe. Wer das gemeine Beste zu Herzen nimmet, kan sein Nachdenken nicht leicht auf etwas wenden, das seinem Vatterlande dienlicher wäre, als die vorgeschlagene Erfindung. Vielleicht liefert uns die neuere Natur-Lehre, welche die Natur der Farben, und den Bau aller Dinge aus dem Grunde kennet, den verlangten Zeuch.

Fünftes Kupferblat.

A. Das Waschen der Wolle und der Zeuche.

B. Das Aufspannen an den Rahmen.

1. Flösse auf dem Wasser, worauf gewaschen wird.

2. Stange die Wolle zu wenden.

3. Wanne worein das Wasser dringet, ohne die Wolle mit sich wegzuführen.

4. Flösse worauf Tuch ausgespühlet wird. Eben diese Ziffer zeiget auch den Bock, worüber man das Tuch hänget, und abtropfen lässet.

5. Das Tuch.

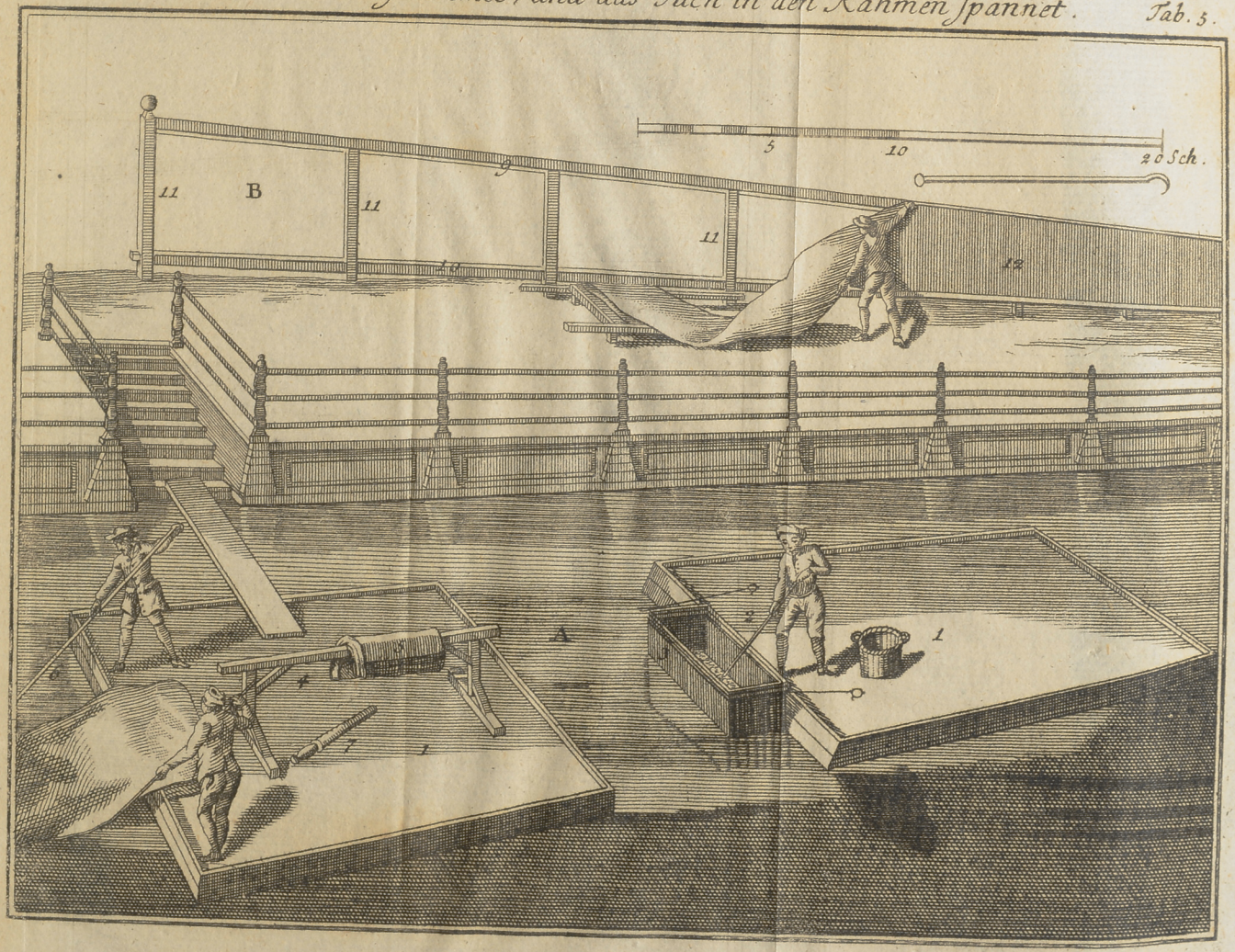
6. Krücke, oder Stange zum ausfleihen.

7. Waschbleuel.

8. Rahmen, woran ein ganzes Stück Tuch, oder anderer Zeuch, der sehr einlauffet, angehänget wird.

9. Die

6. Theil. Wie man die Wolle schwemet, und das Tuch in den Rahmen spannet. Tab. 3.



C



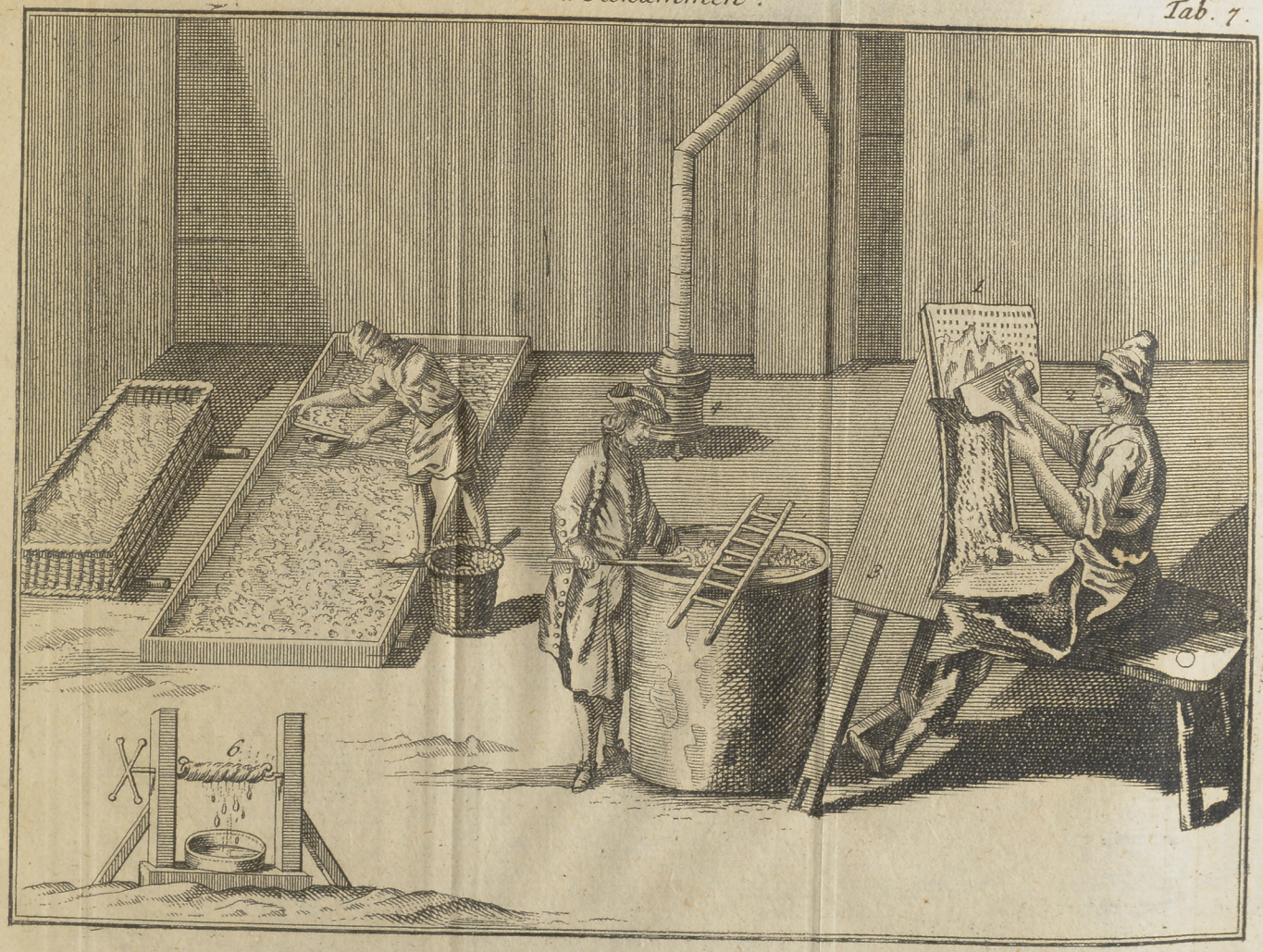
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0442
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0443
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0444
DFG

Das Wollkämmen.



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0445
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0446
DFG

9. Die Scheiden, oder Queer-Hölzer so mit Clavieren, das ist mit einer Reihe Haacken, drey Zoll weit voneinander versehen. Die Kleidung.

10. Untere Scheide, so man nach Gefallen höher richten kan.

11. Bewegliche Säulen.

12. Das Stück Tuch.

Sechstes Kupferblat.

Das Wollschlagen.

1. Die Horde.

2. Arbeits-Leute, so im Schlagen begriffen.

3. Trocken-Stangen, woran die Wolle zum Trocknen aufgehänget wird.

Siebendes Kupferblat.

Das Wollkämmen.

1. Gestelle.

2. Kämme.

3. Kasten.

4. Ofen.

5. Schmelzen der Wolle, mit Oele oder andern fetten Sachen.

6 Wollwäsche, womit die Wolle ausgerungen wird.

Die Kleidung.

Achtes Kupferblat.

Das grosse Rad.

1. Fußbank am grossen Rade.

2. Docke, so die Filz-Spiegel hält. Sind zwey Stückgen Filz, mit einem Loche, wodurch die Spindel gestecket wird.

3. Rad, so bloß mit der Hand angestossen und umgetrieben wird.

4. Radwelle.

5. Spindel worauf man das Garn also auflaufen lässet, daß es einen Kegel vorstellet. Ein solcher Garn-Kegel wird ein Schlauch genennet. Man kan ihn von dieser Spindel abziehen, an eine andere stecken, und hernach abhaspeln, wie bey 10. und 12. zu sehen.

6. Borte, so das Garn am dicken Ende des Schlauches auf der Spindel hält.

7. Filze an die Spindel zu stecken.

8. Stock, so das Rad träget.

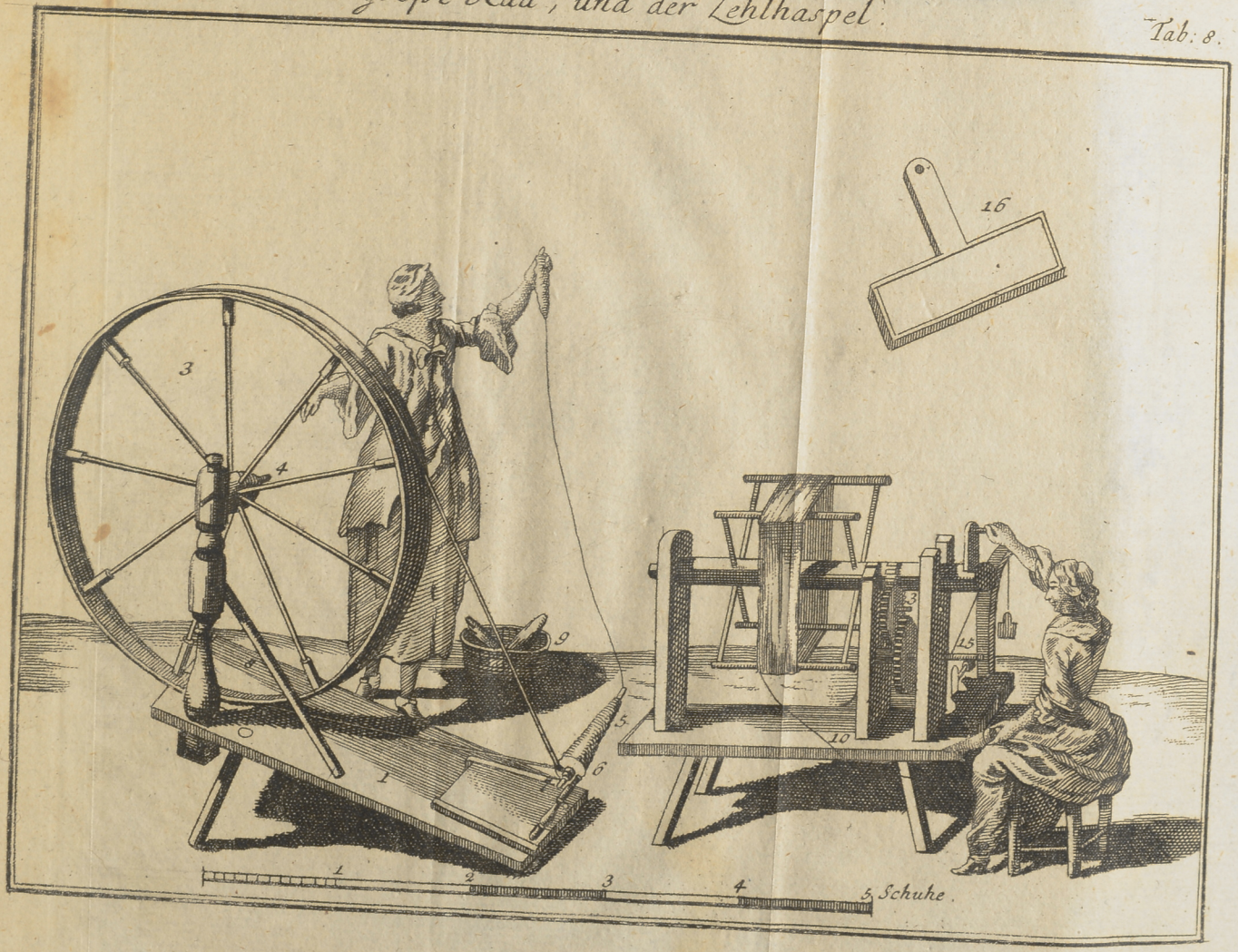
9. Korb von Flieten. Die Spinnerin hält eine in der Hand.

10. Haspelbank, worauf der Schnapp- oder Zehl-Haspel stehet, das Garn von den Schläuchen abzuwinden.

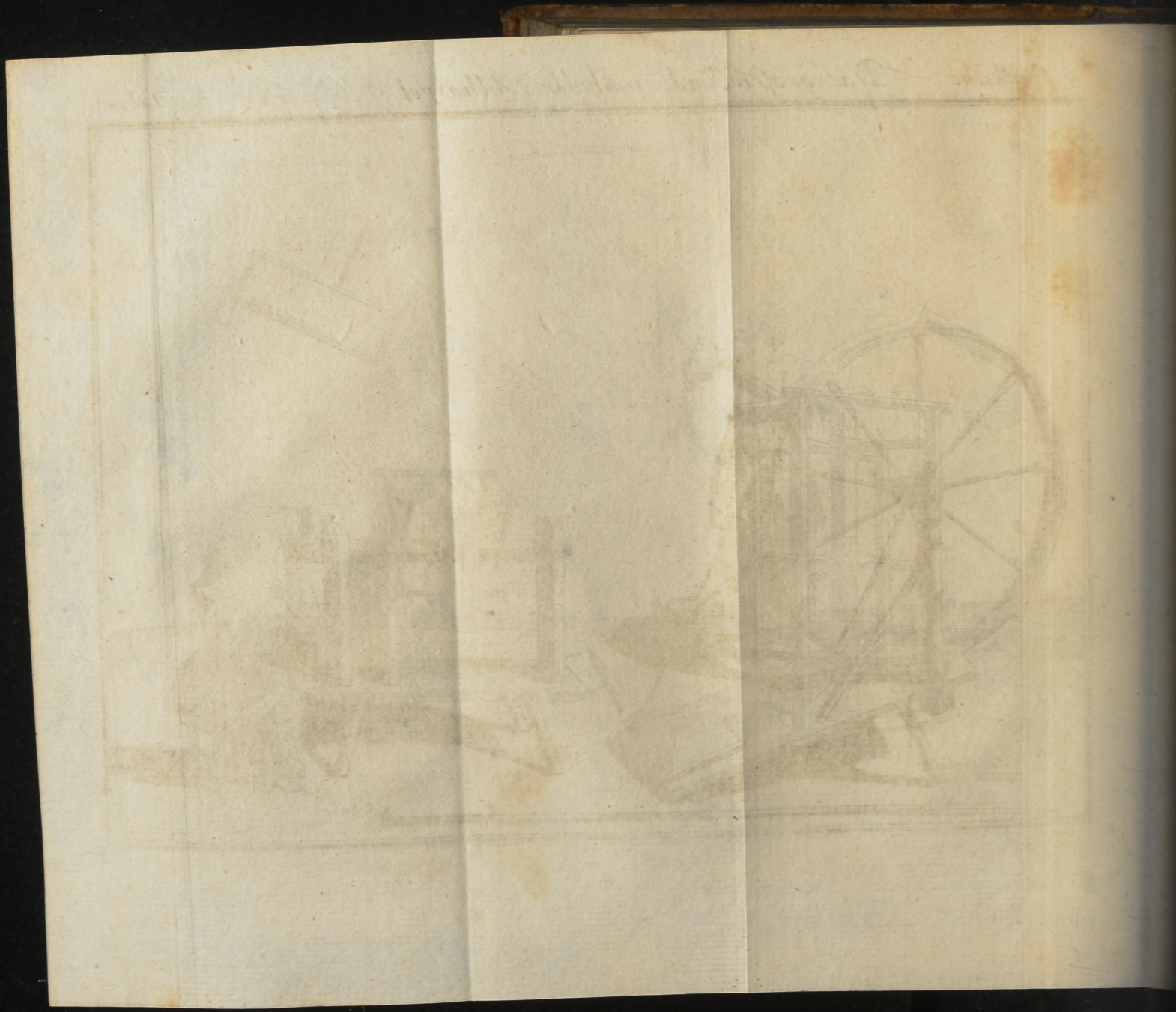
11. Stöcke des Haspels.

12. Seine Arme oder Flügel. Die Welle hat ein Getriebe von vier Einschnit-

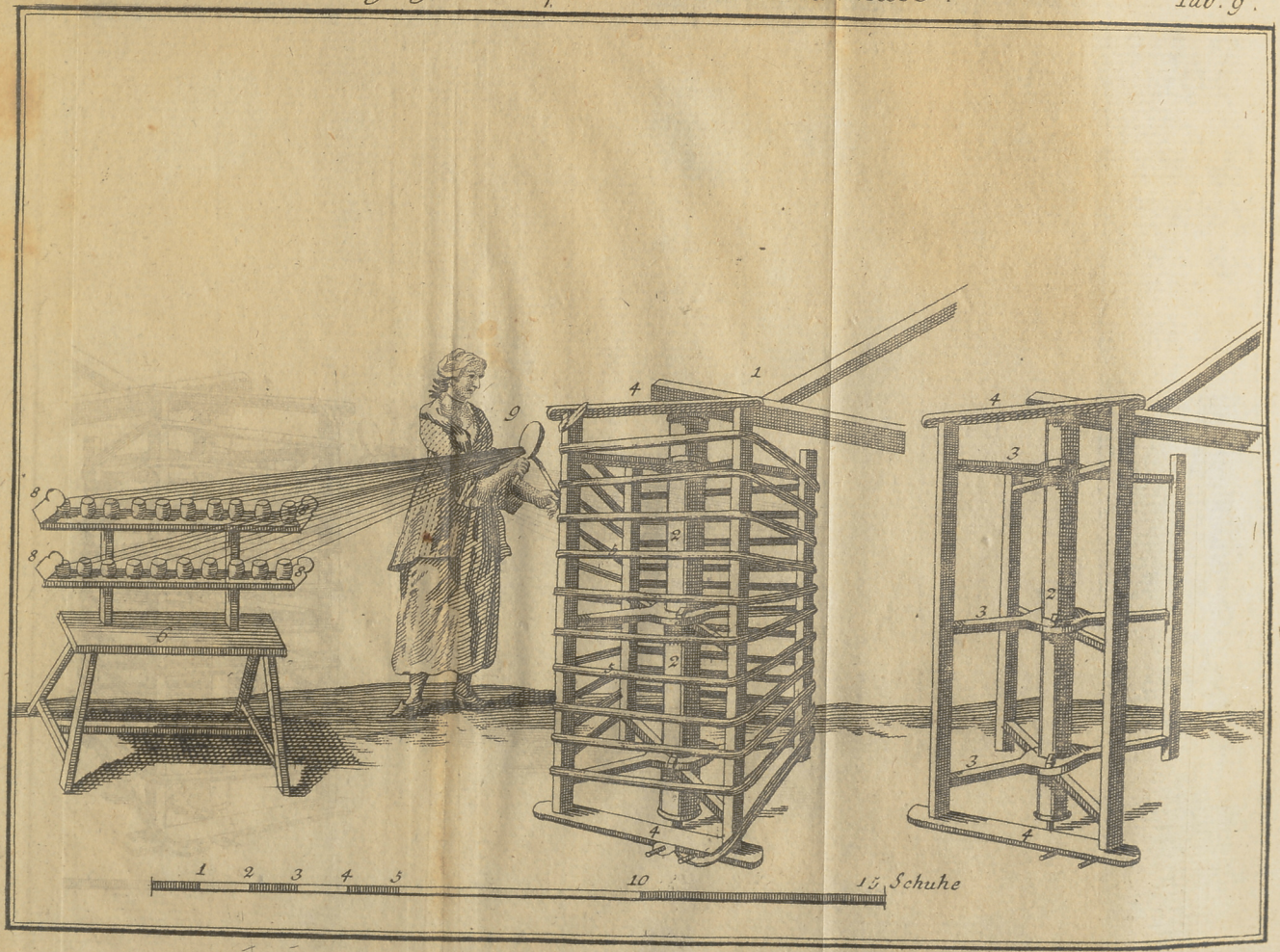
Das grosse Rad, und der Zehlhaspel.



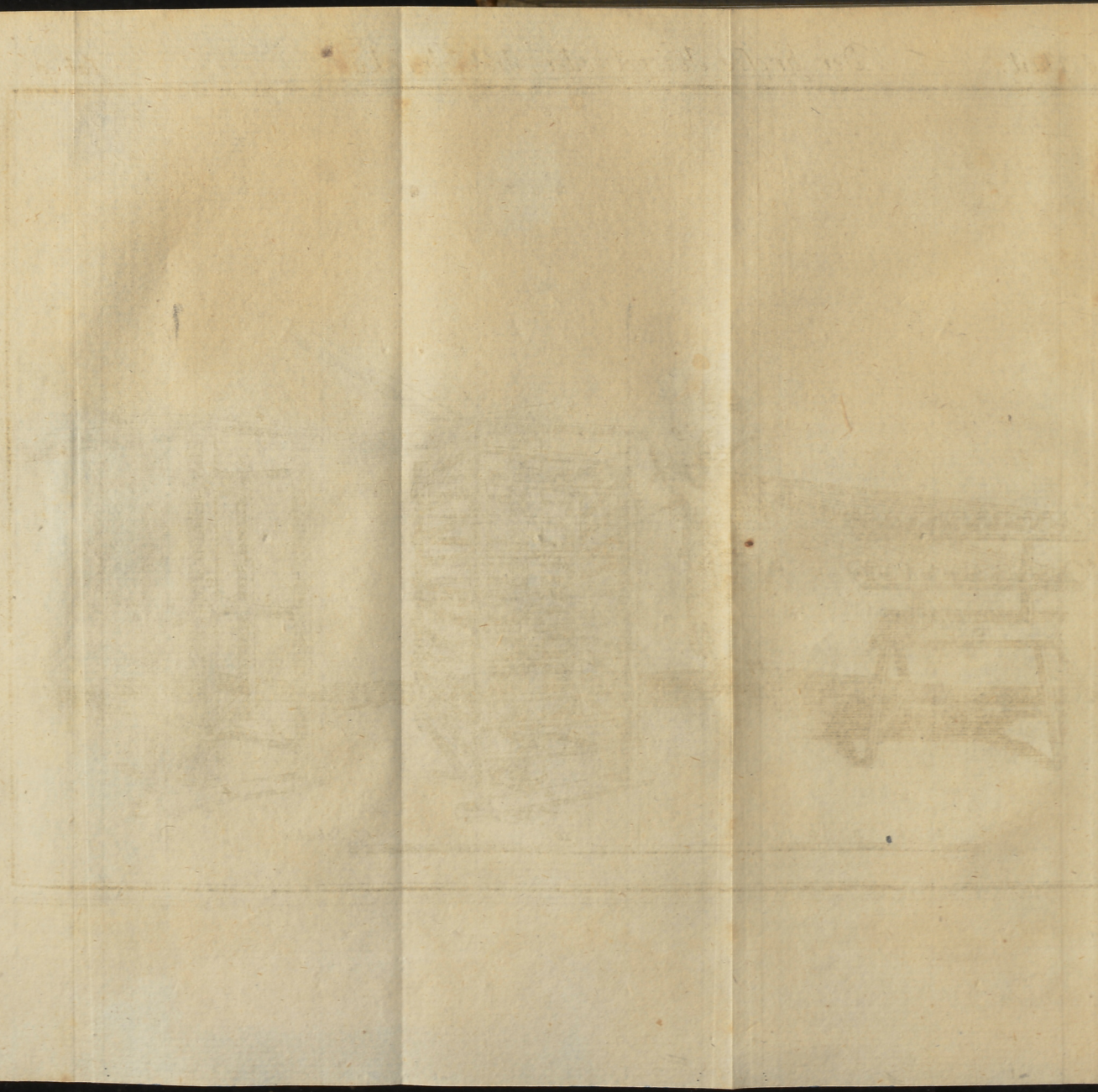
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0449
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0450
DFG



E



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0452
DFG

schnitten, womit es beym Umdrehen in die Zähne des Rades N. 13. greifet. Die Kleidung.

13. Zwey Räder, wovon das obere mittelst eines Getriebes, die Zähne des untern fortstösset.

14. Hammer, dessen Stiel vermittelst einer Klinke unten am untern Rade niedergedrücket ist.

15. Schnur, welche sich um die Welle des untern Rades aufspinnet, sie hat ein Gewicht an sich hängen, welches stille hält, wenn das Rad eine gewisse Zahl von Umlaufen vollendet hat.

16. Cartätsche, womit die Wolle zum Spinnen gestrichen worden.

Das neunte Kupferblat.

Das Legen des Zettels.

Man hat nicht für nöthig erachtet im Kupfer vorzustellen, wie das Garn zum Zettel gesponnen werde, als welches entweder an der Spindel oder am kleinen Rade geschiehet.

1. Der grosse Haspel, oder die Schirr-Kübe, worauf das Garn zum Zettel aufgewunden wird.
2. Welle mit vier Stäben.
3. Sechs Creutze, so die Stäbe halten.
4. Das Gelese. Das Garn wird um

Die Kleidung. einen Pflock fest gemachet, oder angeschlungen, hernach vielmahls um den Haspel herum gewunden bis an den andern Pflock, wornach es einen Gang, oder an theils Orten nur einen halben Gang, beträget. Indem man fortfähret das Garn von diesem Pflocke um den Haspel zu winden, bis man den ersten Pflock wieder erreichet, leget man den zweyten Gang. Der Weber muß wissen, wie viel er Gänge zu seinem Zettel bedarf.

5. Umläufe werden von dem Garn gemachet, so oft es um den Haspel herum kommet; sie stehen sämtlich gleichweit auseinander.

6. Bank, worauf die Schirrlatte stehet.

7. Zwanzig Pflöcke, woran die Spuhlen stecken.

8. Schnur so unter den Fäden aufgespannet wird, damit sie beysammen bleiben, und damit ihnen das allzufaserigte Wesen durch das Reiben benommen werde.

9. Das Sieb, ein durchlöchert Holz, die Fäden zu vereinigen.

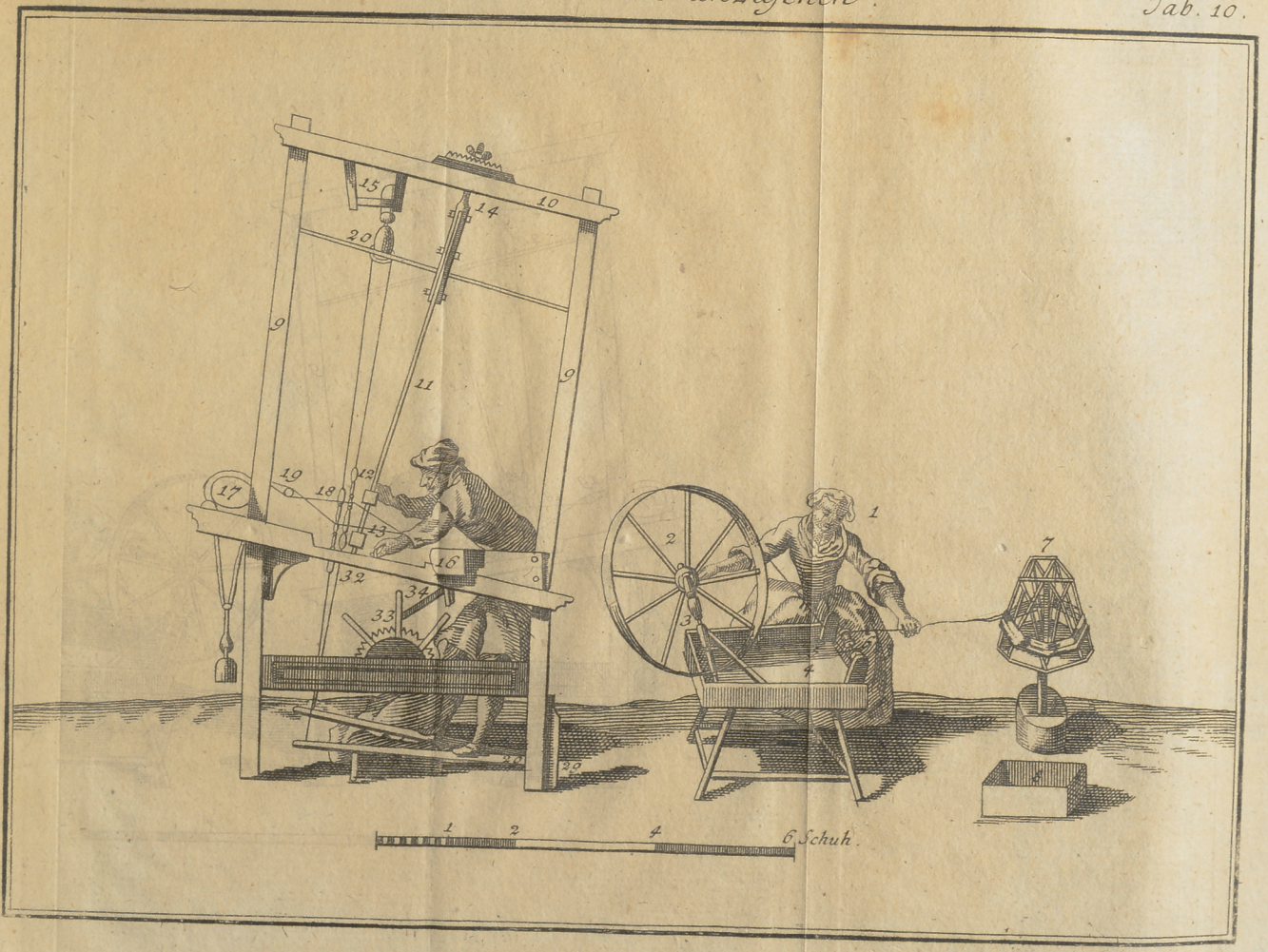
X. und XI. Kupferblat.

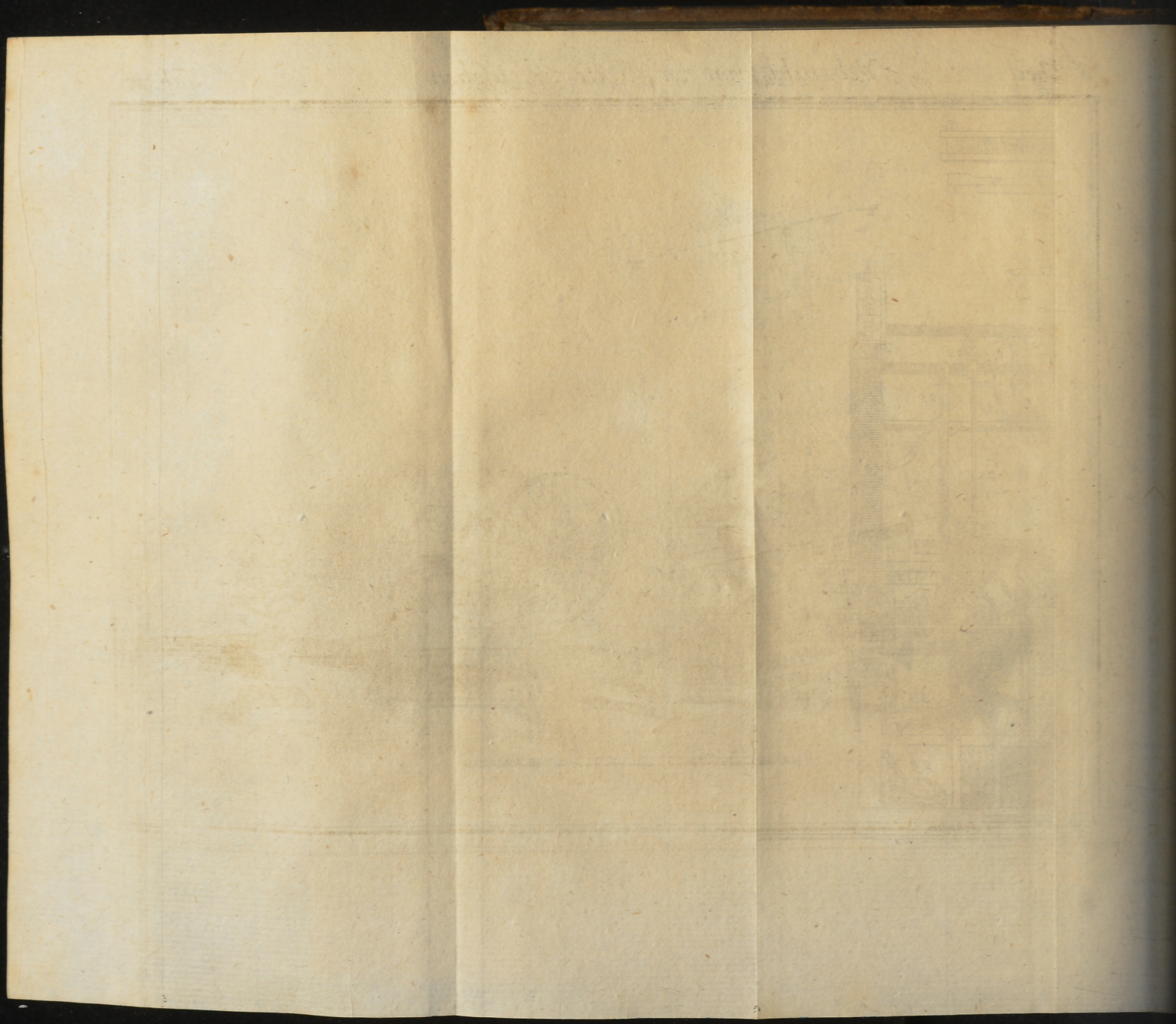
Ein Webstuhl ist auf dem 10. Blate von der Seite, im 11. aber von vorne zu sehen.

1. Spuhlerin, welche einen Strehnen Eintrage-Garn auf Spuhlen windet.

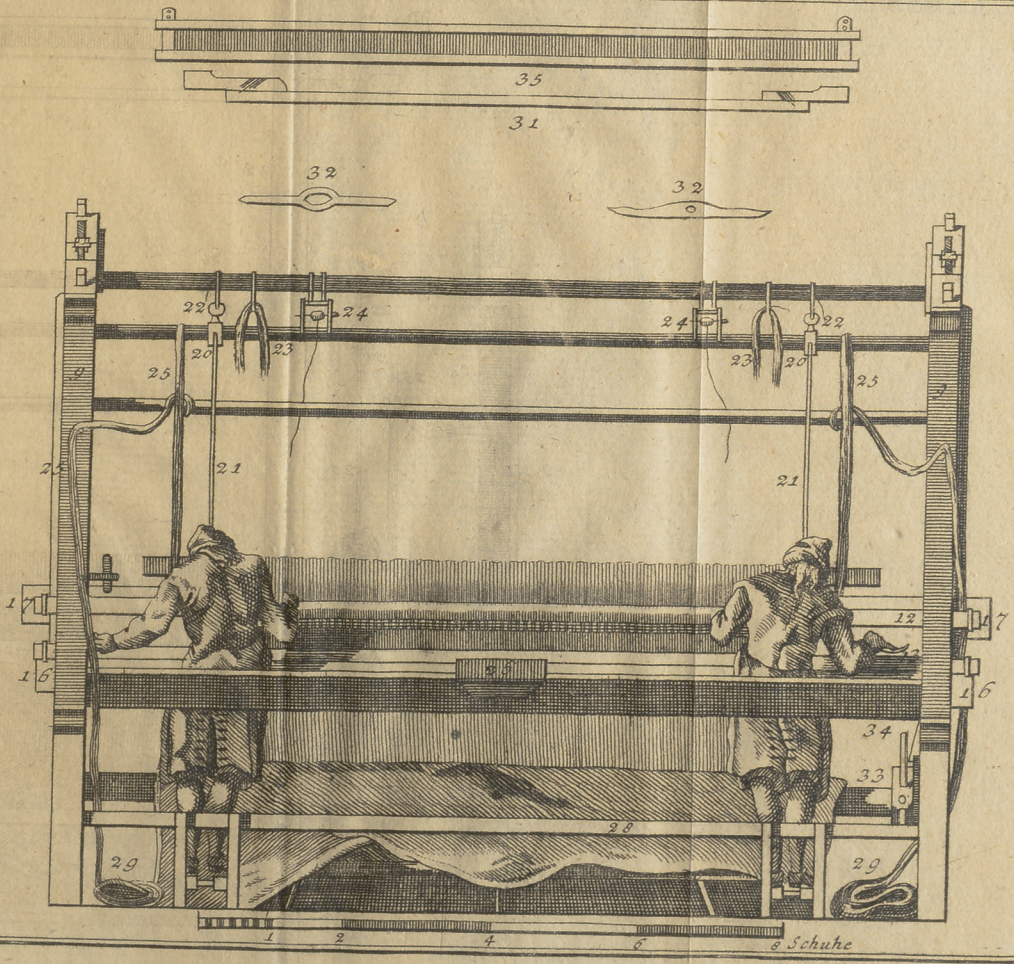
2. Spuhl-

Webstuhl von der Seite anzusehen.

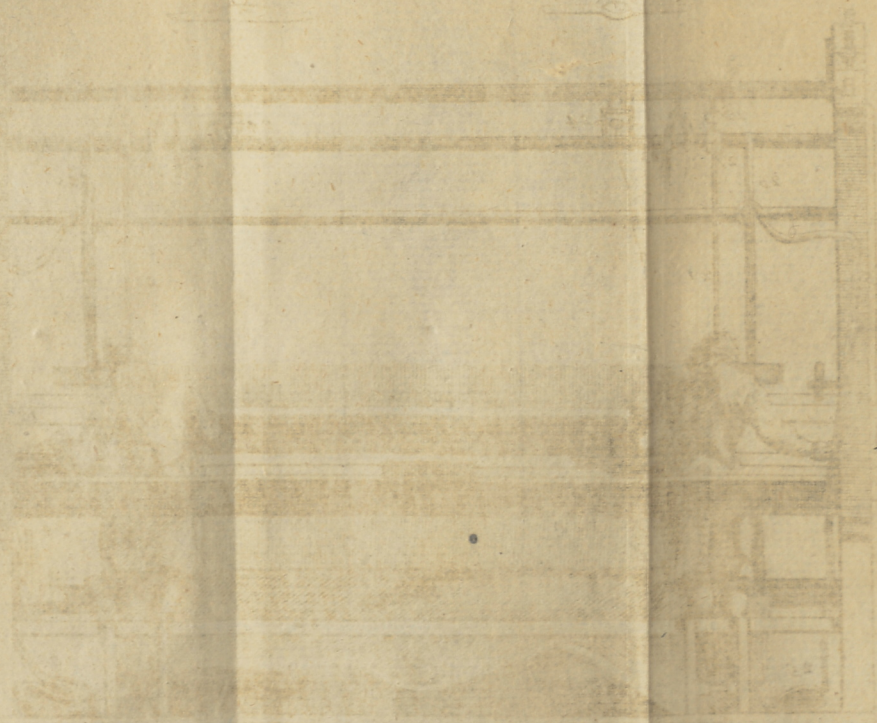




Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0456
DFG


35
31
32
32
22
24
24
22
26
23
23
26
25
25
21
21
1
16
12
7
16
34
33
28
29
29
1
2
4
6
8 Schuhe

F



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0458
DFG

2. Spuhl-Rad mit seinem Handgriffe. Die Kleidung.
3. Säulgen, worinn das Rad hänget.
4. Spuhl-Kasten, worein man die ledige Spuhlen leget.
5. Eiserne Spindel oder Spuhl-Eisen, welche nebst der angesteckten Spuhle von der Radschnur umgedrehet wird.
6. Wirbel, darinn die Schnur gehet.
7. Haspel mit seinem Gestelle. An den Haspel ist nasses Garn geleget, welches auf die Spuhlen gewunden wird.
8. Kasten, worein man die vollen Spuhlen leget.

Auf eben diesem Blate. Ein Stuhl zum Tuch- oder Sarsche-weben, von der Seite zu sehen.

9. Die Wände.
10. Riegel.
11. Die Schwingen, welche zum Schlagen des Gewebes dienen, damit das Werf-Garn dichter zusamm kommet.
12. Obertheil der Lade, oder Anschlag, ist ein langes Holz, das der Weber wechselsweise jetzo mit der rechten, hernach mit der linken Hand fasset.
13. Die Lade begreift den Kamm oder das Blat, nebst dem untern Riegel-Holze. Man sehe auch das 11. Kupferblat.
14. Schwing-Nadel, Bolzen oder

Die Kleidung.

Block, welcher dazu hilft, daß die Schwingen sich leicht bewegen.

15. Flasche, woran der Kloben hänget, um welchen man die Schnur wirft, womit die Schäffte auf- und nieder gezogen werden.

16. Schleifbaum. Viereckigtes und glattes Holz, mit einer Oefnung, wodurch das Stück gezogen, und hernach auf den Tuchbaum aufgerollet wird.

17. Garnbaum, am andern Ende des Stuhles, worauf der Zettel angeschirret oder aufgewunden wird.

18. Das Blat, und etwas weiter davon, die Schäffte, oder lange Stöcke, welche die Litzen halten. Die Litzen sind Fäden, etwa eines Schuhes lang, oben und unten an den Schäfften befestiget, und haben in der Mitte ein Rinkgen, wodurch ein Faden vom Zettel-Garne gezogen wird. Die Schäffte und Litzen zusamm, machen das Geschirr.

19. Schnurstecken, wird zwischen das Zettel-Garn gestecket, damit es sich theilet.

20. Kloben, worüber man die Schnur wirft, an welcher die Schäfte auf- und niedergehen. Hier im Kupferstiche ist nur ein einiger Kloben vorgestellet, weil man den Stuhl von der Seite siehet. Es ist aber noch ein Kloben mit seiner Schnur

an

an der andern Seite des Stuhles vorhanden, woran ebenfalls zwey Schäffte gehen. Die Kleidung.

Eilftes Kupferblat.

Auf diesem findet man gleichfalls alles, was vorhero durch die Ziffer 9. und so weiter angedeutet worden.

21. Die Schnur, so von einem Schaffte zum andern über den Kloben 20. gezogen wird, und die Schäffte mit sich auf- und niederziehet und springen lässet. Man sehe N. 18. auf dem vorigen Blate.

22. Die Flasche, worinn der Kloben lauft.

23. Litzen-Garn. Ist ein Gebünde von solchem Garne, woraus die Litzen verfertiget sind, damit man ausbessern könne, wenn etwa eine reissen sollte.

24. Spuhlen-Docke, woselbst ein Vorrath von Zettel-Garne befindlich, woferne etwa ein Faden brechen, oder mangeln sollte.

25. Vorraths-Garn für die Leisten, welche, sonderlich im Tuche, aus ganz anderm Garne, als der Zettel, bestehen, damit man den Abgang ersetzen könne, wenn ein Leisten-Faden bricht.

26. Kästgen, worein man die Spuhlen leget.

27. Der

Die Kleidung.

27. Der Sitz.

28. Fuß-Regel.

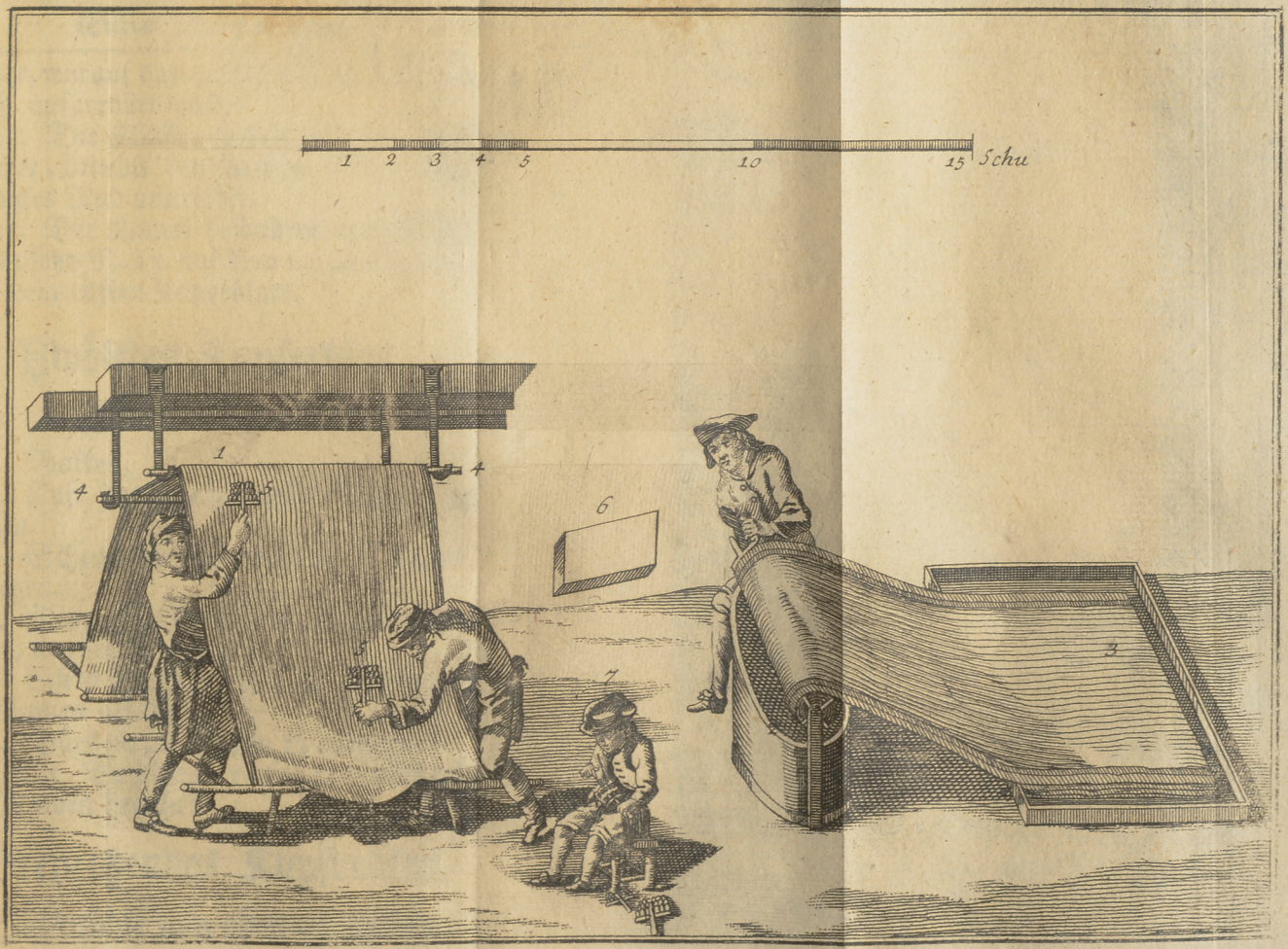
29. Die Schemel oder Tritte, sind bewegliche Latten, die vermittelst zweyer Schnüre unten an jedem Schafte hängen. Wenn man mit dem Fusse einen Schemel tritt, ziehet er den Schaft nieder, woran er hänget, und zu gleicher Zeit steiget der andere Schaft in die Höhe, weil er mit jenem an einer Schnure am Kloben hänget. Man sehe auch N. 29. auf dem 10. Kupferblate.

30. Fußbret.

31. Spannstab, Speerruthe. Schmahles gebrochenes Lineal, mit Zähnen versehen, dergleichen ein Kesselhaacken hat. Vermittelst dieser Zähne, lässet es sich verlängern und verkürzen, weil es aus zwey Stücken bestehet, und wird durch die Scheide in der gegebenen Länge festgehalten. An beeden Enden hat es keine eiserne Stiftgen, welche der Weber in die Leisten des Tuches stecket. Auf diese Weise bleibet das Gewebe nach der Breite beständig gleich ausgespannet. Die Speerruthe wird ausgenommen, und anderswo eingesetzet, wenn mehr vom Tuche fertig wird.

32. Der Schütze, von vorne und von der Seite anzusehen.

33. Der Tuchbaum mit seinem Streck-Ra-



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0463
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0464
DFG

Rade, worauf das gewebte Tuch nach und nach aufgerollet wird. Die Kleidung.

34. Die Klinke, so das Streck-Rad sperret, benebst den Armen, womit man besagtes Rad umtreibet.

35. Der Kamm besonders vorgestellet. Man sehe N. 13. auf dem 10. und N. 18. auf dem eilften Kuperblate.

Zwölftes Kupferblat.

Das Tuchbereiten.

1. Balken.
2. Kufe das Tuch durchs Wasser zu ziehen.
3. Schragen, das nasse Tuch darauf zu legen.
4. Stangen, nebst den Haackenbändern, worinn sie hängen.
5. Eisern Creutz, worein die Kolben zum Aufkratzen gefasset.
6. Bürsten, die Kolben zu reinigen.
7. 5. 5. Tuchbereiter, so das Stück mit den Kolben streichen.

Dreyzehendes Kupferblat.

Walkmühle von oben anzusehen.

1. Waschwerk wo man das Tuch vom Fette reiniget, und abspühlet. Man nennet

Die Kleidung.

net es ebenfalls eine Walze. Es ist einerley Werk.

2. Die Tuchwalke, da dem Gewebe die Dichtigkeit eines Filzes gegeben wird.

3. Rad für das Waschwerk.

4. Wasserrad für die Tuch-Walke.

5. Welle des ersten Rades, mit ihren Hebedaumen, die Walk-Hämmer aufzuheben.

6. Wellbaum des zweyten Rades. Man sehe das 14. Kupferblat.

7. Stöcke zum Waschwerke.

8. Stöcke zum Tuchwalke.

9. Walk-Hämmer mit ihren langen Schwingen oder Armen. Man sehe das 14. Kapferblat.

10. Die Schwingen oder Arme.

11. und 12. Eben diese Arme, hängen unten an einem hölzernen Nagel, jeder an dem seinigen, um welchen er sich auf und nieder beweget.

13. Kessel zum Seifenwasser.

14. Kufe, worinn die Walk-Lehre, das ist die Erde so das Fett aus den Tüchern an sich nimmet, zerrühret wird.

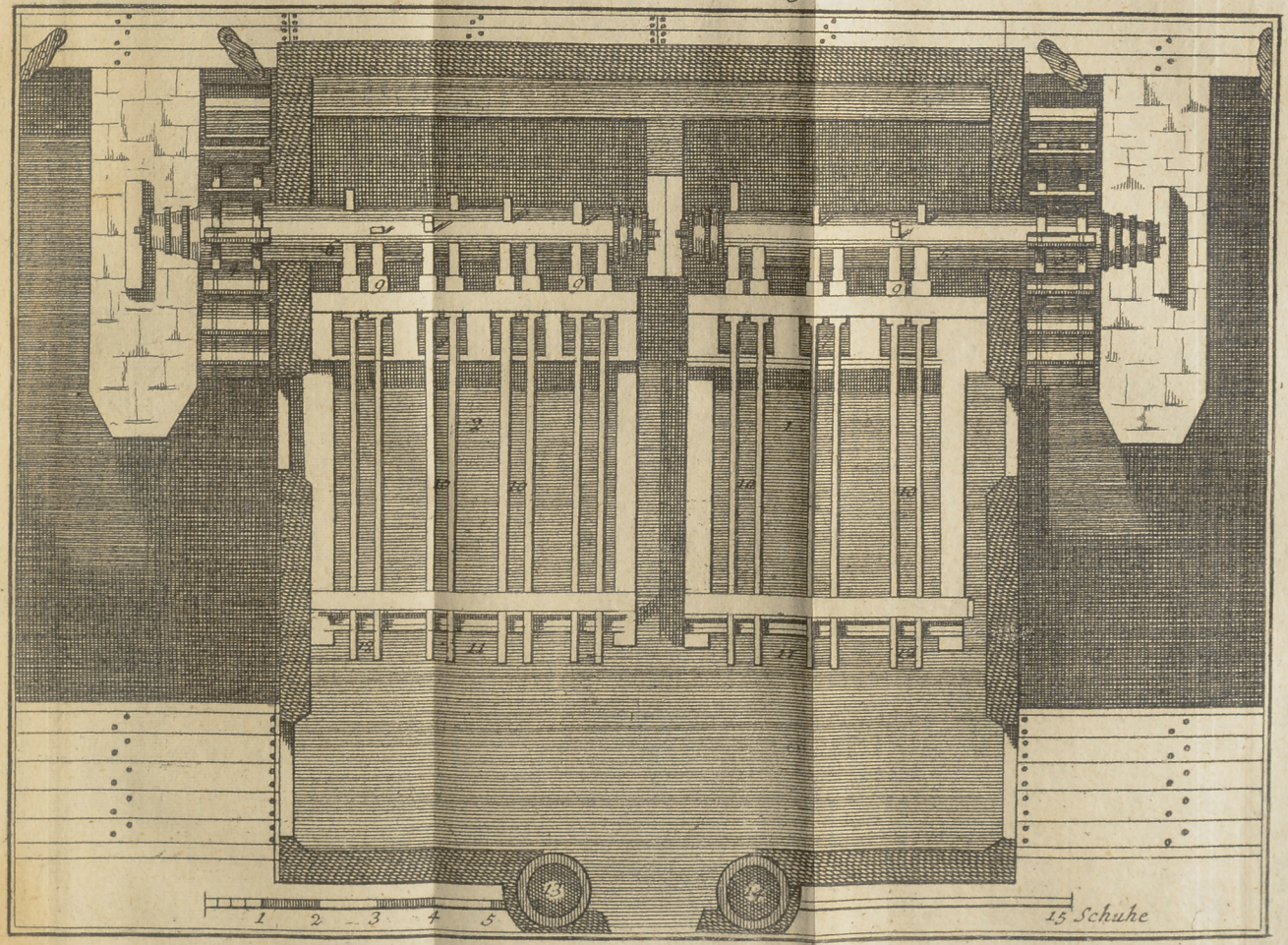
Vierzehendes Kupferblat.

Durchschnitt einer Walk-Mühle.

Die Ziffern des Durchschnittes treffen mit dem vorigen Abrisse überein. Man sehe das vorige Kupferblat.

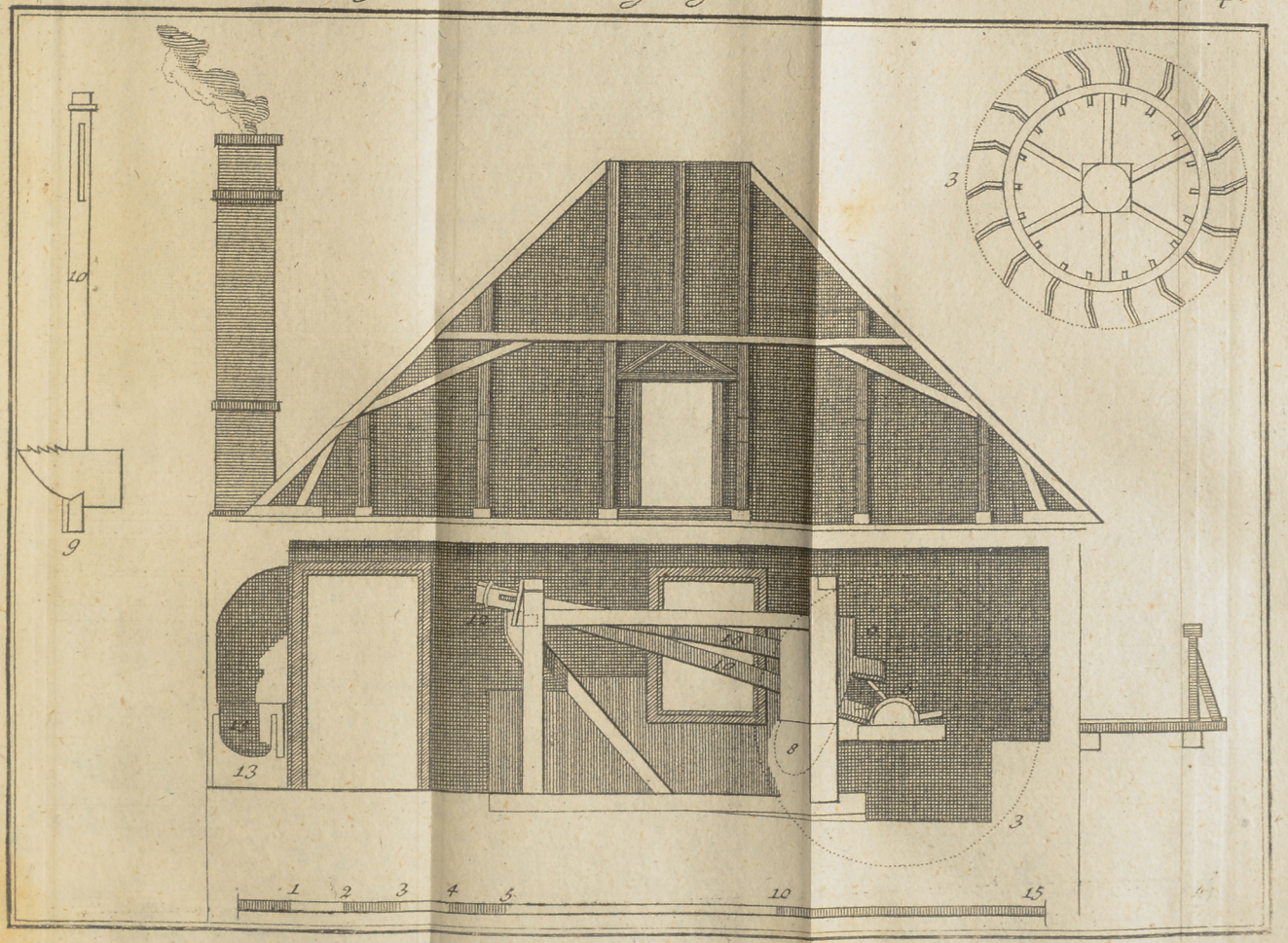
3. Spuhr,

Walkmühle von oben anzusehen.



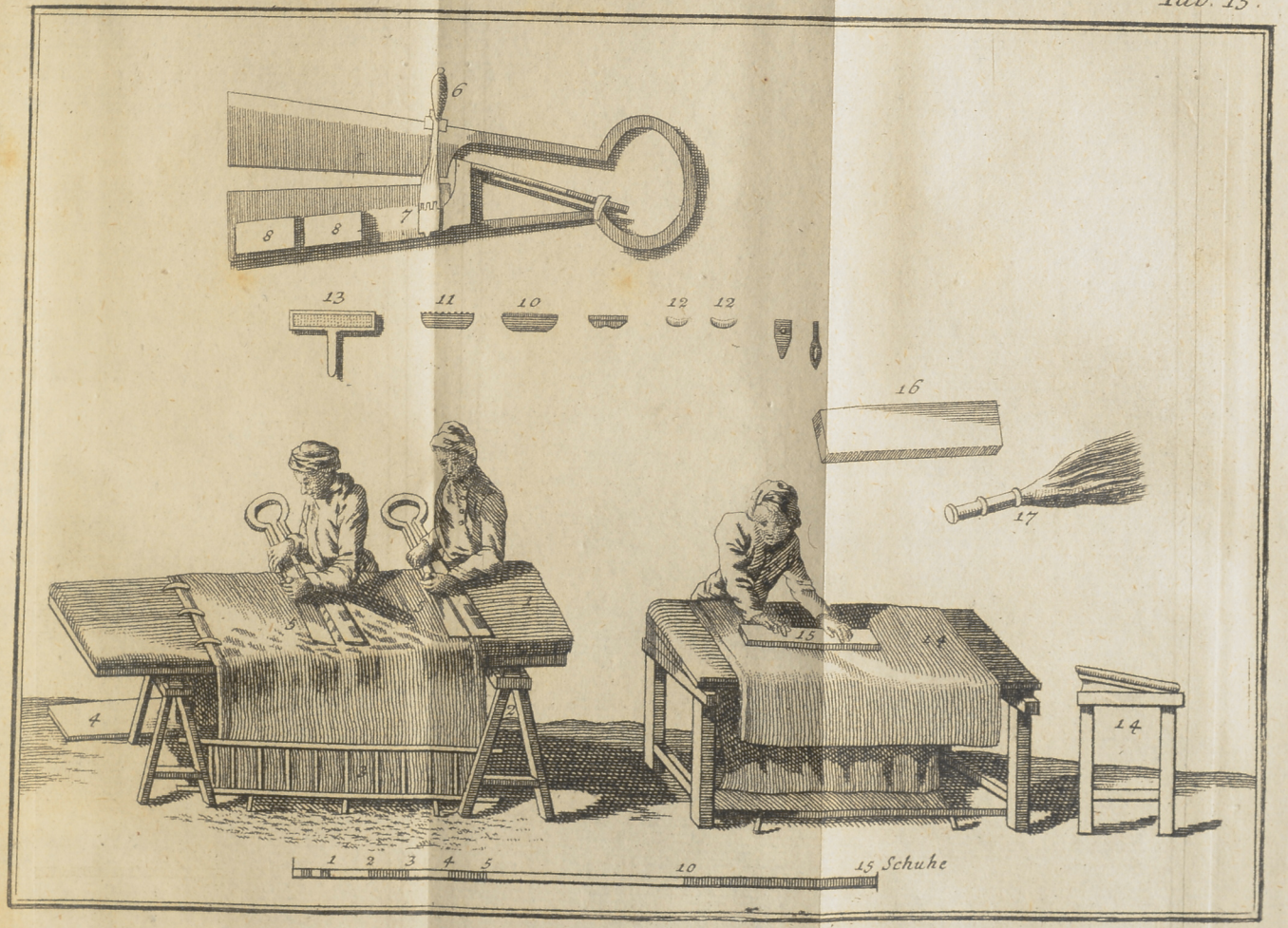
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0467
DFG

Durchschnitt und Aufzug einer Walkmühle



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0469
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0470
DFG



H

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0472
DFG

3. Spuhr wo das Wasserrad stehen solle, das ausserhalb des Gebäudes seinen Platz hat. 3*. Das Rad von der Seite anzusehen. Die Abbildung.

6. Wellbaum mit seinen Hebedaumen, welche bey dem Umdrehen der Welle unter die Hammer-Kuppe greifen, und sie empor hebea

8. Der Walk-Stock, ist hier hinter der Wand verborgen, und wird seine Stellung nur durch eine Spuhr angedeutet.

9. Der Hammer. Da solcher von der Seite vorgestellet wird, sollte man dasjenige leicht für Zähne ansehen, was nichts anderst ist als einige Kerben, welche verhindern, daß das Tuch nicht am Hammer hängen bleibe, wie geschehen würde, wenn es glatt anzuliegen käme, und keine Luft durchstriche.

10. Die Hammer-Schwingen oder Arme.

12. Das untere Theil der Arme, so am hölzernen Nagel stecket.

13. Kessel, das Seifen-Wasser zu bereiten.

Funfzehendes Kupferblat.

Das Tuchscheeren.

1. Scheer-Tisch, so mit Zwillich überzogen, und mit Scheer-Haaren ausgefüllet.

2. Ge-

Die Kleidung.

2. Gestelle.

3. Geländer, das geschorne Tuch aufzufangen, wenn es vom Tisch weggeschoben wird.

4. Fußtritt.

5. Scheere.

6. Greiffholz, womit die Scheer-Blätter gegeneinander gezogen werden, vermittelst des Zaumes, oder eines ledernen Riemens, den man spannet.

7. Wanke mit ihrer Schraube.

8. Bley-Platten, damit man den Lieger beschwehret, damit die Scheere nicht rücke.

9. Bille, so an die Stange des Liegers gebunden, und vom Tuchbereiter mit der rechten Hand ergriffen wird, indem die Linke den Läufer durch Hülfe des Zaumes schneiden lässet.

10. Reib-Bürste, die Haare aufzureiben, wo sie fehlen.

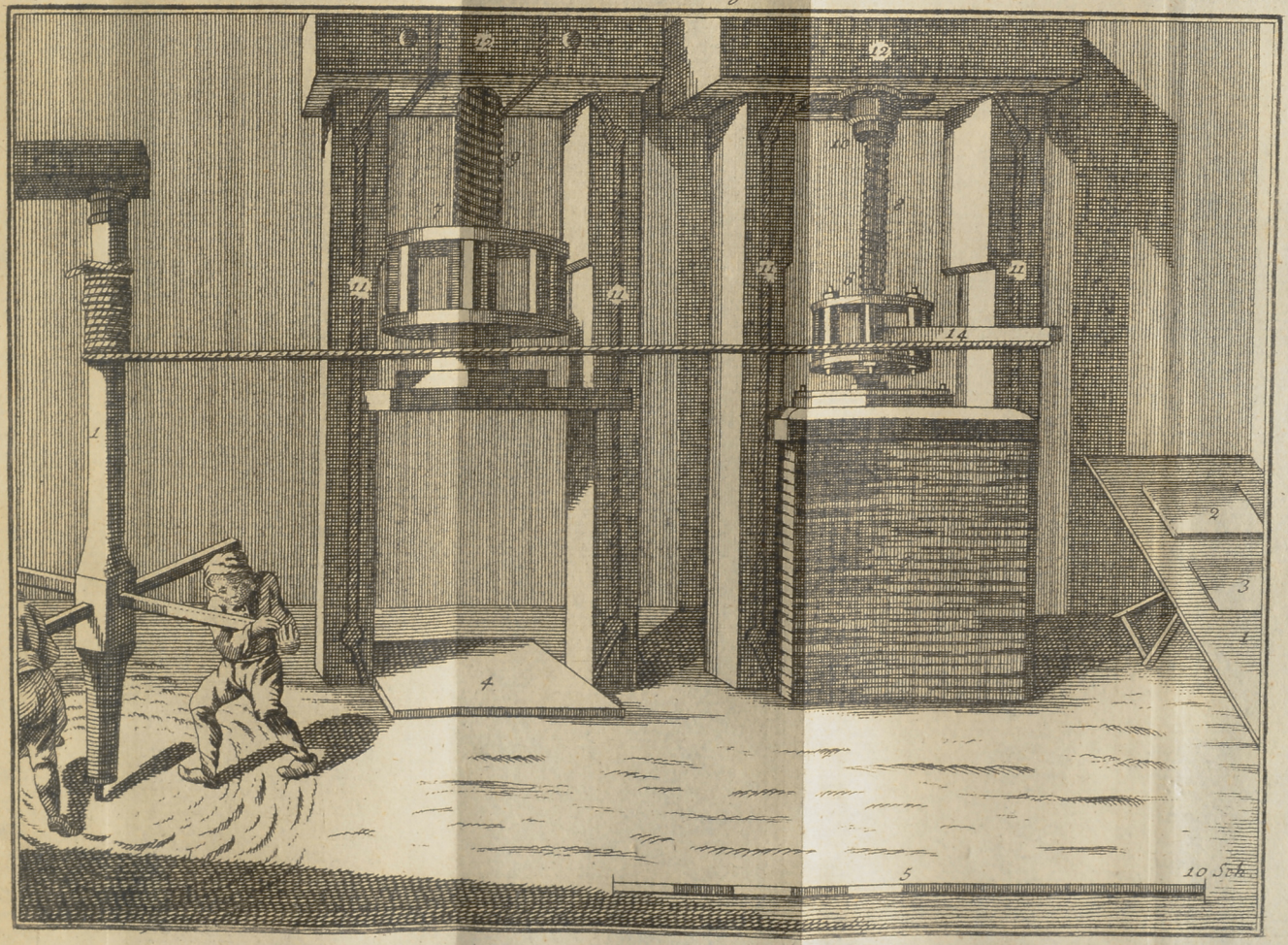
11. Glatt-Bürste, die Scheer-Haare oder Scheerwolle abzufegen.

12. Scheerhaacken, das Tuch auf dem Tische zu bestättigen. Neben solchen sind Nuppeisen von allerley Seiten anzusehen, womit man die Pfütschen ausziehet.

13. Cartätsche.

14. Streich-Tisch, dem Tuche seinen Strich zu geben, das ist, alle Haare gegen einerley Seite zu legen.

15. Streich-



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0475
DFG

15. Streich-Eisen, Streich-Scheide, ist mit einer Kütte belegt, um das Haar nieder zu streichen, und das Geniste oder die Scheerwolle wegzunehmen. Die Kleidung.

16. Bürste.

17. Tuch-Besem.

Sechzehendes Kupferblat.

Die Presse.

1. Tisch.

2. Eiserne Platte, oben auf das Tuch, wenn es in Falten oder Blätter geleget worden.

3. Blat von dicken Papiere oder Pappe, zwischen die Tuch-Blätter zu legen.

3. Bret, das zusammgelegte Stück darauf zu setzen.

5. Stücke Tuch in der Presse.

6. Eisern Rad mit fünf Speichen.

7. Hölzern Rad.

8. Eiserne Spindel, mit einem Schrauben-Gange.

9. Hölzerne dergleichen.

10. Schraubenmutter, in welcher die eiserne Spindel gehet.

11. Wände.

12. Starker Riegel, in welchem eine Schraubenmutter.

13. Winde.

14. Baum das Rad zu regieren,

Die Kleidung.

Siebenzehendes Kupferblat.

Die grosse Tuchrolle.

1. Aufzug des Tritt-Rades.

3. Eben dieses von der Seite anzusehen, nebst seiner Welle, und dem Gewichte, das von der Welle über dem aufgerolleten, und bey Num. 3. zwischen dem Gewichte und der Roll-Tafel liegenden Tuche hin und her beweget wird.

3. Die Rolle oder Walze, mit ihrem darauf gerolleten Tuche.

4. Das Rad von oben anzusehen.

5. Die Welle, so das Gewichte durch Hülfe zweyer Seile beweget, eines wickelt sich auf den Wellbaum, das andere wickelt sich ab.

6. Die Roll-Tafel.

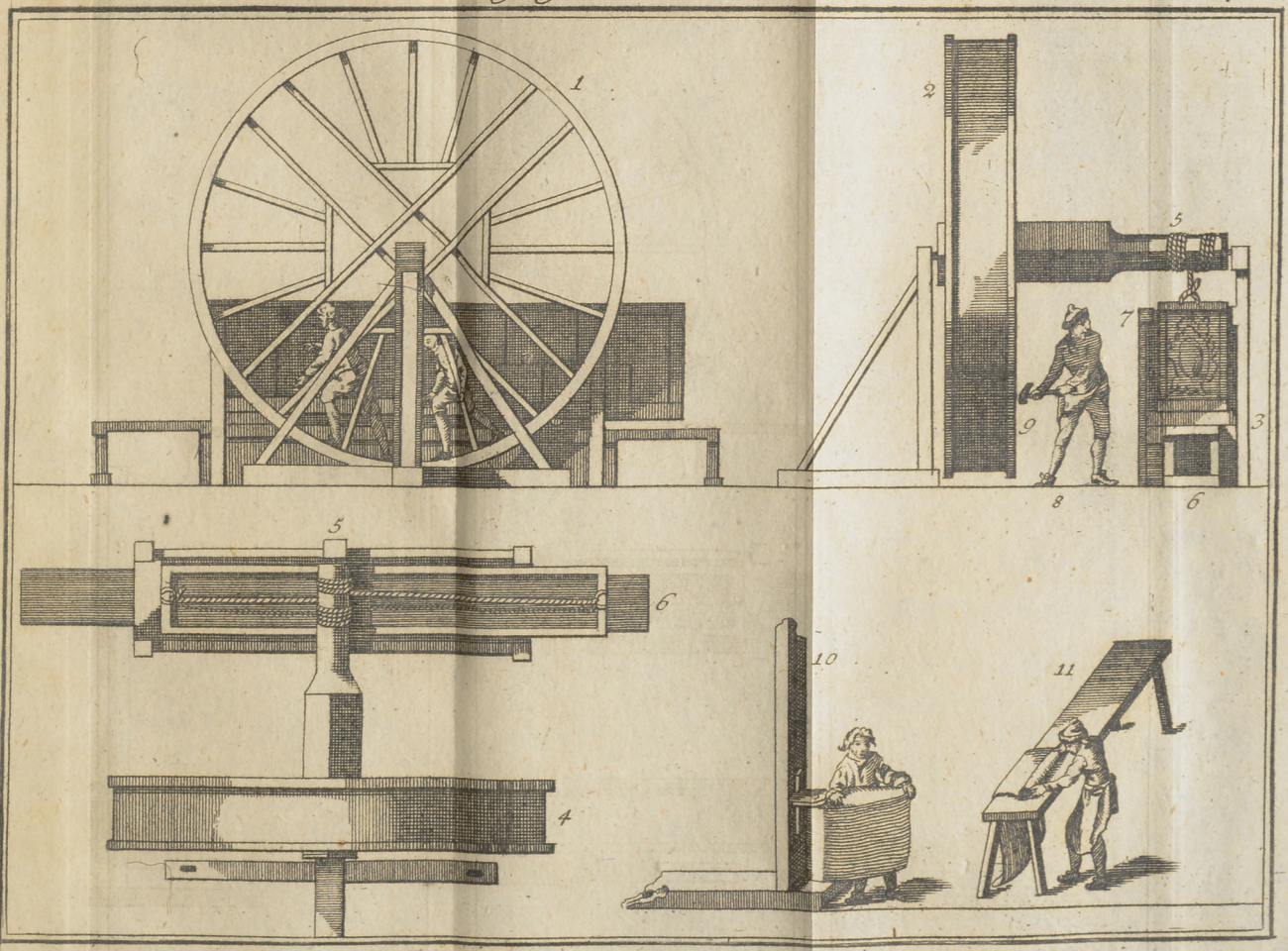
7. Das Gewichte von zwanzig bis dreyssig Centnern.

8. Tuchbereiter, so die Rolle richtet, das ist die Walze 3. mit einem hölzernen Hammer in die Richte schläget, wenn sie durch die Bewegung des Gewichtes verrücket worden.

9. Der Hammer.

10. 11. Das Auf- und Abrollen von der hölzernen oder metallenen Walze.

Achte

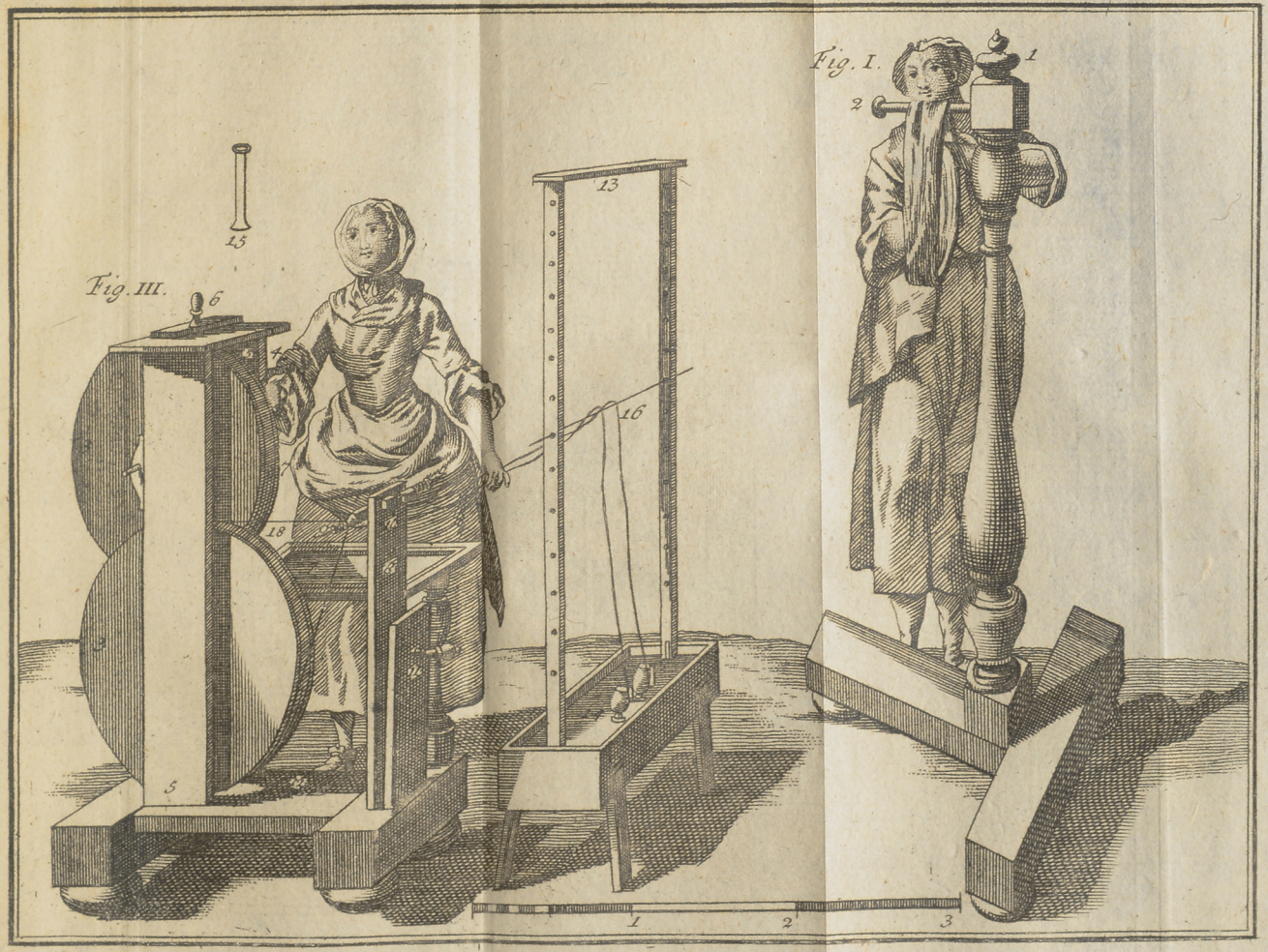


I.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0479
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0480
DFG

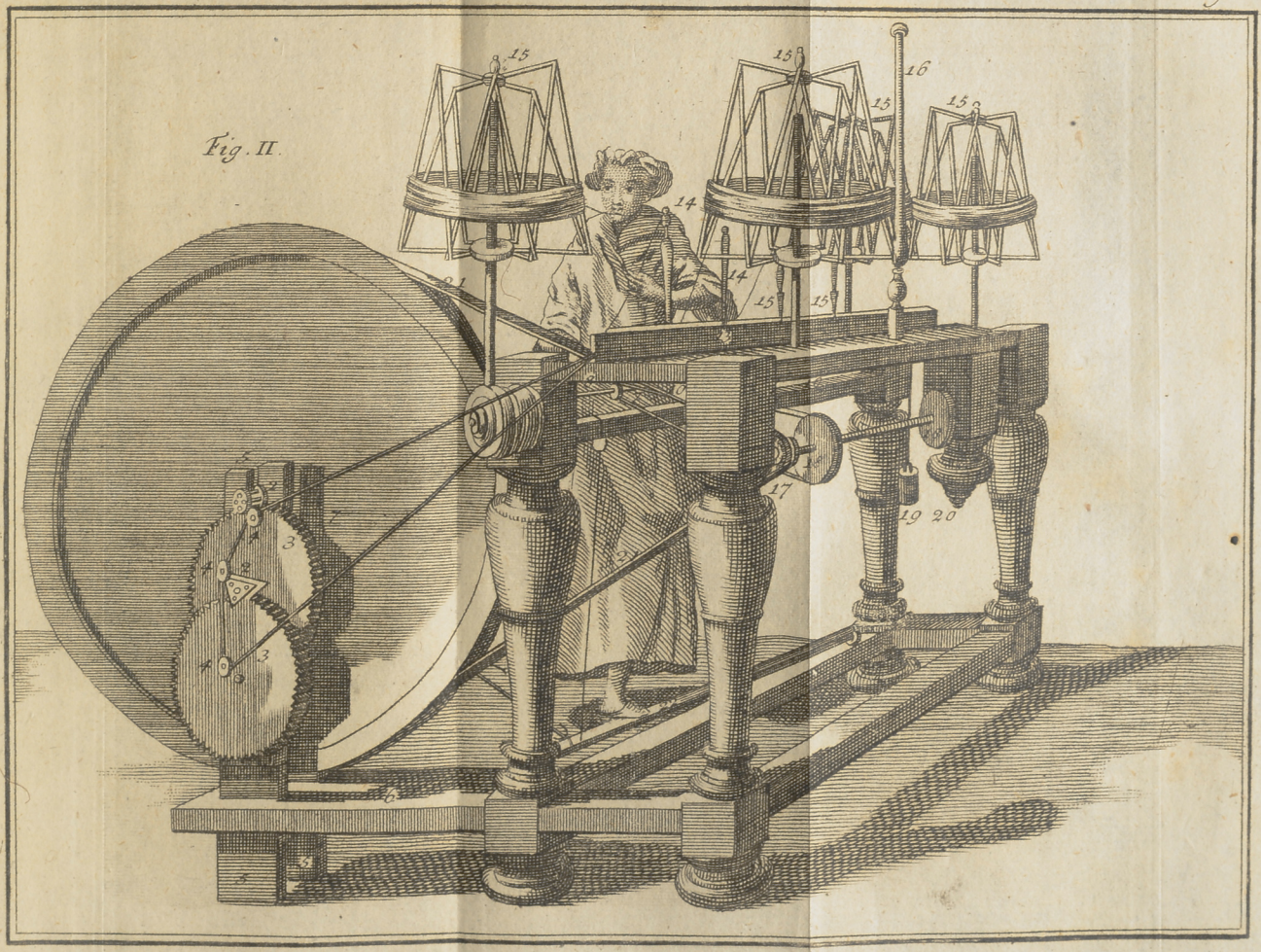


Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0481
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0482
DFG

Fig. II.



K

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0483
DFG

Achtzehendes Kupferblat.

Die Kleidung.

Fig. I. Der Garnstock. Die Seide auswirren, heisset einen Strähnen an den Zapfen N. 2. an dem Stocke 1. hängen, und mit der Hand die Fäden auseinander, und die Ordnung bringen, daß man sie hernach abhaspeln kan. Die in der III. Fig. vorgestellete Arbeit, folget erst nach dem Abhaspeln, so auf dem 19. Blate zu sehen.

Neunzehendes Kupferblat.

Die Seidenmühle.

Ist die Seide, welche man auf Spuhlen winden will, auseinander gewirret, so hänget man die Strähnen an die Haspel, oder Kronen, und bringet sie in Ordnung, damit man vier Spuhlen zugleich füllen könne. Die Spuhlen für den Eintrag haben nur an einem Ende eine Borte, hingegen die Zettel-Spuhlen haben an jedem Ende eine Borte. Es ist diese Maschine recht wohl ausgesonnen, wiewohl sie noch nicht an diejenige reichet, welche einige hundert Spuhlen auf einmahl treibet.

1. Das grosse Rad.
2. Getriebe, die vermittelst ihrer Triebstöcke in die Zähne der dazu gehörigen

Die Kleidung. Räder greifen, und solche in Bewegung setzen.

3. Zwey Stirn-Räder.

4. Drey Kloben, welche um die Wellen und Getriebe der Räder einen Kreyß beschreiben. Um diese Kloben sind drey Schnüre geworfen, welche sich vereinigen, und davon das Ende an der hölzernen Latte 13. hänget, die man den Läufer nennet. Dieser Läufer verschiebet sich in einer Falze hin und wieder. Je weiter die Kloben 4. ihre Schnüre gegen die linke Hand ziehen, desto weiter wird auch der Läufer 13. links, das ist, gegen das Ende der Maschine wo das Rad stehet, geschoben, wobey er zugleich das Gewichte 19. welches an seinem äussersten Ende hänget, in die Höhe ziehet. Nähern sich hingegen die Kloben der rechten Seite, so wird der Läufer 13. ohne den geringsten Widerstand vom Gewichte 19. gezogen, und schiebet sich in seiner Falze gegen die Seite der Maschine, wo das Gewichte 19. hänget.

Die Absicht dieses Verschiebens ist, daß die Seide nach der ganzen Länge der Spuhlen, auf solche laufen, nicht aber nur auf einer einigen Stelle sich aufthürmen möge. Die Faden-Trümmer der Strähnen an den Haspeln, werden zu diesem Ende, jedwedes durch ein besonderes gläsernes Rin-

Ringelgen an einem dünnen Stabgen gezogen. Diese Stäbgen stecket man in die deswegen im Läufer eingebohrete Löcher. Wenn das Faden-Ende durch das Ringelgen gezogen, wird es an seine Spuhle befestiget, damit sich der Faden darauf winden kan. Die Spuhlen stecken alle viere an einer einigen Spindel 8. und werden von ihr umgedrehet. Da nun die Kloben 4. ihre Stelle beständig ändern, so wird der Läufer wechselsweise jetzo von ihnen, hernach vom Gewichte gezogen, er rücket also hin und her, folglich wird die Seide immer auf einen andern Punct der Spuhle gewunden. Ueber dieses kan man die Stäbgen nach Belieben in andere Löcher auf dem Laufer stecken, und auf diese Weise den Faden noch gleicher auf die Spuhle vertheilen. 14. Die Kleidung.

5. Die Pfosten.

6. Das Gestelle.

7. An der andern Seite des grossen Rades, befindet sich der Driehling, welcher aber nicht mit der Hand umgedrehet wird, sondern seine Bewegung vermittelst eines Wirbels und einer Schnure von dem Tritte 22. empfänget. Der Driehling nimmet, wie leicht zu erachten, auch das grosse Rad mit sich herum.

8. Fördere Spindel, woran vier Spuhlen stecken.

Die Kleidung.

9. Scheibe, worüber die Schnur gehet, welche die Spuhlen umdrehet.

10. Pfannen oder Höhlungen, worinn die Spitzen der Spindel 8. umlaufen.

11. und 12. Um alle Verwirrung zu vermeiden, hat man im Kupfer die vier Spuhlen 11. ingleichen die zwischen ihnen befindliche vier kleine Korkringe nicht beziffert. Es lässet sich aber auch ohne dieses leicht begreiffen, wie sie in der Reihe an der Spindel 8. stecken.

13. Der Läufer.

14. Die vier Stäbgen mit ihren gläsernen Ringelgen, wodurch die Fäden gezogen und auf die Spuhlen vertheilet werden.

15. Die vier Haspel oder Kronen.

16. Der Leuchter.

17. Grosse hintere Spindel, oder Welle, wird vermittelst des Zugbandes 21. vom grossen Rade in Bewegung gesetzet, und theilet solche wiederum vermittelst einer Schnure der fördern Spindel 8. mit.

18. Zwey Scheiben oder Walzen-Räder, welche vermittelst der übergeworfenen Schnüre die vördern Scheiben umdrehen.

19. Gewicht, welches durch sein Sinken den Läufer 13. rechts ziehet, so weit als es die Kloben erlauben, wenn sie in ihrem Umlaufe gegen diese Seite kommen. Werden

den die Kloben von ihren Rädern gegen die andere Seite weggeführet, so wird auch das Gewichte wieder empor gezogen. Die Kleidung.

20. Docken, worinn die hintere Spindel umlauft.

21. Zugband, so man statt einer Schnur über das grosse Rad wirft.

22. Fußtritt.

Nun wollen wir alles, was bey dieser Maschine vorgehet, im Zusammenhange wiederhohlen. Die Seidenspuhlerin beweget den Tritt 22. mit dem Fusse auf und nieder; vom Tritte ist eine Schnur an den Driehling gezogen, damit wird dieser, und zugleich auch das grosse Rad 1. zum Umlaufen gebracht; das Zugband 21. dieses Rades thut ein gleiches mit der hintern Spindel 17, und diese mit der fördern bey 8. Nebst der fördern Spindel, laufen auch zugleich die an ihr steckende vier Spuhlen herum, und winden die Fäden durch die Ringelgen 14. von den Haspeln 15. auf sich. Denn indem die Fäden angezogen werden, müssen sich die Haspel an ihren Zapfen umdrehen. Nachdem nun die Stäbgen mit den Ringen in dieses oder jenes Loch auf dem Laufer gestecket werden, und nachdem dieser sich hin und her schiebet, nachdem müssen auch die Fäden

Die Klei-dung. auf einen andern Punct der Spuhle sich winden.

Die Seide wird hernach gezwirnet oder dupliret. Man sehe die III. Fig. auf dem XVIII. Kupferblate. Man zwirnet sie sowohl für den Zettel, als für den Eintrag, nachdem das Gewebe soll beschaffen seyn. Es gehören aber zwey besondere Werkzeuge dazu, an dem einen 1. befinden sich die Räder und Zwirnspuhlen, am andern 2. die Fadenspuhlen.

3. Die Räder der Zwirnmühle, wozu sie dienen, sollen gleich folgen.

4. Die Kurbe, welche am Handgriffe umgedrehet, und dadurch das Rad beweget wird.

5. Die Pfosten.

6. Schraube.

7. Bank, die Pfeifen darauf zu legen, das ist, die Rohre worauf der Faden zum Eintrag gewunden wird.

8. Docke, woran die Spindel.

9. Spindel mit ihren Wirteln.

10. Zapfen, die Spindel zu halten.

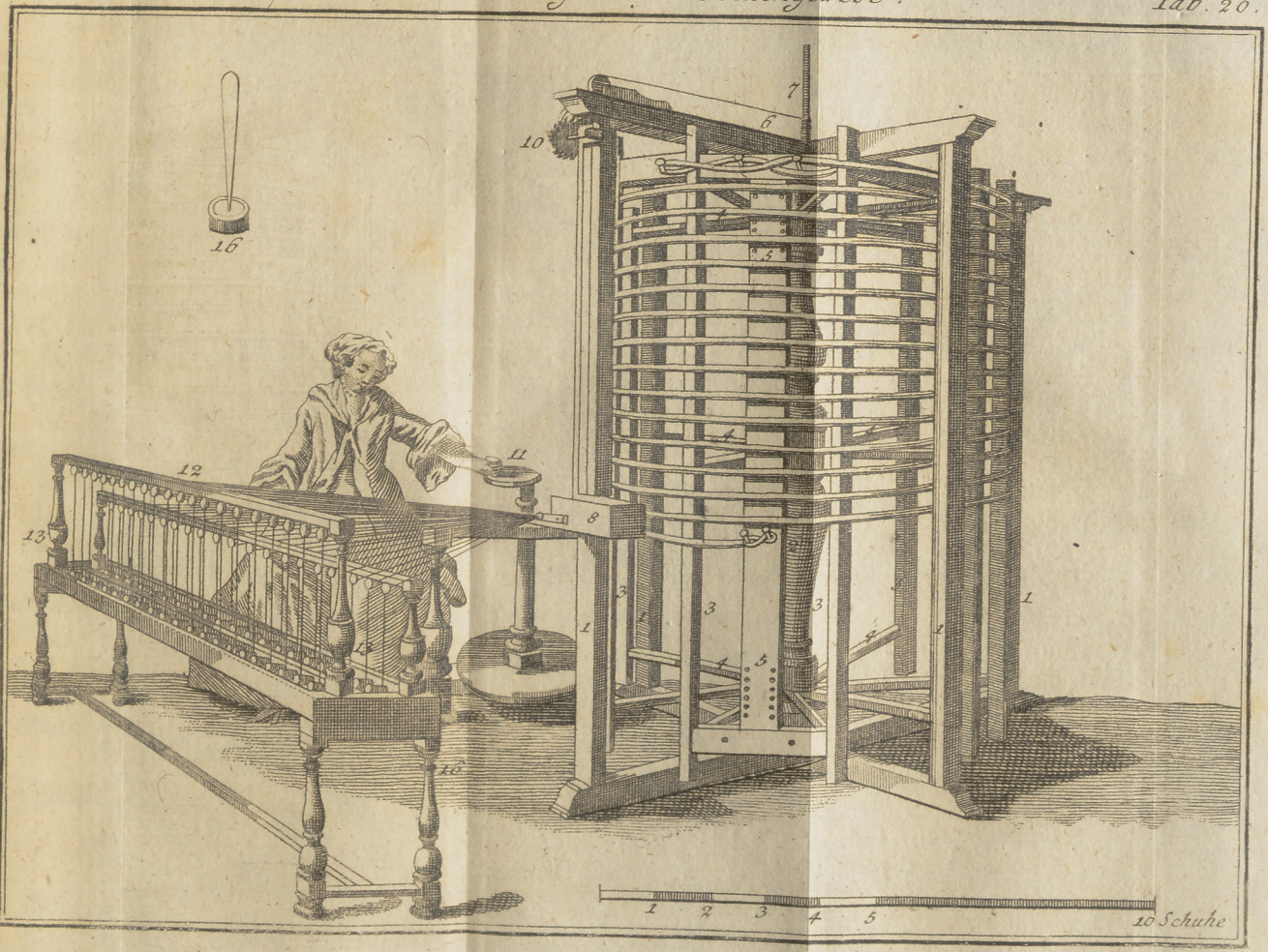
11. Schraube, die Schnur straffer oder schlaffer zu machen, indeme man die Docke 8. anziehet oder nachlässet.

12. Das Gestelle.

13. Das Zwirn- oder Dupplir-Gestelle.

14. Volle Spuhlen, so aufrechts stehen.

15. Spuh-


16
7
6
10
12
11
13
8
3
1
4
5
18
1 2 3 4 5 10 Schuhe

15. Spuhle mit zwey Borten, für den Zettel. Die Kleidung.

16. Nadel, worüber der Faden wegstreichet.

17. Zugband, so um das obere Rad geworfen.

18. Schnur am untern Rade.

Indeme das obere Rad mit der Hand an der Kurbe umgedrehet wird, bringet dessen Zugband das zweyte Rad gleichfalls zum Umlaufe, weil es über die Welle desselbigen gezogen ist. Die Schnur des zweyten Rades ziehet die Wirtel, folglich auch die Spindel, und die daran gesteckte Pfeife. Diese windet durch ihr Umrollen, zwey, drey, vier bis sechs Fäden auf sich, welche über die Nadel 16. von den Spuhlen 14. ablaufen. Besagte Spuhlen stehen aufrechts, und haben oben keine Borte, damit der Faden sich ohne Verhinderung, und ohne die Spuhlen herum zu schleudern, abwinden möge.

Zwanzigstes Kupferblat.

Der grosse Haspel.

1. Die vier Wände oder Pfosten.
2. Der Wellbaum.
3. Die Stäbe, an der Zahl achte.
4. Die Creutze, an der Zahl 24. sind in die

Die Kleidung. Stäbe eingefalzet, und in den Baum gestossen. Man hat, um Verwirrung zu vermeiden, die meisten Creutze, benebst der hintern Helfte der Umlaufe weggelassen.

5. Die beeden Bretter, mit den Pflöcken, woran man den Zettel in verschiedener Höhe feste machet.

6. Obere und untere Riegel.

7. Eiserne Spindel, stehet bleyrecht auf der Welle, und drehet sich mit ihr zugleich um. Nachdem sie sich nun entweder rechts oder links drehet, wird eine Darmseite entweder auf- oder abgewunden, und der daran hängende Block steiget entweder, oder sinket.

8. Der Block, ein grosser Klotz, welcher von der Darmseite in die Höhe gezogen, oder herabgelassen wird, nachdem sich der Haspel und die Spindel 7. rechts oder links umdrehet.

Hölzern Stäbgen, nebst einer Scheibe, ist an dem Blocke befestiget, und bey 16. besonders zu sehen. Die Zettel-Fäden fahren darüber weg, indem sie sich um den grossen Haspel winden.

10. Das Sperrad, ein kleines gezähntes und mit einer Klinke versehenes Rad, wodurch es in der Stellung, die man ihme giebet, gehalten wird. An die Welle dieses Rades ist die Darmseite geschlungen, sie wickelt sich auch darauf, wenn man das

Rad

Rad umdrehet. Solches geschiehet auch zuweilen würklich, wenn man die Schnur, woran der Block hänget, verlängern oder verkürzen, und dadurch verursachen will, daß die Fäden weiter auseinander kommen, und nicht zusamm stossen. Die Kleidung.

11. Der Handgriff mit seinem Rade. Dieses treibet vermittelst einer Schnur den Baum nebst dem ganzen Gehäuse herum.

12. Spuhlen-Lade, worein man die Spuhlen mit zweyen Borten stecket.

13. Die Säulen.

14. Zwey Gesimse. An jedwedem sind zwanzig gläserne Ringelgen.

15. Zwanzig Spindeln, jede hat zwey Spuhlen an sich stecken, und versiehet also zwey Ringe.

16. Die Scheibe am Blocke, besonders zu sehen. Sie befördert das Aufwinden des Zettels.

Der Haupt-Vortheil bey dieser Maschine bestehet nicht nur darinn, daß sie vierzig Fäden in einem einigen Puncte zusammen bringet, sondern insonderheit darinn, daß sie den Zettel von oben bis herab, und hernach wieder von unten bis herauf, nach eben demselbigen Maase, um den Haspel windet, als man den Block auf oder absteigen lässet, welches durch eine blosse Veränderung im Umdrehen des Handgriffes, zuwege gebracht wird.

XXI.

Die Kleidung.

XXI. Kupferblat.

Das Anzetteln.

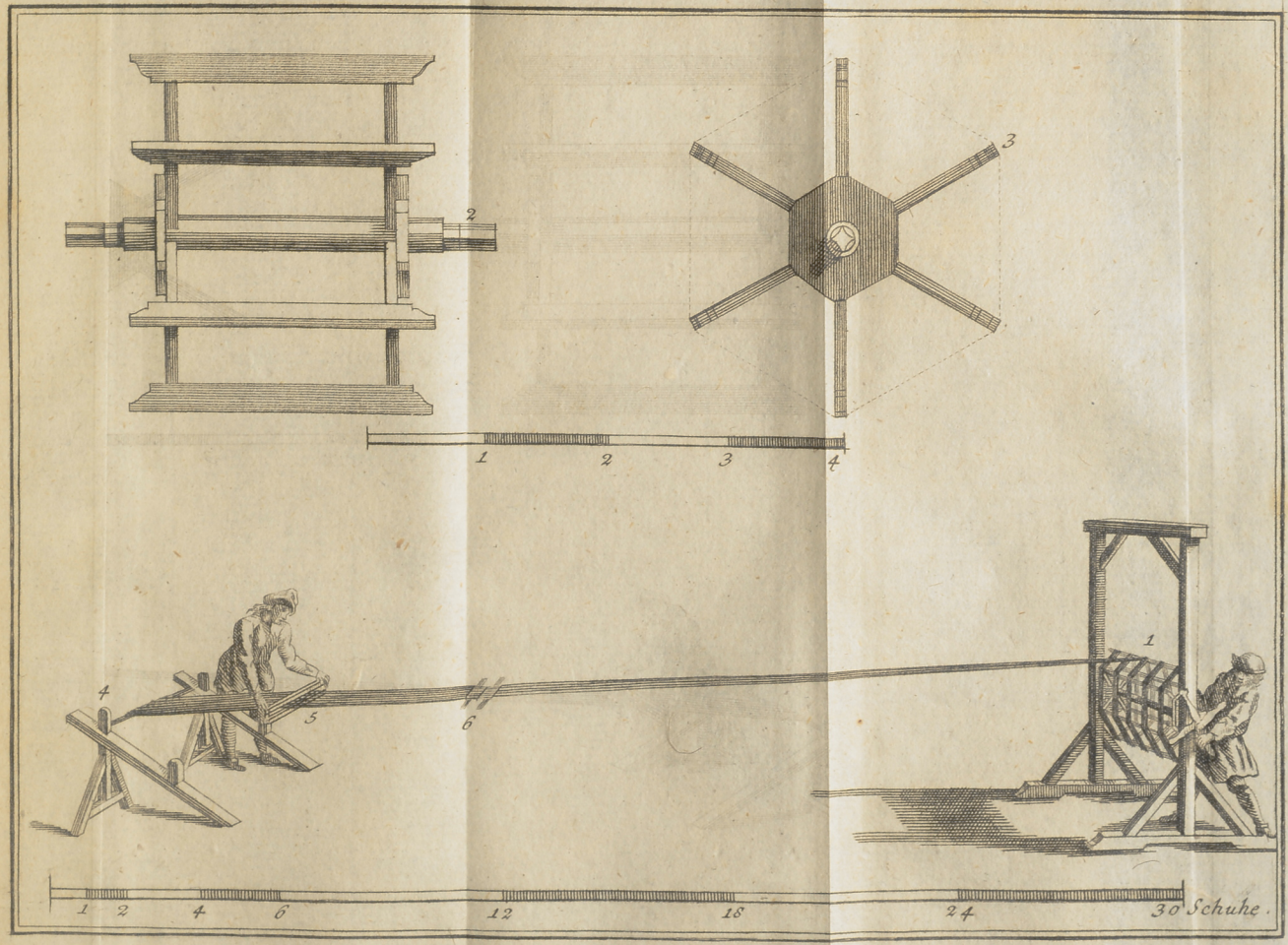
1. Die Trommel, worauf der Zettel.
2. Die Trommel leer, und von der Seite anzusehen.
3. Eben diese von vorne.
4. Ein Garnbaum, woran die Enden der Zettel-Fäden angeschlungen werden.
5. Das Rieth, eine Art von einem Blat oder Kamme, welches die Zettel-Fäden gehörig austheilet, daß sie die ganze Breite vom Stuhle anfüllen.
6. Die Schränkruthen, welche man wechselsweise oben und unten zwischen die Zettel-Fäden stecket, damit sie zum Umschränken, und zum Durchziehen durch die Schäfte vorbereitet werden.

Das XXII. XXIII. und XXIV. Kupferblat.

Der Sammet-Stuhl.

Die Ziffern, welche man auf einem Blate nicht findet, werden sich in dem andern finden. Einige kommen öfter, als einmahl vor, wenn die Sache von mehr als einer Seite vorgestellet ist.

1. 2. Die

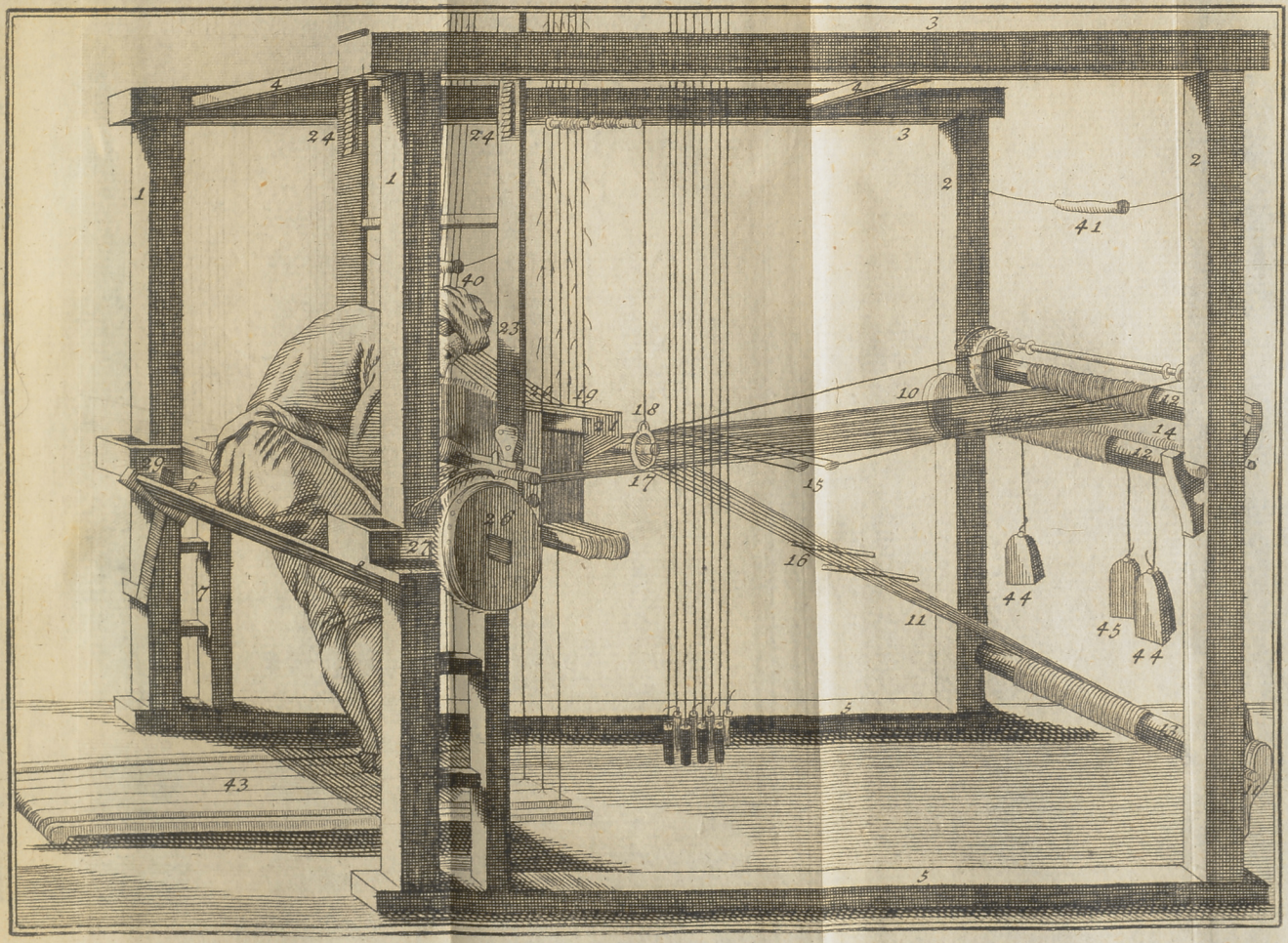


L

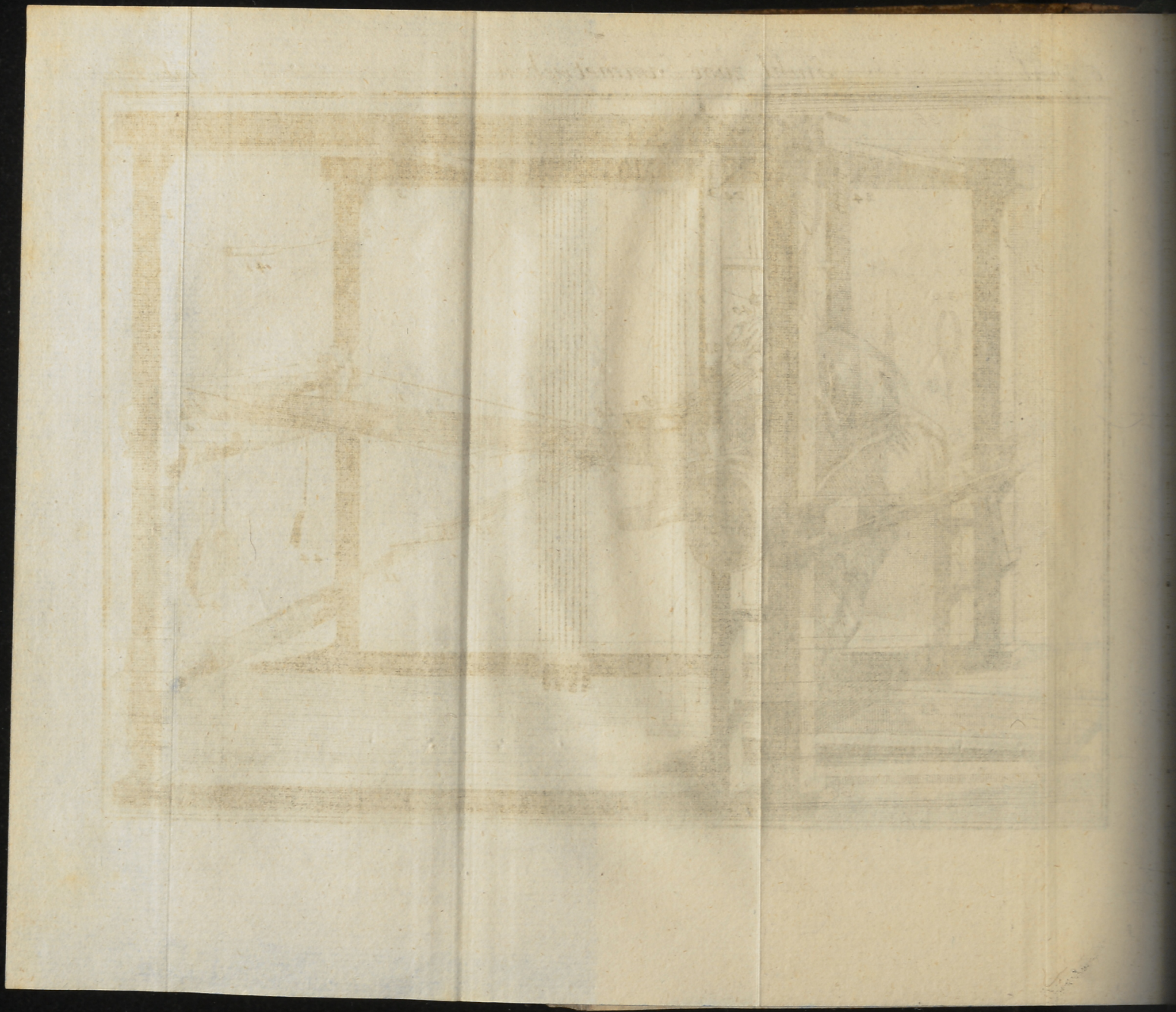
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0497
DFG



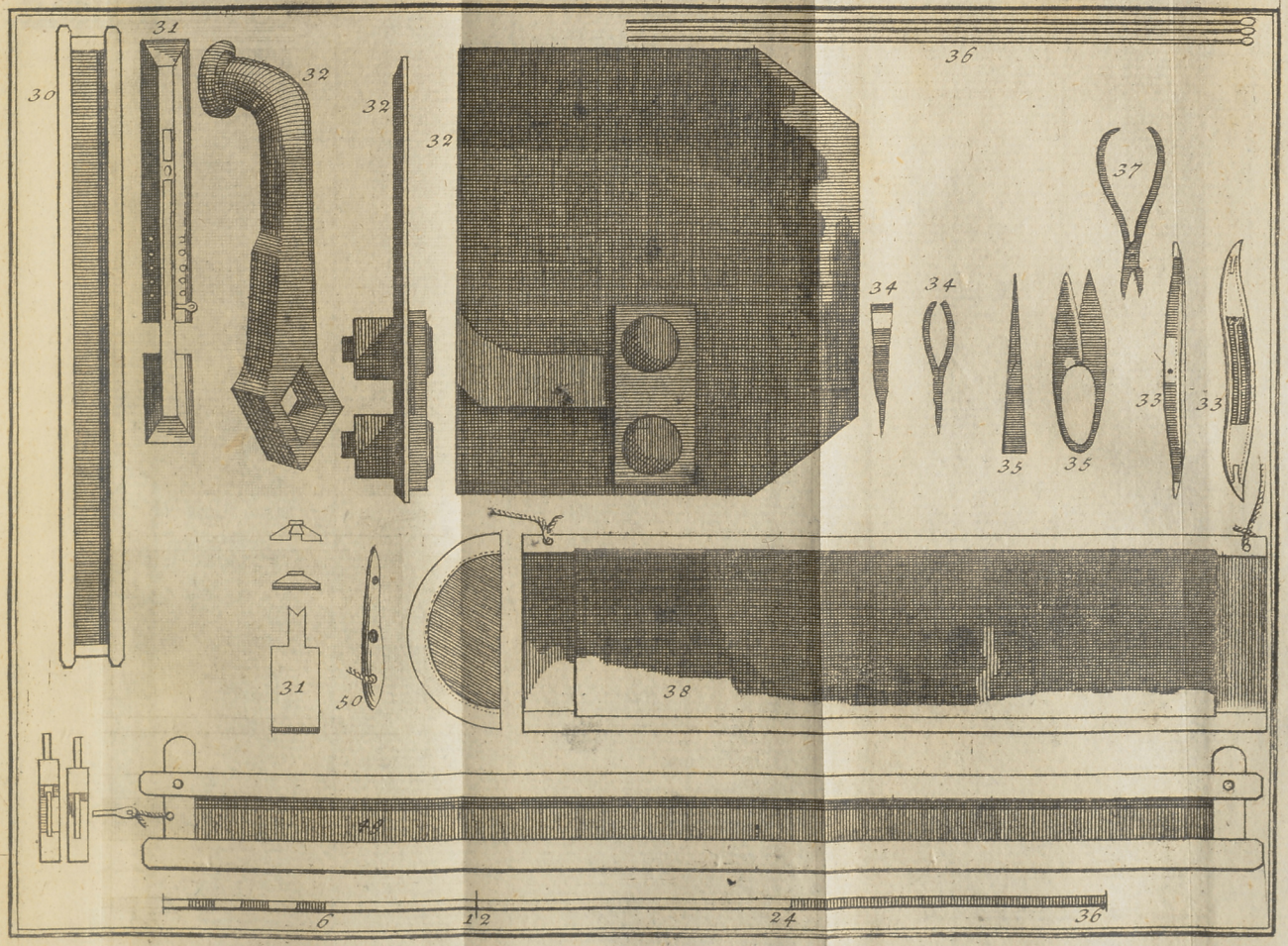
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0498
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0499
DFG

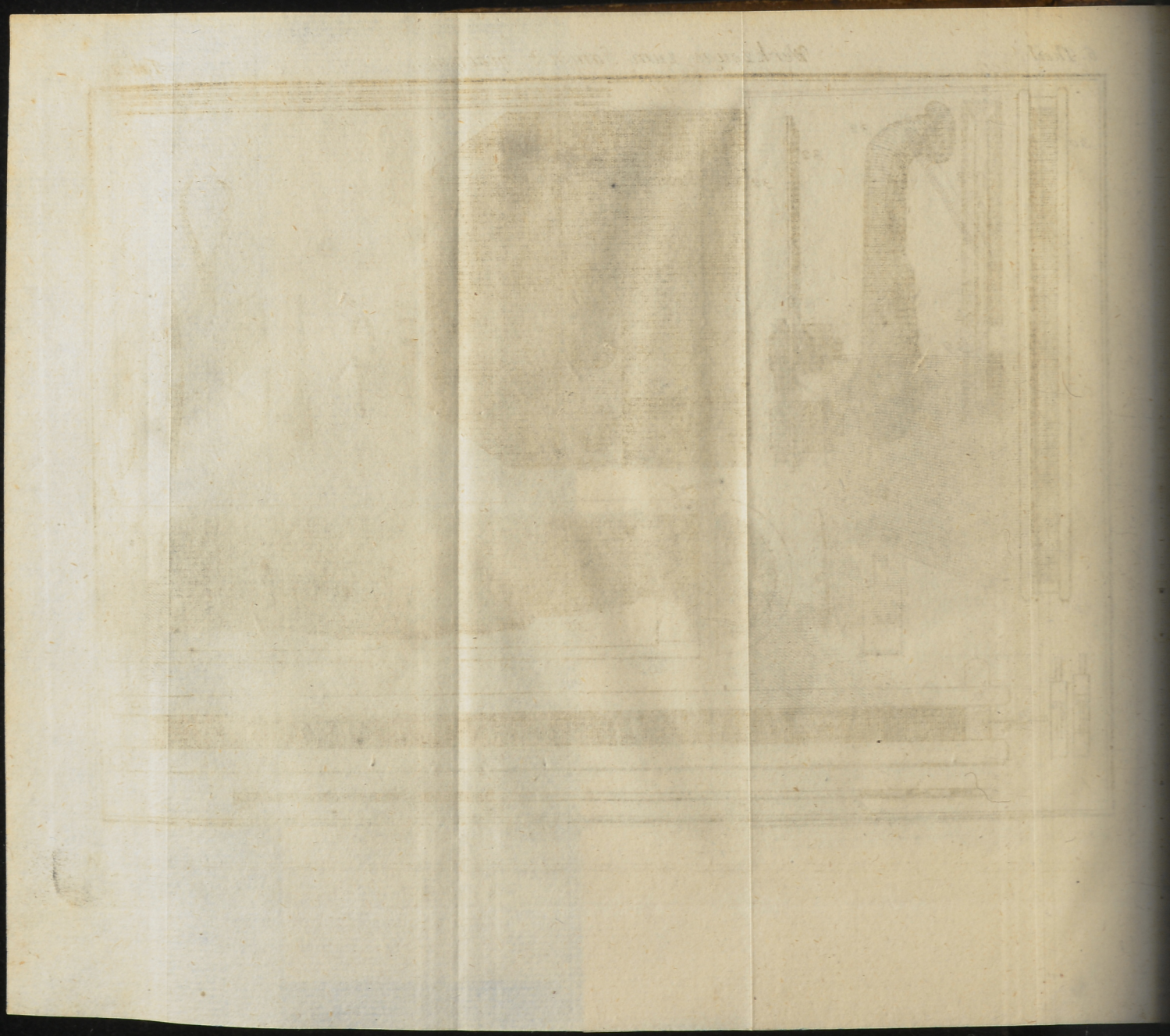


Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0500
DFG

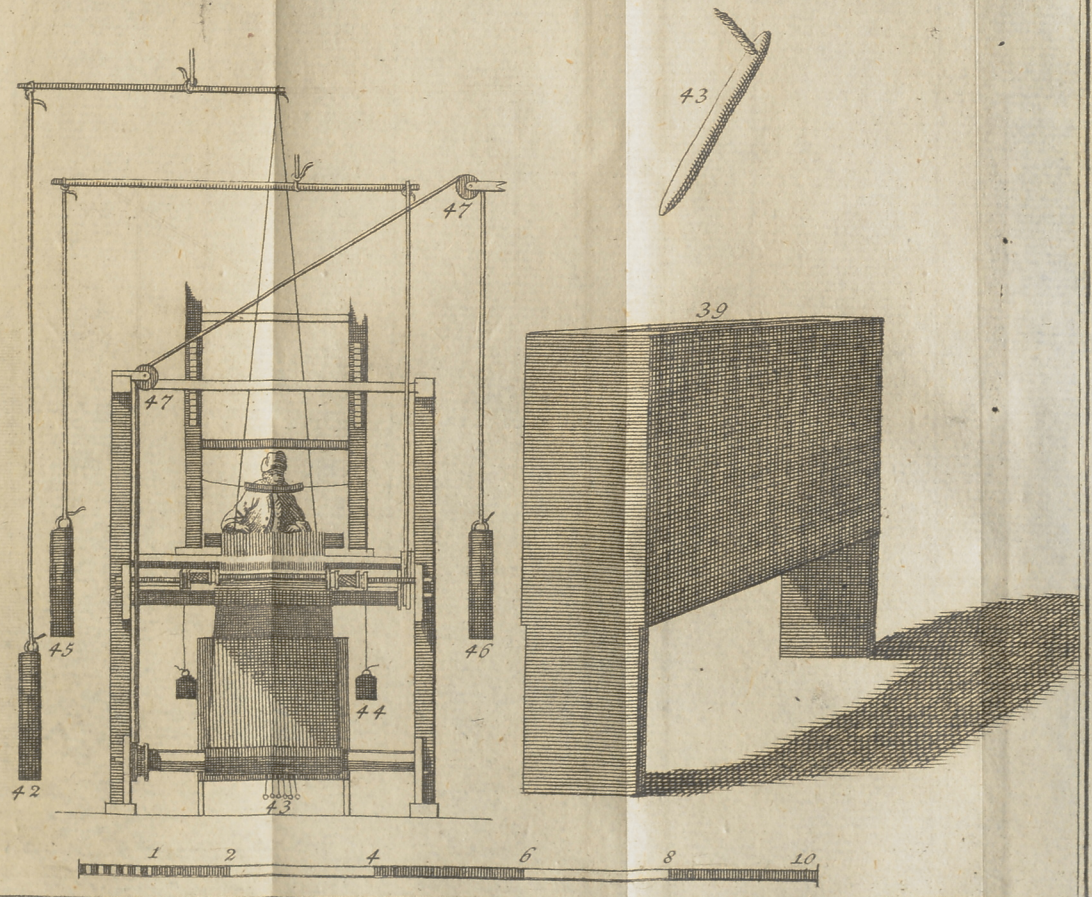


M

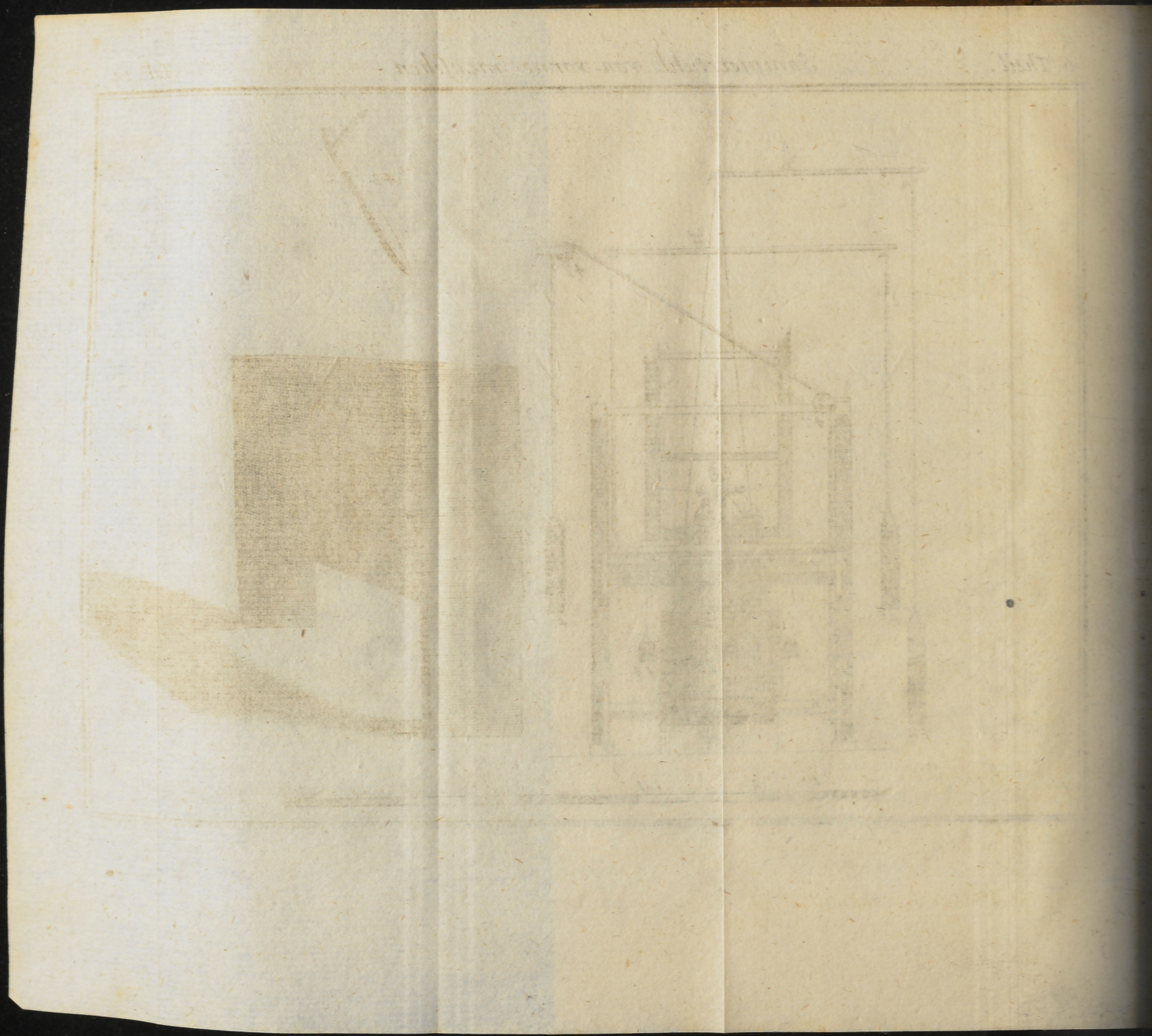
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0501
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0502
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0503
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0504
DFG

Die Kleidung.

1. 2. Die Wände.

3. Die Riegel.

4. Queer-Hölzer, Sperr-Leisten, werden in die Riegel eingezapft und verbinden sie.

5. Boden-Riegel.

6. Seiten-Bänke, worauf der Weber seine beeden Schützen leget. Er hat an jeder Seite eine Bank, man hat aber nur eine vorstellen können.

7. Pfosten, worauf die Bänke ruhen.

8. Leisten, welche den Sitz tragen, die Träger.

9. Der Sitz für den Weber.

10. Hölzerne Haspeln worinn der Stoffbaum lieget.

11. Dergleichen, für den Haarbaum.

12. 12. Beede Stoffbäume oder Walzen, worauf der Stoff-Zettel gewunden wird, das ist die Zettel-Fäden für das Gewebe, so von den Sammet-Haaren bedecket wird. Ein Baum wird durch Gewichte gezogen, der andere vermittelst eines Zapfens oder Hebels.

13. Der Haarbaum.

14. Spuhlen für die Saal-Bänder, worauf die Seide von anderer Farbe gewunden, als der Sammet hat. Die Saal-Bänder sind die Leisten, welche der Sammet bekommet. Durch solche unterscheidet man seine Güte. Je mehr man Seide

Die Kleidung.

de zu beeden Zetteln nimmet, desto mehr Streiffen bekommen die Saal-Bänder. Der beste Sammet hat auf jeder Seite vier Streiffgen, und wird vierhäriger, oder schlechtweg Vierhaar genennet. Drey Streiffen bezeichnen die zweyte Gattung, wornach er Dreyhaar heisset. Es giebt zweyhärigen, und anderthalb härigen, welches letztere also zu verstehen, daß er in einer Leiste zwey, und in der andern nur einen Streifen hat.

15. Die Schnurstecken, woran sich die Zettel-Fäden theilen und zum Schränken schicken.

16. Eben diese, für den Haar-Zettel.

17. Der Haarstock, worüber alle Fäden vom Haar-Zettel gezogen werden.

18. Haacken, woran der Stock an beeden Seiten vermittelst zweyer Schnüre hänget.

19. Die Litzen für den Stoff, oder Grund vom Sammet. Ihre Zahl ist grösser oder kleiner, nachdem der Sammet stark werden solle.

20. Die beede Litzen für das Haar.

21. Die Schäffte für die Litzen zum Grunde, das ist die Stäbe, woran besagte Litzen befestiget sind.

22. Dergleichen für die Litzen zum Haare.

23. Die Schwingen haben eben den Ge-

Gebrauch als bey dem Tuchmachen. Unten hänget der Kamm in seiner Lade, vermittelst eines Gewindes daran. Die Kleidung.

24. Träger für die Schwingen.

25. Die Acocas sind ausgezackt, oder mit Kerben versehen, damit man die Schwingen höher oder tiefer hängen kan.

26. Der Sammetbaum.

27. Das Sperrad, den Sammetbaum umzudrehen.

28. Die Klinke, das Rad zu sperren.

29. Kästgen für die kleine Spuhlen, welche der Weber in den Schützen leget.

30. Das Blat oder der Kamm, hänget mit zwey Gewinden an den Schwingen; dieses Anhängen verursachet, daß man weiter aushohlen, und stärker schlagen kan, wenn es nöthig, den Eintrag ungemein dichte zusamm zu bringen, damit die Haare recht dichte stehen, und fest am Grunde halten.

31. Die Sperruthe, der Spannstab, Tampia, spannet das Stück nach der Breite aus, damit es aller Orten einerley Breite bekomme. Es bestehet aus zwey Stücken, die man vermittelst einer Falze in einander schiebet, feste stecket, und so lang machet, als es nöthig.

32. Der Hobel mit dem Schlitz-Eisen*, damit man das Haar aufschlitzet.

Die Kleidung.

32. ** Das Eisen, abgeschraubet und von der Seite anzusehen.

32. *** Der Schraubenzieher, womit das Messer oder Schlitz-Eisen an den Hobel geschraubet wird.

33. Die Schützen.

34. Nuppeisen, Zängelgen, die Knöpfe und dergleichen wegzunehmen.

35. Scheere die langen Fasern abzuzwicken.

36. Die drey Nadeln, von Messinge, mit einem subtilen Einschnitte oder Kerbe nach der Länge, worinn die Spitze des Messers fortlauft, indem solches die über die Nadel gezogene Haar-Fäden entzweyschneidet. Währenden Schneidens fähret der Hobel an der Seite über besagte Fäden weg, und drücket feste darauf. An dem Haar-Zettel, an den Nadeln, und am Schlitz-Eisen, unterscheidet sich das Sammet-Weben insonderheit von andern.

37. Zange, die Wände aus dem Blat zu nehmen, das ist, die Zähne aus dem Kamme, welche nicht taugen.

38. Deckel, hohles hölzernes Futteral, damit man den Sammet auf dem Baume bedecket, damit er nicht Schaden leide.

38. * Ende des Deckels von der Seite anzusehen.

39. Ka-

Die Kleidung.

39. Kasten, worein der Sammet vom Baume kommet.

40. 41. Spuhlen, worauf allerley Seide gewunden, damit man die Fäden ergänzet, welche im Zettel oder in der Leiste brechen.

42. Gegen-Gewichte. Steiget, wenn der Schaft mit seinem Tritte niedergezogen wird, und sinket, wenn der Fuß vom Tritte abgehet. Jedweder Schemel hat sein eigenes Gegen-Gewichte. Man hat sie aber, um Weitläuftigkeit zu vermeiden nicht alle abgebildet, denn wenn man siehet, wie eines an seinem Schnellbalken hänget, so kan man sich alle übrige leicht vorstellen. Man sehe das XXIV. Kupferblat.

43. Die Schemel oder Tritte.

44. Gegen-Gewichte für die Salbande. Diese ziehet man gegen den Sammet-Baum. Das Gewicht widerstehet, und hält sie glatt ausgespannet.

45. Gegen-Gewicht und Schnellbalken, die Fäden des einen Zettels steif gespannet zu halten, den Baum vor den andern Zettel, lässet die Klinke nicht verrücken.

46. Gegen-Gewichte, so den Haarbaum fest hält.

47. Zwey Kloben, woran es auf und absteigen kan.

Die Kleidung.

48. Zapfen oder Hebel, den Baum zu drehen.

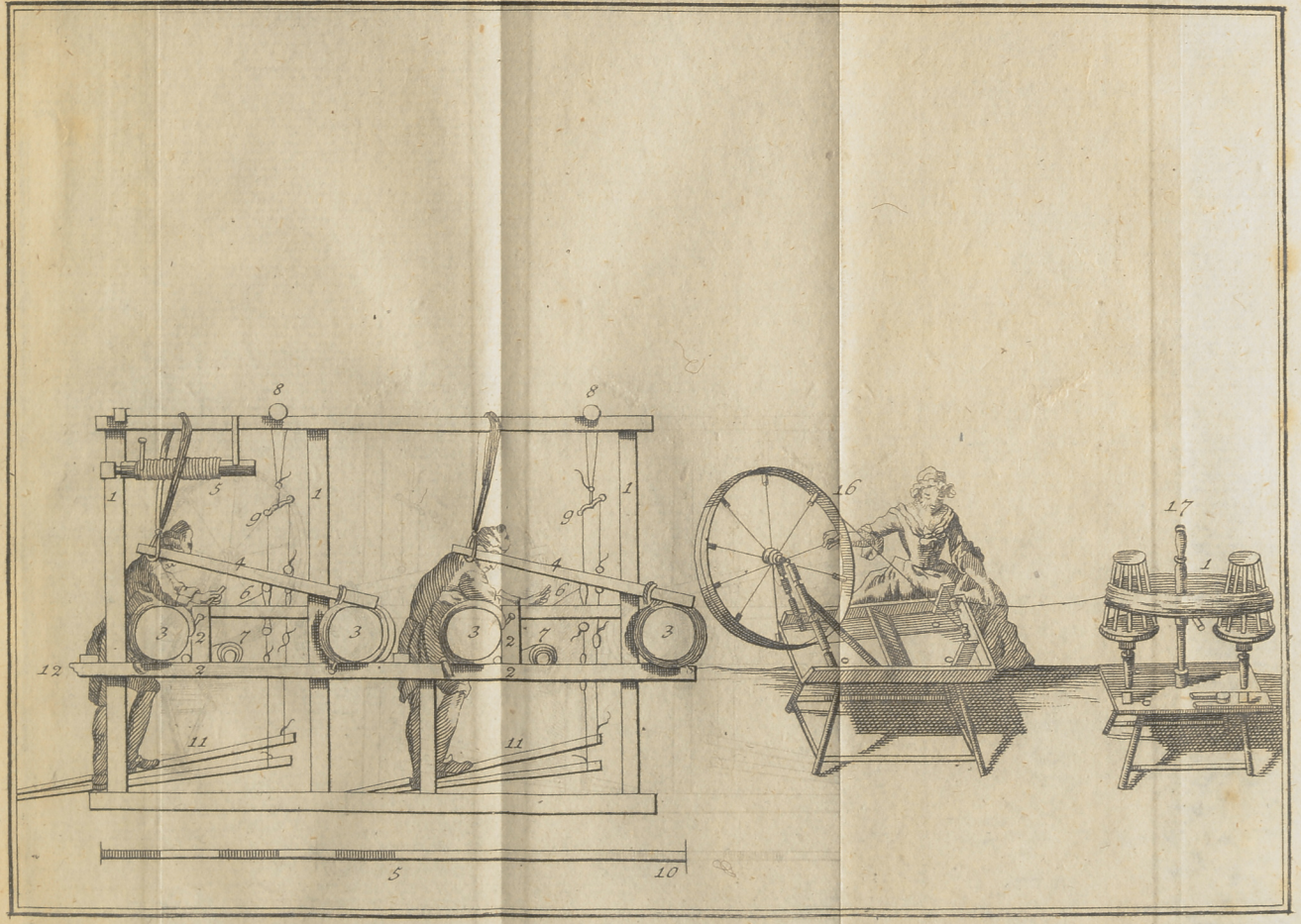
49. Das Rieth, Art eines Blates oder Kammes, durch dessen Wände der Zettel geworfen, das ist, jeder Faden ordentlich an seiner Stelle durchgezogen wird, damit sie auf dem Garnbaume gehörig neben einander liegen.

50. Der Durchzug, ein messing Blech mit einem kleinen Ausschnitte oder Loche unten und oben. Man stecket nach Belieben eines von beeden Enden zwischen zwey Zähnen vom Kamme durch. Eine zweyte Person fädmet den Faden ein, an dem die Reihe ist. Sodann wird die Nadel wieder zurücke, und zugleich der Faden durch den Kamm gezogen. Dieser Handgriff beschleuniget diese sonsten höchstlangweilige Arbeit ungemein.

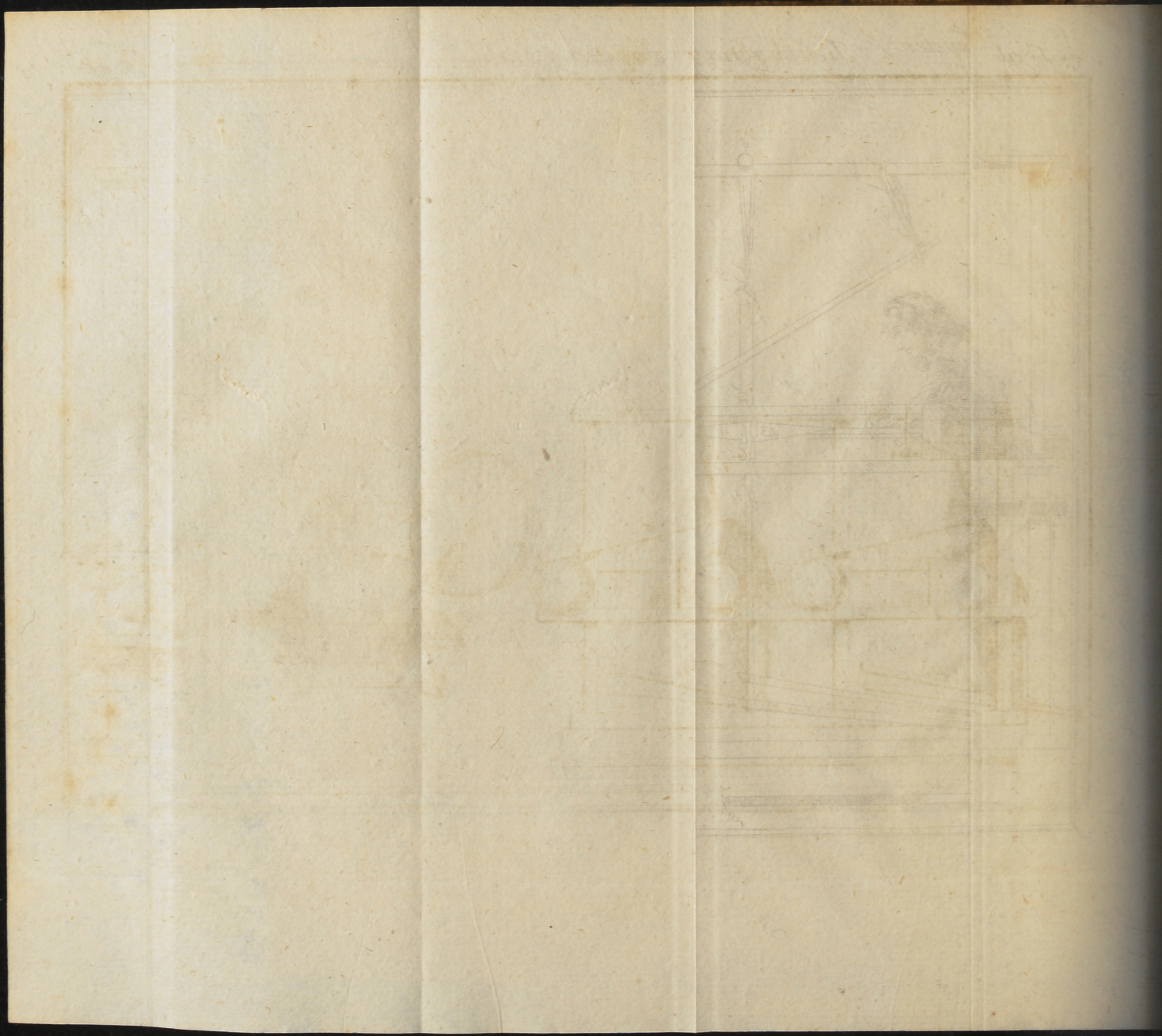
Das XXV. XXVI und XXVII. Kupferblat.

Das Tapeten-Weben.

Tiefschäfftige Tapeten, (à basse-lisse) nennet man, die an einem sehr niedrigen Stuhle, aus einem horizontal aufgezogenen Zettel, und mit auf- und niederwechselnden Schäfften, gewebet werden. Hochschäfftige Tapeten (de haute-lisse) webet man

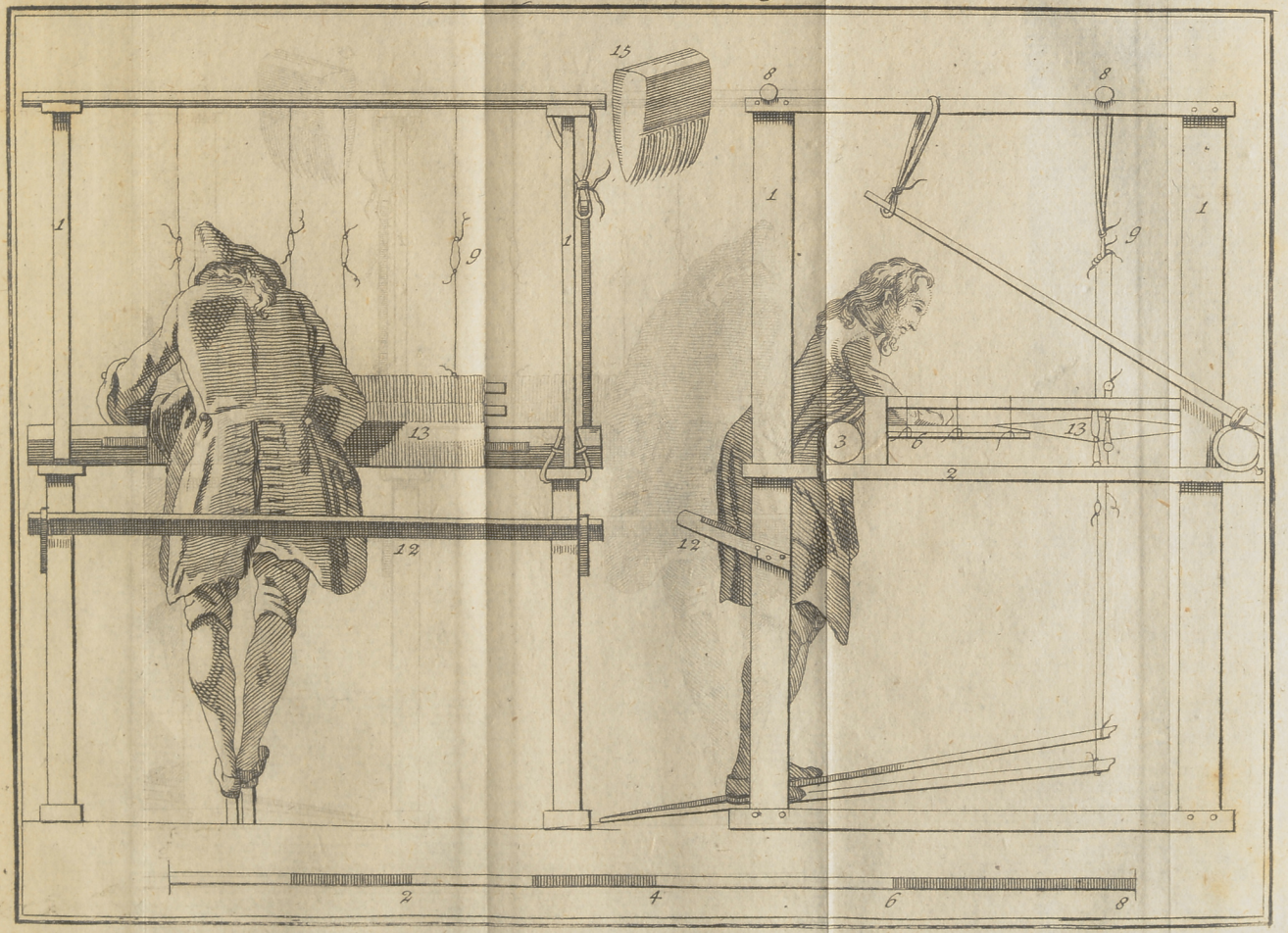


N



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0512
DFG

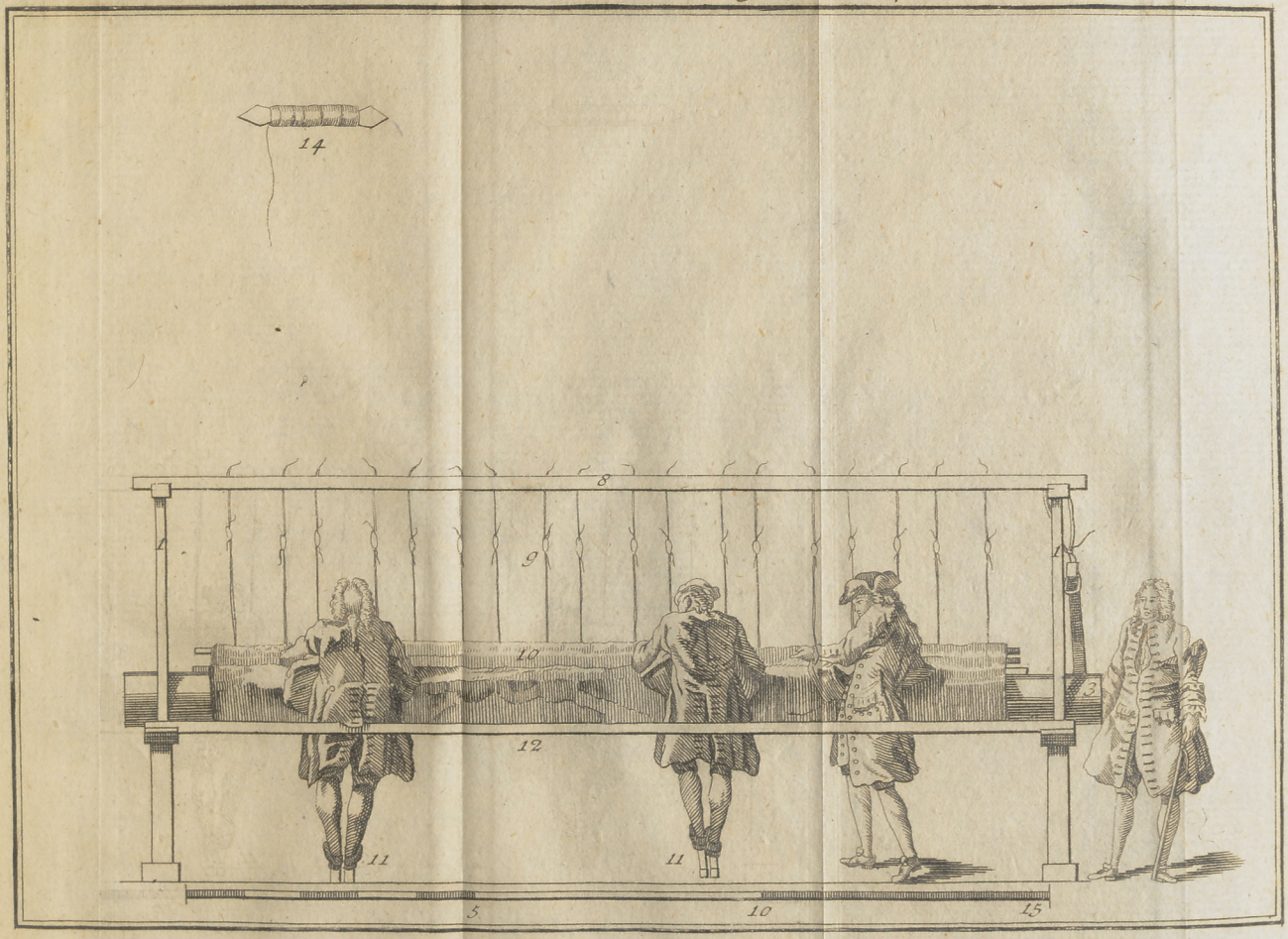
Ein männriger Stuhl zu tiefschäfftigen Tapeten, von hinten, und von der Seite anzusehen.

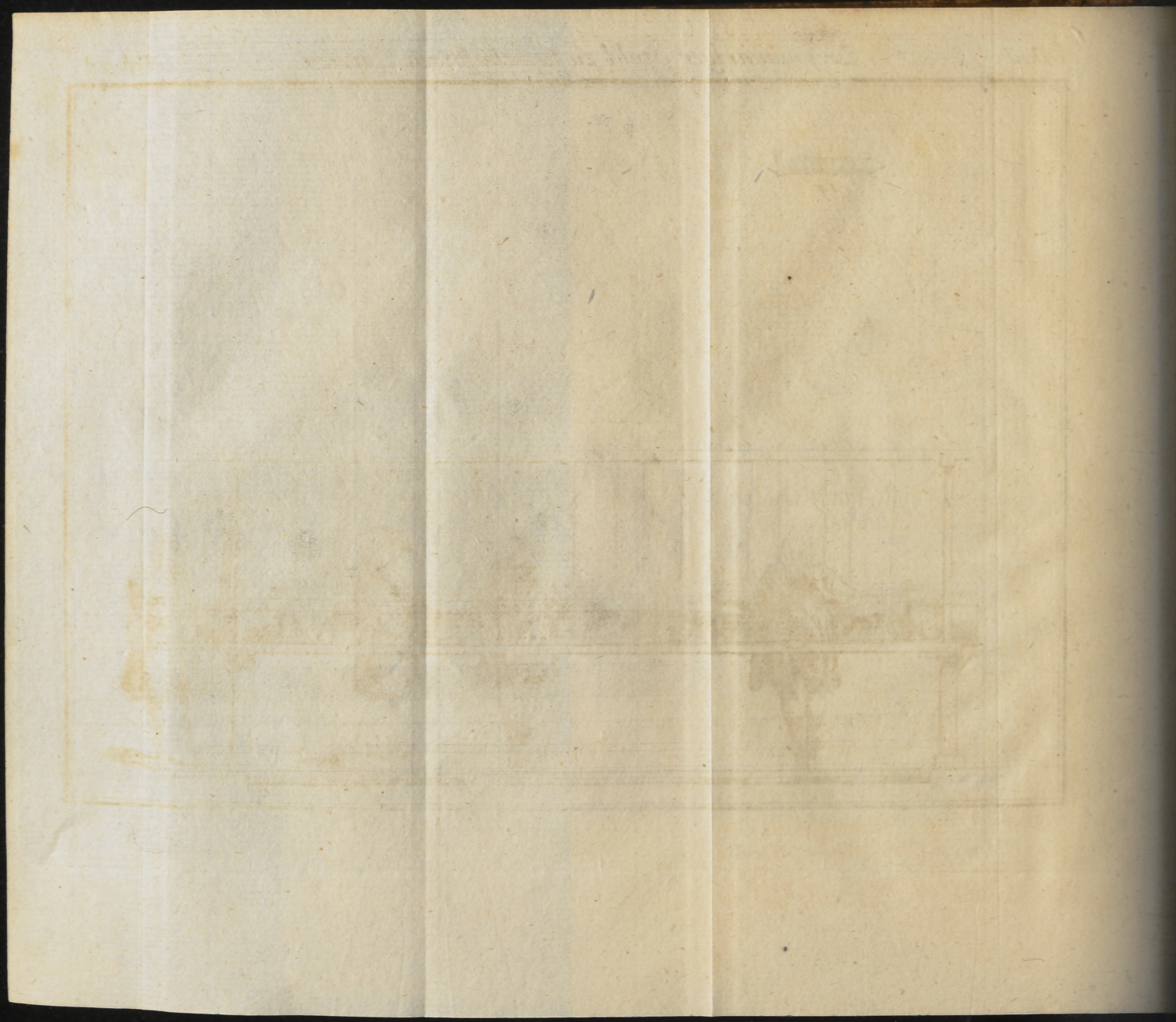


Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0513
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0514
DFG


14
8
9
10
12
11
11
5
10
15



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0516
DFG

man an einem Stuhle, dessen Zettel von unten herauf, gegen die Decke der Werkstätte aufgezogen wird, und woran der Weber die Schäffte, oder welches einerley, die Litzen, das ist, die Schnüre, welche die Zettel-Fäden wechselweise umschränken, über der Hand hat. Man sehe das XXIX. Kupferblat. Die Klei, dung.

Es werden fünf Stühle zu tiefschäfftigen Tapeten, theils einmännerige, theils zweymännerige vorgestellet. Die Ziffern bedeuten in allen Blättern einerley.

1. Die Wände.

2. Die Rahmen sind starke Balken, zu beeden Seiten des Stuhles, worauf die Bäume liegen.

2. *Die Arme woran die Träger hängen, das ist, die Schnüre, welche durch den Stuhl gehen, und unterhalb des Zettels den Riß oder das Gemählde so weit offen halten, als der Weber in seiner Arbeit gekommen ist. Er schiebet die Fäden vom Zettel ein wenig auseinander, und macht sich eine Oefnung, wodurch er auf das unten liegende Gemählde siehet, und abmerket, wie weit er die vorgemahlte Figur nachgebildet habe, und was der Faden jetzt für eine Farbe haben muß, um das folgende vorzustellen.

3. Die Bäume oder Walzen. Auf ei-

Die Kleidung.

nen wird der Zettel, auf den andern die Tapete gewunden, so weit sie fertig ist. Der Weber sitzet auf einer hölzernen Bank, und ruhet mit der Brust auf dem fördern Baume. Damit es ihm nicht allzubeschwehrlich falle, leget er ein Küssen unter. Jeder Baum hat seinen Wich. Der Wich ist ein langer runder Stab, an welchem alle Zettel-Fäden fest gemachet sind, und der in eine Falze des Baumes passet.

4. Hebel den Zettel zu spannen, steif anzuziehen.

5. Die Winde mit ihrem eisernen Hebel, oder Windstock. Man kan die Winde da wegnehmen, und dienet sie den Zettel wohl auszuspannen und die Bäume zu meistern, welche gewaltig dick und schwehr zu bewegen sind.

6. Träger. Sind die bereits erwähnten Schnüre so das Gemählde halten.

7. Walze, das Gemählde aufzurollen.

8. Queerstange, lieget oben über dem Stuhle nach dessen Breite. An ihr hängen die Sprungstäbe.

9. Die Sprungstäbe, Wagen, sind hölzerne in der Mitte gleich einem Wage-Balken aufgehangene Stäbe, sie verursachen die Sprünge, das ist, daß durch das Treten der Schemel, das Geschirr, eine Wand, auf das andere niedergehe.

10. Die

10. Die Litzen. Die Kleidung.

11. Die Schemel. Die Schäffte sind nicht so lang als die Breite des Stuhles beträget, wie an den Wollstühlen. Man vervielfältiget die Schäffte und Tapetenstühle, nachdem die Tapete und der Stuhl eine grosse Breite haben, weil es nicht nöthig ist, daß alle Zettelfäden nach der völligen Breite alle zugleich umschränken, sondern nur so weit die Figur gehet, woran der Weber jetzo arbeitet. Ist er damit zu Stande, und will weiter fortfahren, zur rechten oder zur linken, so nimmet er seine beede Schemel, und hänget sie an andere Schäffte.

12. Die Bank, der Sitz.

13. Der Zettel.

14. Die Fliete, Steckspuhle, worauf der Gold-Seiden- oder Wollen-Faden gewunden wird. Sie dienet statt des Schützens den Eintrag in den Zettel zu bringen. Allein, sie fähret nicht also durch, wie der Schütze, sondern wird nur durch so viele Fäden gestecket, als es dem Künstler beliebet, indem sie solche wechselsweise durchcreutzet, massen der Eintrag sonst nicht halten würde.

25. Kamm mit funfzehen Zähnen, womit man den Eintrag schläget, damit das ganze Stück einerley Dichte bekomme.

Die Kleidung.

16. Spuhlrad, das Garn von den Haspeln oder Winde-Kronen abzuwinden.

17. Die Haspel, Winde-Kronen. Wenn der Tapetenmacher so viel Garn von der Steckspuhle gebrauchet hat, als davon in den Zettel kommen solle, so macht er eine Schleife dran, und lässet besagte Spuhle aus der Hand los, worauf sie mit ihrem Faden hängen bleibet.

Das XXVIII. Kupferblat.

Das Zettellegen für hochschäfftige Tapeten.

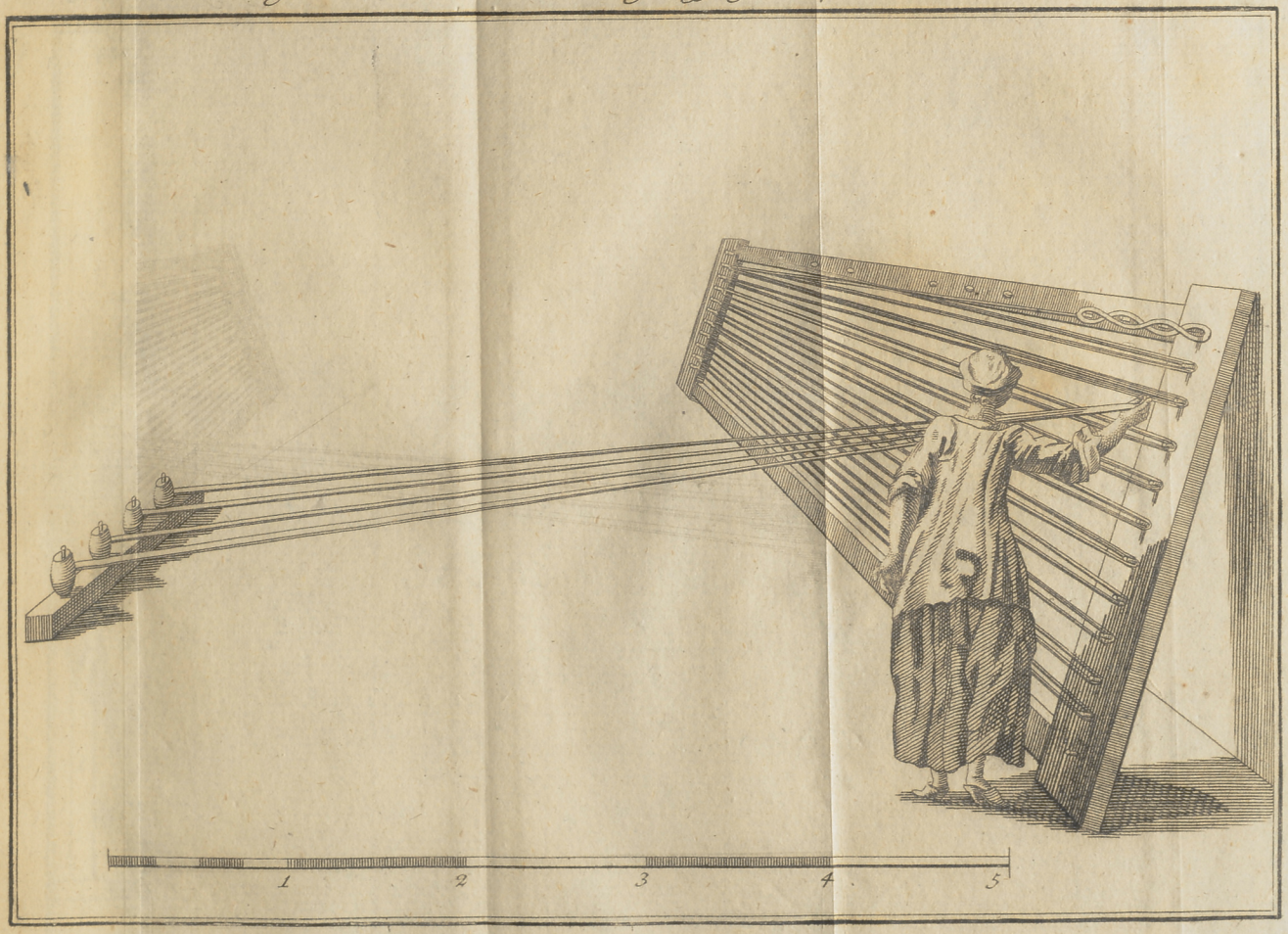
Das XXIX. Kupferblat.

Das Tapetenweben mit hohen Schäfften.

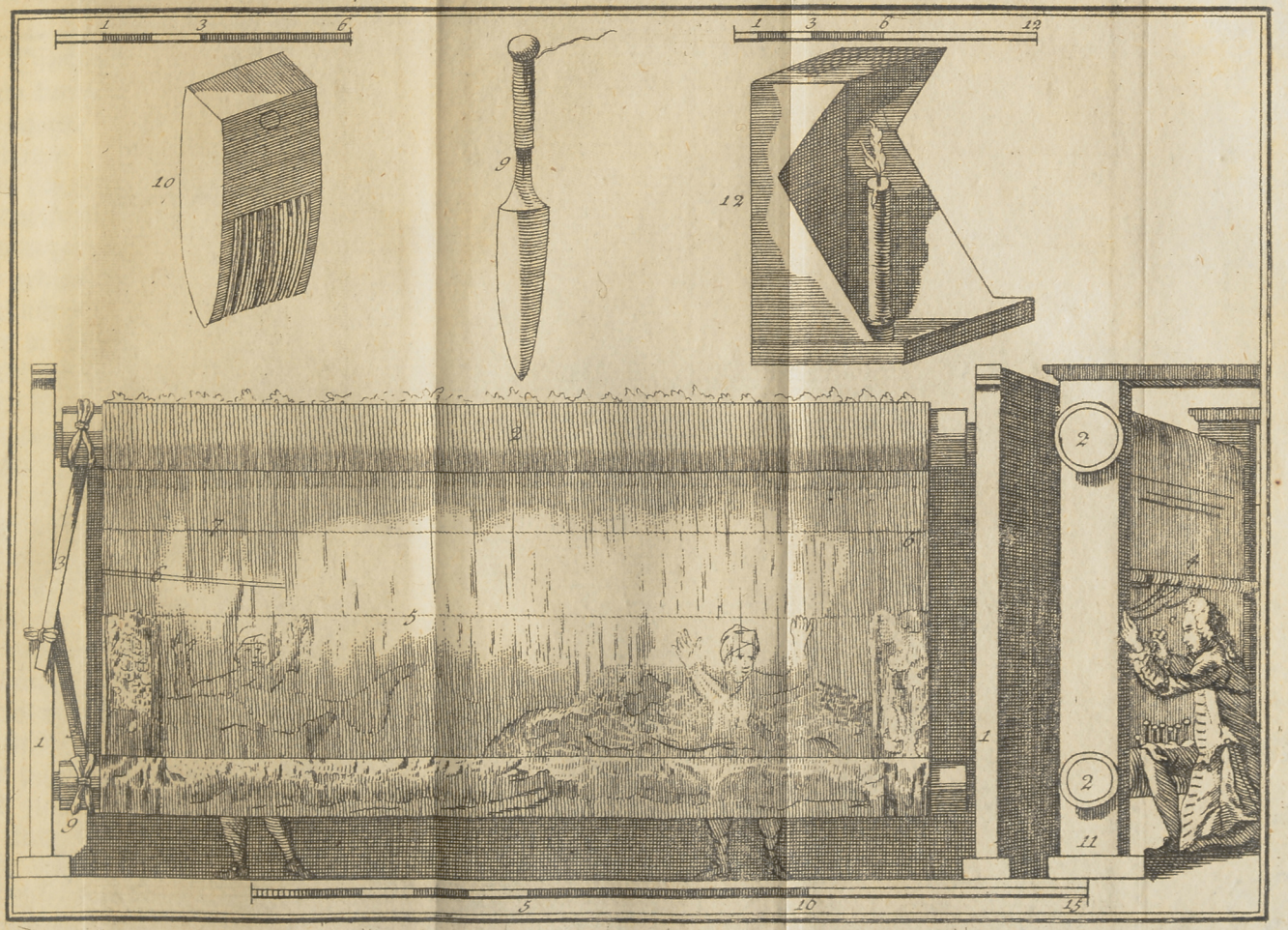
1. Die Wände, worinn die Bäume gehen.

2. Die Bäume. Der obere ist für den Zettel, der untere für die Tapete, welche man, so wie sie nach und nach fertig wird, darauf windet. Das Ende der Fäden ist an dem sogenannten Verdillon festgemacht, welches ein Stab ist, der in die Falze passet, so jeder Baum deswegen hat. Der Verdillon ist eben das, was man bey dem tiefschäfftigen Weben, den Wich nennet.

3. Die



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0521
DFG



P

3. Die beeden Spanner. Einen nennet man den grossen, und drehet den Oberbaum damit. Der kleine gehöret für den Unterbaum. Die Kleidung.

Die Litzenstange, der Schafft, gehet queer durch den Zettel, und sind alle Litzen an ihm angereihet, daß sie der Künstler zur Hand nehmen kan. Diese Litzen sind kleine Schnürgen, und an jeden Faden des Zettels vermittelst einer leichten Schleife angeschlungen, damit man sie in die Höhe schieben könne, indem die Zettel-Fäden immer weiter abgewunden werden. Sie dienen dazu, daß der Künstler jeden Faden, den er verlanget, gegen sich ziehen kan. Diesen Faden hält er von den übrigen abgesondert, und stecket eine Steckspuhle oder Faden-Kegel durch, worauf der Faden zum Eintrag von beliebiger Materie und Farbe aufgewunden; die Spuhle lässet er daran hängen, schläget aber vorhero einen Knoten oder Schleife daran, damit sich der Faden nicht weiter abwinde. Wenn er nun ein paar Fäden vorne weggenommen hat, so ziehet er vermittelst einer andern Litze, auch die gerade hinter selbigen befindliche Fäden gegen sich. Durch diesen Wechsel verursachet er, daß sie einander durchcreutzen, folglich den Eintrags-Faden fest halten und zwischen sich schliessen. Damit aber die Hinter- und Förder-Fäden

Die Kleidung.

auseinander können, dazu hilft ihm die Schränkruthe, das ist, ein langer Stab, welcher zwischen beeden Faden-Reihen durchgestecket wird.

5. Spur, wo die Litzen-Enden vermittelst einer Schleife um die Zettel-Fäden geschlungen sind. Mit dem andern Ende umfangen sie den Schafft.

6. Die Schränkruthe.

7. Kette von zarten Schnüren, durch jedes Gelenke sind vier bis fünf Zettel-Fäden gezogen, damit sie nicht aus der geraden Linie kommen.

8. Eiserne Haspe, den Schafft zu tragen.

9. Die Spille oder Steckspuhle, womit der auf selbiger befindliche Eintrags-Faden in den Zettel gebracht wird.

10. Kamm, das Gewebe zu schlagen.

11. Ende von Verdillon, der in die Falze des Baumes einpasset.

12. Wind-Leuchter, halbe Laterne.

Wenn der Zettel gehörig aufgezogen worden, bezeichnet der Mahler mit schwarzer Kreide hinten und vorne den Umriß der Figuren vom Gemählde, das nachgemachet werden solle. Der Tapeten-Weber hat guten Vorrath von Spillen mit Fäden von allerley ersinnlichen Farben bewickelt, die er nach Erforderung der Umstände in seine Arbeit bringet. Hinter sich hat er

das

das Gemählde, welches er fleissig zu Rathe ziehet. Er arbeitet zwar auf der unrechten Seite, gleichwie bey den tiefschäfftigen Tapeten ebenfalls geschiehet, doch kan er, so oft als es ihm beliebet, die rechte Seite der Tapete betrachten, und sehen wie es ihm gelungen habe, welches bey jenen nicht angehet. Will das Gewebe hie und dort der Mahlerey nicht genau gleichen, weil sich die Fäden beym Durchschlingen zu weitläuftig ausgebreitet haben, so drückt er sie mit einer eisernen Nadel näher an einander und bringet sie in Ordnung. Ferner, so wird ihm die Figur auf dem Zettel-Garne vorgezeichnet, hingegen der tiefschäfftige Tapeten-Weber, muß alles nur am Gemählde absehen, und aus freyer Hand nachmachen. Es giebt noch die dritte Weise zu arbeiten, welche in Persien und in der Türkey, ingleichen in der Savonerie zu Chaillot gebräuchlich ist. Man theilet nemlich das Gemählde oder den Riß, welcher zum Muster dienet, in eine gewisse Anzahl länglichter Vierecke. Eben so viele Vierecke zeichnet man auch auf den Zettel. Die Farben und Figuren nun, so in einen gewissen Winkel eines Viereckes am Muster zu sehen sind, werden auch in eben demselbigen Vierecke auf der Tapete und am ähnlichen Orte angebracht. An diesen Teppichen lässet man die Fäden

Die Kleidung.

vom Eintrage alle über den Grund heraus stehen. Hernach schneidet man sie knapp weg, damit die Quästgen alle gleich hoch werden. Dieses giebet ein Sammet-artiges schönes und dauerhaftiges Werk.

Der Kleiderschnitt.

Das Nähen, der Zimmer Aufputz, u. s. w.

Zwölfte Unterredung.

Der Kleider-Schnitt.

Die Scheere.

Scheere, Nadel und Fingerhut, ist der ganze Handwerkszeug, damit man die Zeuche verarbeitet, und die Gesellschaft auf das anständigste bekleidet. Eine Scheere ist aus zwey schneidenden Hebeln zusamm gesetzet, die creutzweise in Gestalt eines X. übereinander liegen, und sich um einen Nagel bewegen, der ihren Ruhe-Punct abgiebt. Die Kraft der Scheeren-Klingen ist nahe beym Ruhe-Puncte grösser als weiter davon, und diese Kraft wird durch die Länge und das Gewichte der Scheeren-Griffe vermehret. Der Fingerhut und die Nadel sind noch weit einfachere Werkzeuge als die Scheere.

Der

Der Wehrt unserer allerkleinesten Münzen ist noch viel zu groß für eine Nadel. Hierüber muß man billig wundern, wenn man bedenket, wie oft eine Nadel durch die Hände gehen muß, ehe sie in der Näherin ihre kommet. Anfänglich ist sie nur ein Stückgen Stahl, das auf dem Amboße zu einem Stift geschlagen, hernach durch den Model (das Loch) gezogen, wieder ins Feuer gebracht, und also immer durch engere Löcher gestrecket worden, bis es die verlangte Feinigkeit erlanget hat. Dieser runde Drath wird in Stücken geschnitten, oder auf zwey Seiten platt geschlagen, mit dem Ohr auf beeden Seiten zum Oehr angebohret, welches auf dem Amboße mit Hammerschlägen geschiehet, hernach durchgebohret. Ferner wird der Kopf rund gefeilet, die Spitze gegeben, und das Oehr recht viereckigt ausgeschnitten, wornach die ganze Nadel noch einmahl unter die Feile kommet, und glatt gestrichen wird. Dann wird sie auf einer eisernen Platte geglühet, in kaltes Wasser geworfen, und also gehärtet. Sie gehet acht bis zehenmahl durchs Feuer, und von da auf den Amboß, woselbst sie mit dem Hammer gestrecket, oder geschmiedet wird.

Der Kleiderschmuck. Die Nadel.

Bis jetzo hat sie ein schlechtes rostiges Ansehen. Man nimmt aber zwölf oder

funf-

Der Kleider-schnitt.

fünfzehen tausend zusamm, schlichtet sie ordentlich auf- und nebeneinander, befeuchtet sie mit Baumöle, bestäubet sie mit zart gestossenem Smirgel, wickelt sie in Zwillich, und umwindet alles wohl mit Bindfaden. Dieser Pack wird auf einer glatten Tafel unter einer starkbeschwehrten Diehle zweymahl 24. Stunden auf- und abgerollet, welches entweder durch Menschen-Hände, oder vermittelst einer Maschine geschiehet. Durch dieses langwiehrige Wälzen, werden sie aneinander gerieben, es schleifet eine die andere ab, und sie werden sämtlich blank und glatt.

Nach dem Poliren werden sie in heissem Seifen-Wasser abgelauget, damit der Schmutz vom Oele und Schmirgel losgehe; sodann in der Büchse mit Kleyen geschwungen und völlig gereiniget: zu welchem Ende man ihnen zwey bis dreymahl frische Kleyen giebet. Hernach werden sie ausgelesen, die mangelhaftigen, zerbrochenen oder schuppichten, ausgemustert, die guten aber ordentlich geleget, daß die Köpfe zusamm kommen. Endlich werden sie an einem zarten Schleifsteine scharf geschliffen. So viele Mühe erfordert die Zubereitung einer schwachen Nadel, welche uns ihrer Schwäche ohnerachtet, die unschätzbaren Vortheile des Nähens und der Stickerey verschaffet.

Daß

Der Kleiderschnitt. Ursache des wohlfeilen Preises.

Daß man Sachen, welche viele Mühe und eine weitläuftige Zubereitung erfordern, um leidlichen Preiß und gleichwohl mit gutem Gewinne verfertigen kan, das beruhet hauptsächlich auf der Anstalt, die ganze Arbeit unter vielerley Hände zu vertheilen, und jedem Arbeiter ein gewisses Stück anzuweisen, wobey er bleiben muß, und nichts anderes angreifen darf. Er hat nicht nöthig seine Arbeit zu suchen, sie sucht ihn selber. Er bleibet auf einer Stelle sitzen, und was er vorhero thate, das thut er immer. Sollte ein einiger Mann alles alleine machen, würde es langsam hergehen, denn er müste alle Augenblicke eine andere Verrichtung und andere Werkzeuge zur Hand nehmen. Auf diese Weise würde die Zeit verschwendet, und die Länge der Zeit führet die Vermehrung der Kosten mit sich. Doch wir wollen uns wieder zur Kleidung wenden.

Der größeste Nutzen schöner Maschinen ist dieser, daß sie dem Menschen Zeit und Kräfte spahren, oder auch, daß durch ihre Hülfe etwas künstliches verfertiget wird, ohne daß der Arbeiter selbst nöthig hätte recht zu wissen, wie es zugehe. Daher können Kinder von 12. bis 15. Jahren, ob sie gleich weder die Zeichnung verstehen, noch einen Begrif von der Schönheit haben, dennoch ein zierliches Gemählde,

Der Kleider-Schnitt.

de, vermittelst der kleinen Vierecke auf dem Zettel, oder vermittelst des blossen Schlendrians bey hochschäfftigen Tapeten, recht gut nachahmen. Aber wenn ein Kleid soll zugeschnitten, oder etwas fein gestickt werden, da muß man auf alle Kleinigkeiten Achtung geben, und es gehet nicht an, durch eine Maschine zu ersetzen, was auf die Ueberlegung und auf den Witz des Meisters ganz allein ankommet. Das Werkzeug mag so einfach seyn, als es will, desto mehr Ehre ist es für ihn, daß er etwas treffliches damit zuwege bringet. Es können zwey Stücke von einerley Art, alle beede gut gemachet seyn, und doch eines vor dem andern etwas besonderes haben. Scheeren und Nadeln giebet es in jedem Lande, unterdessen kennet man den Pariser Schnitt und die Englische Naht gleich von einander.

Die Stickerey.

Ueberall, wo man sich auf eine gute Zeichnung befleissiget, da verfertiget man auch schöne Stickerey. Hingegen wo jene schlecht getrieben wird, da kommet auch diese altfränkisch und einfältig heraus. Um dieser Ursache willen hat das Französische und Italiänische Frauenzimmer es im Sticken sehr weit gebracht. Sie wissen mit Seide und Wolle, mit Gold- und Silber-Fäden, mit Franzen und Crepinen, mit Lohn und Schnüren, Knötgen

und

und Trotteln auf das geschickteste umzugehen. Sie befleissigen sich, ihrer Arbeit ein prächtiges Ansehen zu geben, eine geschickte Wahl der Farben zu treffen, und wohl zu beurtheilen, was für Auszierungen, und wie sie sich zusamm schicken. Weil sie gewöhnet sind, beständig etwas schönes zu sehen, so gefället ihnen nichts, als was in der That Wohlgefallen verdienet. Selten verfallen sie auf die Sinesischen Tändeleyen, auf das Türkische Stückelwerk, oder auf einen Mischmasch von übel angebrachten Zierrathen. Sie wählen einen glatten Grund, der alles gut herausbringet; sie werfen nicht alles auf einen Klump zusamm, sondern vertheilen ihre Figuren mit einer wohlausgesonnenen Ordnung, selbige mögen nun Blumen, Laubwerk, Züge, Kränze, Armaturen, oder anderes Bildwerk, als Zweyfalter, Vögel, Thiere, ja ganze Jagden und Landschaften darstellen. Sie nehmen die Natur zum Muster; sie füllen ihren Platz gut aus, aber sie überhäufen ihn nicht mit Figuren. Seitdeme die Mahlerey empor gestiegen, scheinet ihnen nichts schön zu seyn, als was mit der Natur übereinstimmet. Sie wollen weder übernatürliche Schönheiten zeigen, noch die Sachen schlechter abbilden, als sie die Natur gebildet hat. Sie nehmen die Wahrscheinlichkeit zur Haupt-

Der Kleider-Schnitt.

Der Kleider-schnitt.

Haupt-Regel, auch bey Vorstellung ihrer eigenen Erfindungen. Wollen sie demnach ein Gebäude mit seinen Säulen und andern Zierrathen der Bau-Kunst vorstellen, so sticken sie zwar prächtige Schwibbogen und Pfeiler, aber auch einen festen Grund dazu, sie setzen keinen Pallast auf zwey freyschwebende Baum-Aestgen, noch mitten in die Luft auf eine Wolke.

Indem diese Arbeit grosse Gedult und lange Zeit erfordert, pfleget man sie insgemein nur an Stücke von mässiger oder geringer Grösse zu wenden, dergleichen etwa ein Beutel, eine Mütze, eine Standarte, eine Paucken-Decke, eine Schabracke ein Hulfter-Mantel, ein Schirm oder eine Bett-Decke ist. Grosse Stücke zu verfertigen, muste man auf ein ander Mittel denken, und dieses hat uns der Stuhl verschaffet, worauf man die Persische und Türkische Teppiche machet, welche das gewöhnliche Gewebe mit Zettel und Eintrage weit übertreffen. Diese schöne Erfindung liefert Arbeit von beynahe unendlicher Dauer, und so grosse Stücke, daß man die raumlichsten Säle damit behängen kan.

Türkische Teppiche.

Ein Hof-Tapezierer von Ludewig dem Dreyzehenden, Nahmens Pierre du Pont, der auch ein Buch vom Tapetenmachen schrieb, bewunderte zwar die lebhaftigen

Far-

Farben der Asiatischen Teppichte, es mißfiele ihm aber die einfältige Abtheilung in lauter kleine Vierecke, oder Rundungen, oder in kleine Flecken, und dergleichen schäckigtes Stümperwerk mehr, wovon weder Zusammenhang noch Witz noch Verhältniß gegen die Grösse des ganzen Stückes erschiene. Er brachte es also bey seinen Herrn dahin, daß in der sogenannten Savonnerie eine Tapetenmacherey angeleget, und seiner Aufsicht untergeben wurde. Hier vereinigte er die schöne Farbe und den Sammet-Glanz, mit einer reinen Zeichnung, und mit dem Ebenmaase der Figuren, gegen die Grösse und Räumlichkeit der Gemächer, die man damit auszieren wolte. Noch heutiges Tages behauptet dieses Werkhaus seinen alten Ruhm. Der Kleiderschnitt.

Es wird zu Rouen auch anderswo eine Art von Tapeten verfertiget, welche beedes ein Gewebe ohne Zettel und Eintrag, und eine Mahlerey ohne Pensel ist. Man zeichnet erstlich die Figur auf den Grund, hernach wird ein Stück vom Bilde mit Gummi-Oele bestrichen, und indem es noch naß ist, mit kleingehackter Wolle von allerley Farben, wie es das vorgelegte Muster haben will, bestreuet. Die Wolle dazu, wird in Schachteln verwahret, und auf einmahl nur wenig aufgestreuet, Gestreuete, oder gehackte Arbeit.

Der Kleider-schnitt.

um die Schattirungen desto angenehmer zu treffen.

In Frankreich haben wir ein Zimmer ohne grosse Kosten artig auszuzieren, nichts bessers als die Wollen-Zeuge, welche Mr. de la Porte verfertiget. In Flandern wird eine andere recht schöne Gattung von Tapeten gemachet, von blauem Grunde mit groben weissen Blumen. Wir hätten Hanf und Flachs genug dazu. Es kommen keine Motten hinein, und wenn nach dreißig oder vierzig Jahren die blaue Farbe abschiesset, kan man das Zeuch auf der Wiese bleichen, und es zu Tisch-Tüchern gebrauchen. Nichts destoweniger ist es bey uns wenig bekannt. Es solten aber unsere Landsleute ihren Fleiß besser darauf wenden, daß sie die Landes-Waaren auf alle mögliche Weise zu verarbeiten suchten, insonderheit wenn sich etwas dauerhaftiges und schönes daraus verfertigen lässet. Sollte es ihnen denn unmöglich seyn Garn von Hanf, Flachs und Baumwolle, hoch, und dabey dauerhaftig zu färben? da sie den Motten nicht unterworffen sind, oder könte man nicht wenigstens dauerhaftige Farben darauf drucken? gleichwie bey dem Papiere und Satin geschiehet. Dergleichen Erfindungen würden uns von einem Fehler befreyen, den unser Zimmer-Putz gemeiniglich an sich hat,

hat, die Streifen und Leisten machen einen zimlich mittelmäßigen Zierrath, das Geflammete lässet verwirret, und die kleinen Blümgen und Muster-Theile fallen schlecht ins Gesichte. Der Kleider-schnitt.

Indem wir von Handwerken, zumahl von solchen reden, welche unsere Gemächer auszieren, müssen wir uns vor einer Versuchung hüten, nähmlich bey demjenigen uns lange aufzuhalten, was uns auf die Künste führet. Von den hochschäftigen Tapeten, und von der Stickerey ist nur ein Schritt bis zur Mahlerey. Wir wollen also die Tapeten-Stühle lassen, wo sie sind, und alle Materien bey Seite setzen, wovon wir treffliche Bücher, oder, welches noch besser, mündlichen Unterricht ohne Mühe haben können. Wir wollen wieder auf andere Sachen kommen, davon wir insgemein am allerwenigsten wissen, ob sie gleich am allermeisten im Schwange gehen.

Das Rauhwerk
und
die Zubereitung des Leders.
Dreyzehende Unterredung.

Das Rauhwerk.

Indem wir das Garn, welches uns die Gewächse und die Thiere liefern, zu mancherley Gebrauche anwenden, handeln wir den Absichten der Vorsehung vollkommen gemäs, welche durch unsern natürlichen Mangel einer Bedeckung, und durch die Unzulänglichkeit der Thier-Häute, uns veranlasset, jene zu gebrauchen, und den Abgang beständig wieder zu ersetzen. Als die Menschen sehr lange lebten, hatten sie nicht so vielerley nöthig als jetzo, weil die ganze Natur anders beschaffen war. Die Kleidung unserer Stamm-Eltern, die Thier-Felle, war damahls von langer Dauer, sie wurde durch keine Abwechslung von heftigem Regen und heissem Sonnenscheine mitgenommen, verschrumpelt und unbrauchbar gemacht. Zwar mochte wohl beständiger Sonnenschein ohne

ohne alles Gewölke, ebenfalls einige Beschwehrlichkeit bringen, und benebst der Kleidung noch etwa ein Gezelt, oder ein Obdach erfordern. Die Erfahrung lehret uns dieses im May und Herbst-Monathe, zu welcher Zeit wir das schönste Wetter vom ganzen Jahre geniessen. Doch dagegen verschaften einige zusammengenähete Thier-Häute leicht Rath, und zugleich den gedoppelten Vortheil, daß man eine solche Wohnung überall mit sich hinbringen konte, und daß sie nimmermehr zu Grunde gienge, weil die Haare keinem Thau einigen Eingang verstatteten. Die Schrift gedenket des Regenbogens und der abwechslenden Witterung erst nach den Zeiten der Sündfluth, und redet von den Gezelten aus Thier-Häuten, als von einer nützlichen Erfindung der alten Welt. Das Rauhwerk.

Als nach der Sündfluth die ganze Natur ein ander Ansehen bekame, vermehreten sich die Bedürfnisse der Menschen ganz ungemein, und nöthigten sie auf räumlichere und solche Bedeckungen zu gedenken, welche man, so oft es die Noth erforderte, leicht anschaffen konte. Nichts destoweniger hat die Webe-Kunst den Gebrauch der Felle nicht gänzlich abgeschaffet. Diese von der Natur selbst bereitete Hülle ist viel zu vortreflich, als daß man sie nicht achten sollte. Man verwahret sie

Das Rauhwerk.

im Gegentheile vielmehr zu dem wichtigsten und nothwendigsten Gebrauche.

Welcher Sammet ist so glänzend und so sanfte anzufühlen als Zobel, Veh, oder Hermelin? Es werden auch in der That dergleichen kostbare Felle nur von den vornehmsten Personen, und bey feyerlichen Vorfällen gebrauchet. Welches Gewebe ist mit dem Leder im allergeringsten zu vergleichen? Man hat auch nichts zu erfinden vermocht, was eben so geschmeidig, und doch dabey undurchdringlich und dauerhaftig wäre, wie sie.

Die Geschicklichkeit der Menschen hat den Nutzen der Felle auf vielfältige Weise vergrössert. Einigen leget sie ein besseres Ansehen bey, andere machet sie gegen die Nässe undurchdringlich; überhaupt suchet sie dieselbigen geschmeidig zu machen, und mit einer ölichten Feuchtigkeit zu durchbeitzen, damit weder das Wasser einen Eingang finde, noch die Hitze im Stande sey sie zu runzeln, oder auszudorren.

Diejenigen, welche sich mit Zubereitung der Felle beschäftigen, sind von zweyerley Gattungen. Einige nehmen lauter zarte Bälge in die Arbeit, und lassen ihnen, was das schöneste und vortreflichste an ihnen ist, nähmlich die Haare. Andere hingegen, nehmen starke, und zu langwierigem Gebrauche dienliche Häute vor sich.

Diese

Diese berauben sie gemeiniglich der Haare, und trachten sie vermittelst einer Beitze geschmeidiger oder derber zu machen. Das Rauhwerk.

Jene nennen wir Kürschner, und die Bälge die sie bearbeiten, sind entweder selten und kostbar, oder gemein und von geringem Wehrte. Die Kürschner.

Ihre Zubereitung hat die Absicht, entweder den Balg vor der Verderbniß zu bewahren, oder ihn vermittelst des darein gebrachten Oeles derbe und geschmeidig, oder mit einem Worte Fellgar zu machen, wiewohl nicht auf der Haar-Seite, als welche bey dem Zurichten sorgfältig bedecket gehalten wird, sondern auf der Aas-Seite, das ist, auf der Seite, welche das Fleisch des Thieres berührete; sie lesen das beste aus, was unsere Wildbahnen liefern, und wissen von diesem Vorrathe sowohl der Nothdurft als dem Prachte auf mancherley Weise ein Genügen zu thun. Hieher gehören die Bälge der Füchse, der Maulwürfe, der Hamster, der Dachse, der Mader, der Kaninichen, der Hasen, der Luchse, und noch andere mehr. Der Luchs ist ein wildes Raub-Thier, etwas grösser als ein Fuchs; seine feurige Augen sind zum Sprichwort geworden, sein Balg aber ist vielleicht der schönste, den man sehen kan. Unterdessen, weil er in unsern eigenen Wäldern gefun- Der Luchs.

Das Rauhwerk.

den wird, achtet man ihn nicht, und wir bezahlen lieber ein schwarzes Fell, und die süssen Gedanken, es komme aus einem weitentfernten Lande, mit schwehrem Gelde, ob es gleich zuweilen nur durch Kunst gefärbet und für natürlich ausgegeben wird: Eben also, und weil wir unsern Verstand nicht weiter gebrauchen, als es die Mode erlaubet, bleiben uns die Bälge unserer Tiegerhunde, Cyper-Katzen, und andere mehr, unnütze, ob sie gleich zehenmahl schöner sind als die geschwärzeten, welche unserer Einbildung zufolge, aus Norden kommen.

Doch ist auch wahr, daß uns die Nordliche Gegenden von Europa und America, schönes und feines Rauhwerk liefern. Das beste bekommen wir aus Siberien, sodann aus Novazembla, Spitzbergen, (*) Grönland, Labrador und Canada. Die Ostiacken und Samojeden, welche unter den Siberischen Einwohnern die nächsten am Eiß-Meere sind, wagen sich zuweilen über das Eis in unbewohnte Gegen-

(*) Seitdeme der Wallfischfang sich von der Spitzbergischen Küste abgezogen hat, kommet niemand mehr auf diese Insel, theils wegen der grossen Kälte, die man zwischen ihren Bergen auch mitten im Sommer empfindet, theils weil es sich der Mühe nicht verlohnet, daselbst etwas zu suchen. U.

genden um daselbst die Rennthiere und Füchse zu jagen. Der Tribut, welchen die Tartarischen Horden theils an den Sinesischen Monarchen, theils an die Höfe zu Ispahan, Constantinopel und Petersburg entrichten, wird bloß mit Pelzwerke abgeführet, und der Veh, den unsere Kaufleute aus Sina bringen, kommet vermuthlich aus der Sinesischen Tartarey, nicht aber aus Sina selber. Das Rauhwerk.

Siberien ist die rechte Vorraths-Kammer von schönem Pelzwerke. Es kommen aber unsere Kaufleute nicht bis dahin, sondern sie versehen sich mit dieser Waare zu Archangel oder Petersburg. Die Zaaren haben sich seit langer Zeit, das Eigenthum der Siberischen Reichthümer zugeschrieben, zu welchen man insonderheit das Rauhwerk nebst dem Gold-Sande, welcher in einigen Flüssen gefunden wird, rechnet. Es ist ihnen dieses wegen der Lage des Landes leicht möglich. Siberien stehet nirgend offen als an der Seite gegen die grosse Tartarey, wo man Pelzwerk genug umsonst haben kan. Gegen Norden und Westen ziehet das Eis eine Mauer vor, und an der Seite von Rußland das Gebürge. Alle Zugänge und Wege durch diese Reihe von Bergen sind mit Schanzen und Wacht-Häusern besetzet, da man die Reisenden, welche heraus wollen, mit

Das Rauhwerk.

äusserster Strenge durchsuchet, und wohl gar den Schlitten zerleget, um zu sehen, ob keine Kostbarkeiten darinn verborgen sind. Die Verbrecher, welche man zur Strafe aus Rußland nach Siberien schicket, müssen auf die Jagd gehen. Ihr Unterhalt wird ihnen gereichet, was sie aber fangen, gehöret vor S. Zaarische Majestät. Die übrigen Einwohner jagen ebenfalls, sie dürfen aber nichts ausserhalb Landes verkaufen, sondern sie müssen ihre Bälge dem Gouverneur von Siberien bringen, welcher ihnen etwas mehr dafür bezahlet als der landläufige geringe Preiß beträget, und sie nach Rußland schicket, woselbst sie in die Niederlagen zu Moscow, Petersburg, Archangel, und so weiter, vertheilet werden. Die Zobel werden entweder mit Schlingen gefangen, oder mit stumpfen Pfeilen geschossen, um den Balg nicht zu verletzen.

Die kostbareste unter den Nordischen Rauhwerken, sind die Zobeln, die schwarzen Füchse, das Hermelin und Veh.

Der Zobel.

Der Zobel ist eine Art von Wieseln, dergleichen man zwar auch in Biscaja, Preussen, Canada und anderswo findet. Doch es werden diese bey weitem nicht so gesuchet als die Siberischen, worunter man die schwarzen am theuersten bezahlet. Es gehen aber unter dem Polar-Kreise

eben

eben sowohl Spitzbübereyen vor, als in dem gemäßigten Erd-Striche. Die Russen wissen den rothen Zobel zu färben, und ihme eben die Schwärze zu geben, die ein natürlich schwarzer immer haben kan. Das beste Mittel den gespielten Betrug zu entdecken, ist Citron-Saft, welcher die falsche Farbe wegbeitzet. Das Rauhwerk.

Die kostbahresten Pelzwerke werden bloß aus den Spitzen der Zobel-Schwänze zusammengesetzet, welches aber nur bey kleinen Kleidungs-Stücken angehet. Man hat mich versichert, daß in Moscow einstens ein Mannes-Muff von dergleichen Gattung, bey dem Verkaufe einer Verlassenschaft bis auf 15000. Livres gesteigert worden sey. Unterdessen kan ich für die Richtigkeit dieser Nachricht weiter nicht stehen.

Der schwarze Fuchs, welcher nirgend als in kalten Ländern gefunden wird, dienet zu Widerlegung des gemeinen Vorurtheiles, als ob die Nordische Thiere sämmtlich nur weisse Haare hätten. Zwar findet man daselbst Thiere mit den schönesten weissen Fellen, die anderwärts Haare von anderer Farbe haben würden. Es giebet auch einige, die im Sommer roth oder braun sind, im Winter aber weiß werden, und im folgenden Sommer die vorige Farbe von neuem annehmen. Allein Schwarze Füchse.

es

Das Rauhwerk.

es giebet auch andere, die ihre Farbe niemahls verwechseln.

Das Hermelin.

Das Hermelin, welches wegen seines schneeweissen und glänzenden Pelzes sehr hoch geschätzet wird, gehöret ebenfalls unter die Wiesel-Gattungen. Einige Lexica verwirren es mit dem Eichhorne, davon wir gleich reden wollen, ja was noch ärger, mit dem Zobel. Es sind aber drey ganz verschiedene Thiere. Der gröseste Unterscheid zwischen dem Zobel und dem Hermelin bestehet in der Farbe. Unsere Kürschner pflegen die Hermelin-Pelze mit Lammes-Schwänzgen aus der Lombardie auszuzieren, als welche eine sehr glänzende Schwärze haben.

Der Veh.

Das vierte Rauhwerk das wir aus Norden bekommen, ist der Veh, oder das Fell der Eichhörnigen in besagter Gegend. Diese Thiere sind des Sommers roth, werden aber im Winter grau, und behalten diese Farbe nach ihrem Tode, übrigens kommen sie mit unsern Eichhornen ganz überein. Aus ihren Bälgen verfertiget man zweyerley Rauhwerk, die Veh-Rücken, und die Veh-Wammen, jene sind grau, diese aber ganz weiß, und noch glänzender als Hermelin, doch aber auf beeden Seiten mit einem schwarzen Striche eingefasset, den man sorgfältig in acht nimmet. Wenn ein Pelz wechselweise mit

Veh-

Beh-Rücken und Wammen gefüttert wird, hält man ihn für desto schöner. Das Rauhwerk.

Von den Kürschnern, welche die Bälge lassen wie sie sind, wollen wir uns zu andern Handwerks-Leuten wenden, welche die Häute bey dem Zurichten ihrer Haare gemeiniglich zu berauben pflegen. Sie theilen sich in verschiedene Zünfte, welche in vielen Verrichtungen miteinander übereinkommen, in einigen aber unterschieden sind.

Gewöhnliche Zubereitung des Leders.

Wiewohl ein grosser Unterscheid ist, zwischen einem Corduanmacher, Weißgerber, Rothgerber, Ungarisch-Leder-Bereiter und Pergamenter, so müssen doch fast alle Häute die ihnen durch die Hände gehen, eingeweichet, getrocknet, durchgearbeitet, in die Schwitze geleget, gekalket, gestöllet, zu Farben und Aas bereitet, gestrichen, in Haufen gesetzet, und öfters in die Luft gehangen werden.

Die Haut wird eingeweichet, wenn man sie in fliessendes Wasser leget, damit das Blut und andere Unreinigkeiten abgespühlet werden. Was trocknen sey, ist bekannt. Sie wird herumgetrieben, indem man sie in einer Spitz-Kute oder in Ziehlöchern mit den Händen oder Füssen von einer Seite auf die andere durcharbeitet, oder mit hölzernen Stempeln stösset. Einiges Leder wird ohne

Kalk

Das Leder.

Kalk in die Schwitze geleget, damit die Haare desto besser abgehen, anderes aber wird zu diesem Ende in Kalk-Wasser geleget. Hernach wird es geböhlet, das ist die Haare mit einem Schab-Messer abgemachet, gestollet, das ist an einen runden dicken schief eingesezten Balken, oder Stohl-Pfahl, welcher oben mit einem Eisen versehen, über solches gezogen, und von der auf dieser oder jener Seite noch etwa anhängenden Unreinigkeit befreyet. Es wird mit dem Haar-Eisen gehaaret; zu Narben und Aas gebreitet, mit dem Streich-Eisen, welches eine Schärfe hat, und womit man das fleischichte Wesen sowohl auf der Narben-Seite, das ist, wo die Haare stunden, als auf der Aas-Seite, das ist, wo die Haut am Leibe lag, weggeschabet. Einige Häute werden mit einem Wetzsteine gerieben, gestrichen und geglättet. Einige wollicht oder locker bereitet, welche Eigenschaft von den Materien herrühret, damit man die Haut durchbeitzet, und davon sie aufgeschwellet wird, daß sie hernach auf dem Wasser schwimmet. Theils Häute werden feucht oder halbgetrocknet auf Haufen gesetzet, andere aber aufgezwicket, das ist, an die Wand genagelt bis sie dürre werden. Zu lüften pfleget man das Leder gar oft, zumahl das geschmeidige dünne. Indem es viel-

vielmahl aus der Nässe in die Luft, und von der Luft ins Wasser kommet, gehet in seinem innersten, ja in allen seinen Fässergen eine Veränderung vor, welche benebst dem Kalke, Salz und Oele, eine hinlängliche Geschmeidigkeit würket, also daß es sich dähnen lasse, ohne jedoch in Stücke zu reissen. Das Leder.

Man würde viel zu thun haben, wenn man die Ordnung und Zahl dieser sämmtlichen Verrichtungen, durch blosse Ueberlegung bestimmen wollte. Man ist auch nicht anders, als vermittelst vieler Versuche, nach und nach darauf gekommen. Dasjenige nun, was man für gut befunden hat, wird von den Handwerks-Verwandten auf das genaueste beobachtet. Der Meister, als der erfahrenste, veranstaltet was zu thun sey, urtheilet von dem Maase der Trockenheit und Nässe, der Härte und Lockerheit, lässet diesen oder jenen Handgriff wiederhohlen, verkürzet einige andere Verrichtungen, und bringet sein Leder endlich zur Gare, das ist, zur Vollkommenheit die es haben solle.

Wiewohl das Leder auf vier bis fünferley Weise behandelt und gar gemacht wird, bey jeder Weise aber mancherley vorfället, darum sich niemand bekümmern kan, als wer selbst Hand anlegen will, so lässet sich doch von dem Hauptwerke gar wohl

Das Leder.

wohl einiger Begrif geben, welches alles ist, was wir zu wissen nöthig haben.

Der Weißgerber.

Der Weißgerber giebt allerley Leder von der Ochsenhaut bis auf das Lamms-Fell, die Alaun- oder Weiß-Gare. Er arbeitet meistentheils für die Sattler und Handschuhmacher. Das Leder, welches für jene dienen solle, bereitet er mit Weitzen-Kleyen, See-Salze und Alaun. Die Häute zu bleichen, welche der Handschuhmacher bekommt, gebrauchet er nach den gewöhnlichen Vorbereitungen, erstlich Kleyen, sodann nebst Salz und Alaun, auch feines Kraft-Mehl und Eyerdotter, welches in heissem Wasser durcheinander gerühret und daraus eine Beitze verfertiget wird, worein man das Leder im Porting einweichet, und davon wohl durchziehen lässet.

Der Corduanmacher.

Der Corduanmacher beitzet nicht nur Gemsen- sondern auch allerley andere, wiewohl geringe Bockfelle in Fisch- oder sogenannten Berger-Thran. Ja er thut ein gleiches mit Schaaf-Häuten, und bereitet sie wie Corduan.

Der Lohgerber.

Der Lohgerber nimmt die Rinde von jungen, 18. bis 30. Jahr alten Eichbäumen zu Hülfe, nachdem sie zuvor in der Loh-Mühle zu Pulver gestossen worden. Hiemit füllet oder schmacket er seine Häute, einige stärker, andere schwächer,

so wie es der Gebrauch erfordert, dazu sie dienen sollen. Ihre hauptsächliche Eigenschaft ist, daß sie Wasser halten, das ist, gegen die Nässe undurchdringlich sind. Das Leder.

An statt daß der Lohgerber zwey biß drey Jahre zubringet, biß die Grube aufgezogen wird, und das Leder erstlich in der Aescher mit Kalch, hernach mit der Lohe seine Gahre bekommet; so wendet der Ungarische Lederer kaum drey biß vier Wochen an seine Haute. Diese liefert er an die Sattler, Taschner, Riemer, und alle andere Handwerker, welche nicht nur Weißleder, nicht nur Cordnan, oder auch schwabl und geschmirzt Leder, sondern auch graues verarbeiten, welches mit einer schwarzen Farbe bestrichen, und hernach durch Seiffen-Wasser gezogen wird, und eigentlich dem Ungarischen Lederer zu machen gebühret.

Der Nahme und die Weise es zu bereiten, rühret aus Ungarn her, woselbst sie König Heinrich IV. durch einen deswegen abgeschickten Franzosen auskundschaften liesse, damit er dergleichen Leder zu Pferd-Zeuge und andern Nothwendigkeiten bey der Armee wohlfeiler als zuvor, haben konte.

Der Lohgerber bedienet sich statt der Lohe in gewissen Fällen des Redons, welches eine Pflanze ist, die man in Gascogne

Das Leder.

bauet, auch in Polnisch Reußlande häufig findet. Man gebrauchet sie vornehmlich zu dem Seem- oder braunen Leder, das ist, zu den Widder- und Schöps-Häuten, wenn man sie nach Art des Loh-Leders bereiten will.

Es kommet eben diese Pflanze auch mit unter die Zubereitungs-Stücke der Juchten, daraus die Russen noch immer ein grosses Geheimniß gegen uns machen, ob wir gleich zu S. Germain en Laye selbst recht gutes verfertigen.

Der Corduan.

Der Corduan wird nach dem gewöhnlichen allgemeinen Zurichten, noch in eine Lauge von Hufspänen geleget. Ueber dieses gebrauchen die Corduanmacher den Smack, das ist ein Pulver, welches von den Blättern und zarten Aesten des Färberbaumes gemachet wird. Der Smack nebst den Galläpfeln und dem Alaune, leisten dem Corduanmacher die meiste Hülfe zu seiner Absicht, nähmlich die Bockfelle kruspelicht zu machen, damit sie sich desto schöner färben lassen. Kruspeln nennet man die zarten Furchen oder Ritze, welche die Fläche des Corduans nach der Länge und Queere durchziehen, nicht anders als ob es an unendlichen Orten geborsten wäre. Dergleichen Ansehen giebet man auch dem Kalb- und Kuh-Leder, wenn es dem Corduane ähnlich werden solle, welches man

man durch öfteres Waschen, Benetzen, Stampfen, Winden, Falten und Bearbeiten mit dem Kruspel-Holze zuwege bringet. Das Wasser von Eisen-Rost, zum schwarzfärben des Corduans, ingleichen den Block und die übrigen Materien, womit man ihm eine rothe, gelbe, oder andere Farbe giebet, wollen wir mit Stillschweigen übergehen. Das Leder.

Es haben die Corduanmacher, ingleichen die Saffian-Färber, gewisse Handgriffe und Handwerks-Vortheile, damit sie ungemein geheim thun. Es ist etwas lächerliches, wie weit dergleichen Leute ihr Mißtrauen und ihre unnöthige Verschwiegenheit zuweilen treiben. Ich hatte einstens mit einem Seiler zu thun, der mir durchaus nicht erlauben wollte, die Arbeit an einem Gurte in einen Riß zu bringen, es sey dann, daß es ihm die Obrigkeit befehle. Gleichwie der Corduanmacher den Bockfellen die Kruspel und die schöne Farbe giebet, also erhält ein und anderes Leder, wenn es von dem Lohgerber gekommen, noch mehrere Zubereitungen benebst der Farbe, von dem Riemer. Gleichfalls leget der Pergamenter die letzte Hand an die weißgahr gemachten Felle, wenn sie zum Schreiben oder Zeichnen sollen gebrauchet werden.

Unter den Häuten, welche aus der Lohe kom-

Das Leder. kommen, werden einige dem Schuster und andern Handwerkern, welche starkes Leder verarbeiten, als Sohl-Leder zugeschicket, andere aber von dem Leder-Bereiter oder Riemer geschmeidig gemachet, ja auch zuweilen gefärbet.

Der Riemer. Seine hauptsächlichste Absicht gehet dahin, die Kuh- und Kalb-Felle weich und gezügig zu machen, wenn sie zu Hinter-Leder an die Schuhe, zum Ueberziehen der Kutschen, oder zu Pferd-Zeuge dienen, und überhaupt der Nässe widerstehen, und einer Ausdehnung fähig seyn sollen, entweder, damit sie eine schöne Gestalt annehmen, oder damit sie nachgeben, und dadurch die Bewegung erleichtern können.

1. Weil die Häute nach dem Lohgerben noch viele fleischichte Fasern an sich haben, werden sie eine Zeitlang in Wasser geweichet.

2. Aus dem Wasser werden sie genommen, auf ein glattes Bret geleget, und das Fleischichte mit einem Messer abgeschabet, sodann wieder eingeweichet.

3. Wenn sie noch feucht sind, werden sie auf einer Horde mit Füssen getretten, biß sie anfangen durch das viele Falten, weich und geschmeidig zu werden.

4. Hernach werden sie mit Wallfisch-Thran getränket, als welcher unter allen

ölich-

blichten Sachen die beste Würkung in diesem Stücke erzeiget. Das Leder.

5. Sodann auf die Reckbank gestrecket, aufgezwicket, und mit einem Schraubstocke festgemachet. Ueber die Stange geschlagen, oder mit einem dicken und unten vielmahls eingekerbeten Kruspel-Holze bearbeitet, damit die steiffen Fasern zerdrücket, und zum Beugen genöthiget werden. Dieses nennet man eigentlich zurichten. Man verfähret fast an jedem Orte in einer andern Ordnung und mit einiger Veränderung, doch das Hauptwerk bleibet beständig einerley.

6. Nach dem Zurichten ist es bißweilen nöthig, das Leder schwarz- oder weißgar zu machen, d. i. ihm eine gewisse Weisse zu geben, oder auch es schwarz zu färben. Soll das erste geschehen, so reibet man es mit Kreide und Bleyweiß, und hernach mit Bimsstein. Weil man das Kalb-Leder insgemein sehr dünne verlanget, so bedienet sich der Riemer statt des Messers, eines sogenannten Falz-Eisens, welches von Stahl, rund, ringsherum scharff, in der Mitte aber ausgeschnitten ist, damit man es in die Hand nehmen, und mit Nachdrucke führen kan. Zu diesem Ende spannet er das Kalb-Fell in einen Rahmen, der aber unten offen ist, und daselbst keinen Queer-Riegel hat, er dehnet es in die Länge, und

Das Leder.

ziehet es nach Belieben gegen sich, vermittelst einer Schnure, die er an die Enden des Felles befestiget, und sich um den Leib wickelt. Hierauf reibet er selbiges mit dem Bimssteine, und beschabet es mit dem Falz-Eisen, so lange biß es nach seinem Verlangen dünn und weiß genug wird.

7. Soll das Fell eine schwarze Farbe bekommen, pfleget man es erstlich zu ölen, und wieder zu trocknen. Hernach wird es vermittelst einer grossen Quaste mit Rost-Wasser bestrichen. Wenn rostiges Eisenfeilig lange im Wasser lieget, ziehet dieses den Rost und andere vitriolische Theilgen heraus, welche bekannter massen den Grund zur Schwärze hergeben. Auf das erste Bestreichen folget ein zweytes, mit einem andern Wasser, das mit Kiehnruß, Essig und Arabischen Gummi bereitet wird. Man wiederhohlet das Färben so oft, biß die Schwärze ihren völligen Glanz erhält.

Der Pergamenter.

Die Arbeit des Pergamenters erfordert so viel Wesens nicht. Wenn ihm der Weißgerber die Häute erstlich weißgahr gemachet, wenn er sie aufgespannet, beschabet, etlichemahl mit Kreide bestäubet, genetzet, mit Bimssteine berieben, abermahl eingefeuchtet, getrocknet, von neuem mit Bimssteine, und sodann mit einem Lamm-Felle aufgerieben hat, so nimmet

sie

sie der Pergamenter zur Hand, und schabet sie ungenetzet, sowohl links als rechts, mit einem hiezu gehörigen scharfen Schab-Eisen. Das Leder.

Die Abschabsel leget er bey Seite, weil daraus ein klarer Leim bereitet wird, damit man das Zettel-Garn vieler wollenen Zeuche steisset, und dadurch zuwege bringet, daß es desto fester hält, und sich zwischen den Wänden nicht ausfasert. Die Haut bereibet und beschabet er so lange, biß sie vollkommen glatt und eben worden, und nicht das geringste ungleiche mehr an sich hat. Ist es eine Schaaf-Haut, so dienet sie insonderheit zum schreiben, und man nennet sie schlechtweg Pergament. Ist es die Haut von einem Milch-Kalbe, oder Lamme das nicht lebendig zur Welt gekommen, so nennet man sie Jungfern-Pergament, und die Mahler gebrauchen sie zu solcher Arbeit, welche einen sehr glatten und zarten Grund nöthig hat.

Wir sehen also, was man bey den Fellen ausrichten kan, wenn man sie mit Schaafs-Fette oder Fisch-Thrane tränket, oder mit gewissen Pulvern aus dem Pflanzenreiche füllet. Wir lassen ein und andere hiezu gehörige Materien aus weit entferneten Ländern kommen, vielleicht aber haben wir eben so gute oder noch bessere in der Nähe, die wir unnütz umkommen

Das Leder. lassen. Wie vielerley Rinden und grosse Saamen-Körner haben wir nicht, woraus wir dergleichen Pulver und Oel bereiten könten, als zu Ersetzung der fremden nöthig wäre. Die Klugheit erfordert zwar, daß man sich in Sachen, woran etwas gelegen, an die Erfahrung halte. Es wäre aber noch weit mehr daran gelegen, daß wir alle Tage neue Versuche anstelleten. Wir haben ihnen dasjenige zu danken was wir wissen, vielleicht würden sie uns noch ferner lehren, wie wir Zeit und Kosten erspahren, ja auch in vielen Stücken mit geringerer Mühe zu Werke gehen könten.

Die Färberey.

Vierzehende Unterredung.

Die Färberey. Die Farben zeigen uns nicht nur jedwede Schönheit der Natur besonders, sie gereichen nicht nur derselbigen zu einem prächtigen Schmucke, sondern sie leisten auch der menschlichen Gesellschaft die wichtigsten Dienste. Sie geben uns Nachricht von dem Stande der Personen.

nen. Durch ihre Hülfe unterscheiden wir unsere Kleider und unser Haus-Geräthe. Ihnen allein haben wir fast alle Zierlichkeit unserer Wohnungen zu danken. Aber was ihre Natur betrifft, das ist unserm Verstande verborgen. Wir wissen weder, wie sie in unserm Auge entstehen, noch wie sie in den Cörpern erzeuget werden. Ihre innerliche Beschaffenheit ist niemand als nur dem Schöpfer bekannt. Neuton, der sich ihrentwegen so viele Mühe gegeben hatte, sagte zu seinen Bewunderern, er sähe zwar wohl wie sich die sieben Farben, woraus ein Licht-Strahl bestehet, brechen, wenn sie durch das Prisma fahren, was aber ihr Wesen betreffe, davon verstünde seine Köchin so viel als er. Ja es werfen sich heutiges Tages einige auf, die ihm das wenige, was er zu sehen vermeynete, streitig machen. Ich habe ihnen, mein wertheſter Chevalier anderswo von der Neutonischen Farben-Lehre Nachricht gegeben, der P. Castell hat ihr eine andere entgegen gesetzet, die Sie bey ihm selbst nachlesen können. Die Färberey.

Viel anders ist es mit unserm Wissen beschaffen, wenn es darauf ankommet, die Farben zum Nutzen der Gesellschaft wohl anzuwenden. Eine grosse Menge Künstler ist unaufhörlich mit nichts anders be-

Die Färberey.

schäfftiget, als Farben zu bereiten und geschickt anzubringen. Wir handeln auch der Absicht des Schöpfers ohne allen Zweifel gemäs, wenn wir diese Arbeit zu einem Theile unserer Verrichtungen machen. Zu eben der Zeit da die Vorsehung dem Menschen die Kleidung nothwendig machte, zeigte sie ihm zugleich die Materien, woraus er sich eine Decke bereiten kan, und übergab sie seiner Gewalt. Doch, da dieselbigen von Natur meistentheils eine matte und schlechte Farbe haben, über dieses auch so viele Veränderungen in diesem Stücke nicht zeigen, als zu der vielfältigen Abwechslung seiner Umstände wohl nöthig wäre, so erhielte der Mensch auch das Vermögen sein Gewebe nach Belieben zu färben. Es wurden ihm allerley Gattungen mineralischer Erden und Mergel, Kräuter, Wurzeln, Rinden, Salze, und viele andere Dinge mehr gegeben, die man theils aus der Erde gräbet, theils auf ihrer Fläche findet, und welche sämtlich, entweder die Farbe selbst geben, oder den Grund dazu legen, sie beständig machen, erhöhen oder vertiefen. Demnach würde ihm das Mittel angewiesen, seine Kleidung und seinen Putz nach Beschaffenheit der Umstände zu verändern. Auf diese Weise richtet sich alles, was wir um uns haben, nach

unsern

unsern Umständen, und giebet solche jeder- Die Fär-
mann zu erkennen, und da der Mensch berey.
schuldig ist, seinem Nächsten die gebühr-
rende Ehre zu erweisen, wird er auf diese
Weise benachrichtiget, wie er sich zu ver-
halten habe. Die Merkmahle der Trauer,
welche er bey dem ersten Eintritt in einen
Ort erblicket, verhindern ihn, unvorsichti-
ger Weise in Singen, Lachen, und Scherz
auszubrechen. Das blosse Anschauen der
äusserlichen Zurüstung giebet ihm zu er-
kennen, ob man Willens sey einem Verstor-
benen die letzte Ehre zu erweisen, oder sich
über die Ankunft eines jungen Erbens zu
erfreuen, oder dem Höchsten für seine
Wohlthaten Dank abzustatten.

Indem der Wohlstand jedweder Bege-
benheit, jedwedem Alter und Stande ge-
wisse schickliche Farben anweiset, verschaf-
fet er unzählig vielen Handwerks-Leuten
ihren Unterhalt, und giebt Gelegenheit da-
zu, daß unglaublich mancherley Sachen,
welche ausserdeme unnütz und beschwehrlich
fielen, verbrauchet werden. Die Färbe-
rey suchet sie zusamm; sie weiß aus Din-
gen, welche einen höchstwiderwärtigen
Geschmack oder Geruch, ja wohl gar eine
giftige Eigenschaft an sich haben, eine
blendende Weisse, oder eine hohe Röthe
hervorzubringen, welche geschickt ist die

Far-

Die Färberey.

Farben zu erhöhen, so in den Palläſten und in den Tempeln schimmern.

In diesem Stücke haben wir den Gelehrten, welche sich bloß auf ungewisse und zweifelhaftige, obgleich sehr subtile Meynungen legen, nicht das geringste zu danken. Alles was wir von dem Gebrauche der Farben verstehen, kommet von solchen Männern her, welche das Wohl der Gesellschaft zu Herzen nahmen. Einer der gröſten Meister in diesem Stücke war der berühmte Colbert. Seiner Unverdrossenheit und Einsicht sind wir die weise Verordnungen schuldig, welche den Vornehmen einen Putz von auserlesenen Farben, und den Geringen eine Kleidung von unverfälschter und dauerhaftiger Waare verschaffen. Er bog den Betrügereyen unserer Handwerks-Leute vor, und mißgönnete diese nützliche Erkenntniß auch den Auswärtigen nicht. Seine Verordnungen lassen mehr Nachrichten in sich, als man noch an keinem Orte gesammelt hatte. Sie entdecken alle Kunstgriffe auf das klåreste, sie machen aus keiner Sache ein Geheimniß Damit niemand einigen Vortheil neidischer Weise für sich behalten möchte, liesse er sie sämtlich drucken, und der ganzen Welt bekannt machen.

Er führete zuerst Ordnung bey einem Handwerke ein, in welchem eine verderbliche

Frey-

Freyheit regierte. Er schrieb jedweder von den drey Färber-Innungen ihre Gränzen, und ihre eigene Verrichtungen vor. Eine behielte die feinen Tücher und Zeuche für sich, und ihre Mitglieder werden Schönfärber genennet. Die geringen gehören für die Schwarzfärber; die dritte Innung begreiffet die Seidenfärber in sich, wiewohl sie auch Wolle und leinen Garn färben. Er unterrichtete sie auf das genaueste von den Materialien, welche zur Vorbereitung oder zum Gründen, und von denen, welche zum Färben selbst dienen. Er sagte ihnen auf das deutlichste, was für welche sie sämtlich gebrauchen, oder nicht gebrauchen dürfen; was für welche sie zu jeder Kupe, oder nur zu gewisser Waare nehmen könten. Erstlich erkläret er ihnen die Zubereitung der Haupt-Farben, hernach kommet er auf die aus jenen zusammengesetzte oder vermischte, und auf die Weise, wie man sie durch Zuthun oder Weglassen einiger Stücke vielfältig verändern solle. Damit nicht nur die Färber, sondern vornehmlich auch die Käuffer versichert seyn möchten, die gegebene Farbe werde beständig bleiben, und ein schwarzer Rock nicht mit der Zeit blau, noch ein rother violet werden, so bestimmete er, mit was für Materien man die Probe machen könne, ob die Seide oder Wolle gut- Die Färberey.

Die Färberey.

gut- oder mißgefärbet sey, ob die Farbe ausgehen, abfallen, oder beständig halten werde, und darf man nur das gefärbte mit den besagten Materien eine halbe Viertelstunde aufwallen lassen, wenn man solches wissen will. Damit auch, sowohl diese als noch andere zur Aufnahme der Manufacturen abzielende Verordnungen, ihre Würkung allemahl thun möchten, machte er noch andere, wodurch alles gefärbte, der Schau, das ist, der Untersuchung gewisser Aufseher, unterworfen wird.

Er führet anfänglich mit allen Umständen aus, wie man einen guten Grund zu den Farbe-Sätzen legen, und den Weid, die Färber-Röthe (*) und die Gilbe gebrauchen solle, hernach giebt er Nachricht von allen Blättern, Saamen, Rinden, Wurzeln, Ausgewächsen der Bäume, von allen Farb-Erden, von Salzen, Metallen und mancherley andern Farbe-Materialien, die man zum Theile in Frankreich recht

(*) Gluk, ein gebohrner Holländer hat zu den Zeiten Colberts die Scharlach-Farbe von der Cochenille, in der Manufactur aux Gobelins ungemein hoch gebracht, sie erhält sich auch noch biß jetzo nebst der ganzen Tuch-Manufactur in bestem Ruhme, unter der Aufsicht seines Enkels M. de la Julienne.

recht gut findet, sämtlich aber, denen bemeldeten dreyen mehr Vollkommenheit beylegen können. Bey dieser Gelegenheit lässet Colbert seine Liebe gegen das Vaterland, ja gegen die ganze Gesellschaft, auf das deutlichste blicken, indem er seine Landes-Leute, und überhaupt alle Liebhaber nützlicher Entdeckungen aufmuntert, sie möchten versuchen dergleichen Farbe-Kräuter in solchem Erdreiche, das sonst wenig Nutzen schaffet, anzubauen wobey er ihnen zugleich alles eröfnet, was man zur Aufnahme solcher Pflanzungen bißhero für gut und vortheilhaftig befunden hat. Mit einem Worte, diese Färber-Ordnungen vom Jahre 1669. sind die nützlichsten Nachrichten, die wir vom Farben besitzen, und sie machen benebst der Wald- und Wasser-Ordnung von eben selbigem Jahre, das schöneste Stück der natürlichen Geschichte, das im siebzehenden Jahrhunderte zum Vorscheine gekommen. Wir haben diesem grossen Manne noch eine andere Verbindlichkeit zu danken, nähmlich diese, daß er uns den rechten Weg gezeiget hat, in Erkenntniß nützlicher Wahrheiten weiter zu kommen. Wie war es ihm doch möglich, bey seinen übrigen äusserst wichtigen und überhäuften Verrichtungen, so viele nützliche Erkenntniß und so viele zu ihrer Ausübung dienliche Vortheile Die Färberey.

Die Färberey.

theile zu sammeln? Er hielte sich an Leute die viele Erfahrung besassen, an Handwerks-Leute, denen es an gesunder Vernunft nicht fehlete. Was sie ihm sagten, das untersuchte er, und zog dasienige heraus, was gewiß und unstreitig war. Hiedurch kam er auf Grund-Sätze, welche der ganzen Gesellschaft ersprießlich sind. Wir können also das Jahr 1669. als einen werkwürdigen Zeit-Punct in der Geschichte der wahren Wissenschaften, und als eines von den Jahren betrachten, worinn sich Ludewig der Vierzehende den Beynahmen des Grossen mit dem meisten Rechte erworben hat.

Fortsetzung

von dem Schreiben eines Vaters, die Erziehung der Söhne betreffend.

Die Erziehung der Söhne.

Es folget nicht, wer viele Sprachen verstehet, der müsse auch eine durchdringende Ueberlegungs-Kraft besitzen. Und gleichwie man der Vielheit der Sprachen ohne Verlust seiner Ehre absagen kan, so suche ich auch darinn keinen Ruhm, daß ich benebst meiner Mutter-Sprache, noch drey-

drey biß vier andere so ziemlich verstehe: Nur glaube ich wegen meiner in diesem Stücke erworbenen Erfahrung, desto besser im Stande zu seyn, allerley dienliche Vortheile anzugeben, wie man ohne grossen Zeit-Verlust dieses Hülfs-Mittel der Gelehrsamkeit theilhaftig werden könne. Die Erziehung der Söhne.

Die Sprachen an sich selbst theilen uns zwar keine Einsicht mit, sie sind aber ein sicheres Mittel selbige zu erwerben. Sie öfnen uns den Weg zu den Wissenschaften. Latein, Griechisch und Hebräisch sind die ersten Quellen der Gelehrsamkeit, und wenn man es damit also anfienge, daß man bey guter Zeit weit darinn käme, so hätte man noch Musse genug das Italiänische und Englische zu erlernen.

Wer eine Sprache lernen will, die noch heutiges Tages von einem Volke geredet wird, der kan nicht besser thun, als daß er sich in dasselbige Land begebe, oder doch wenigstens beständig mit Personen rede, welche sie wohl inne haben. Wohl zu verstehen, daß man diese Uebung mit der Kenntniß einiger Regeln, und mit dem Lesen wohlgeschriebener Bücher verknüpfen müsse. Ich gestehe, daß ein fleissiger Mensch durch Hülfe eines Wörter-Buches und mit vieler Mühe, eine Sprache für sich selbst könne verstehen lernen. Er

Die Erziehung der Söhne.

wird aber nicht im Stande seyn, sie also zu reden oder zu schreiben, wie es seyn solle. Ueber dieses ist dieser Weg zu Erlernung einer Sprache dermassen langweilig, mühesam und ungewiß, daß er in Vergleichung mit einem andern bequemeren und gewissern Wege eben also angesehen werden muß, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Es bleibet also dabey, daß man die lebenden Sprachen durch die Uebung, und durch den Umgang mit denen, die sie verstehen, erlernen müsse.

Mit den toden Sprachen ist es nicht eben also beschaffen. Man nennet sie tod, weil sie im gemeinen Leben nicht üblich sind. Man redet sie nicht mehr. Selbst diejenigen, welche durch vieles Lesen, und angewendeten Fleiß, es am weitesten darinn gebracht haben, gestehen gerne, es sey eine grosse Verwegenheit, wenn man sie reden wolle. Muß es ja geschehen, so machet man es so gut als möglich. Uebrigens ist es genug wenn man sie nur verstehet. Es gehet niemahls ohne Mühe und Gefahr zu, wenn man sie schreiben, oder in einer öffentlichen Rede gebrauchen will. Trachtet man, vermittelst beständiger Uebung sich selbige geläufig zu machen, so laufet es damit fast allemahl auf die in der Mutter-Sprache gewöhnliche Redens-Arten und Ausdrücke hinaus. Das ist, man

man gewöhnet sich an schlechtes oder sogenanntes Küchen-Latein.

Die Erziehung der Söhne.

Unsere Vorfahren begriffen sehr wohl, daß man der Jugend zum Anfange das Decliniren und Conjugiren lehren, und sie gewöhnen müste, die Verbindung der Worte nach einer gewissen Weise einzurichten, die man Regeln nennet. Diese allgemeine Sätze dienen zur Vorschrift und zum Grunde, woraus man bey Erklärung eines griechischen oder lateinischen Schrift-Stellers erkennet, worauf das Hauptwerk seiner Rede beruhe, sie dienen auch dazu, daß man eine Redens-Art richtig nachahmen, und auf diese Weise seinen Verstand üben könne. Ich rede hier von den allerersten Grund-Sätzen einer Rede, nicht aber von ungewöhnlichen oder verblümten Redens-Arten. Ein junger Leser tappet imer im Finstern, und weis sich nicht zu helfen, woferne man ihm nicht hinlängliche Merkmahle saget, wobey er in allen Fällen zu unterscheiden weis, 1. welches der Nominativus sey, oder die Sache wovon man redet; 2. Das Haupt-Verbum, welches das Urtheil anzeiget, so man von der Sache fället, es mag nun ein Seyn oder ein Thun bedeuten; 3. Das Regimen verbi, das ist den Nahmen der Sache, worein gewürket wird, oder von welcher die Würkung herkommet; 4. Das Verbum

Die Erziehung der Söhne.

bum incidens, welches ein Urtheil enthält, das man zu dem vorigen setzet, oder selbiges dadurch erkläret, und vermittelst eines Verbindungs-Wortes entweder mit dem Nominativo, oder mit dem Regimine, verknüpfet; 5. Die Præpositiones, welche das Verhältniß der Sachen untereinander genau bestimmen, benebst noch einer ganz kleinen Anzahl anderer zu einer Rede gehöriger Theile, welche in allerley Fällen unverändert vorkommen. Ich gestehe, daß diese Regeln ein ziemlich trockenes Ansehen, und wenig Ergötzlichkeit an sich haben, zumahl für Kinder. Was folget hieraus, soll man sie gar abschaffen? Keinesweges; man solle sie nur durch anmuthige Beyspiele deutlich machen, und es bey denen bewenden lassen, die man keinesweges missen kan, und die ohne Unterlaß vorkommen. Das übrige wird die Uebung lehren. Es ist besser, die Jugend lerne ein für allemahl die Grund-Regeln und die sieben oder acht Theile einer Rede kennen, ob es gleich einige Mühe verursachet, als daß sie das Latein ohne Regel übersetze, von keiner Sache den geringsten Grund anzugeben wisse, und also immer nur errathen müsse, was der Schriftsteller haben wolle. Zwar können junge Leute ganze Bücher übersetzen, wenn ihnen der Lehrmeister vorgehet, und sie ein gutes Gedächtniß haben, das

das gemeiniglich nachfolgen kan, auf welche Weise es scheinet, sie hätten es schon sehr weit gebracht. Alleine, sobald als sie den Lehrmeister nicht mehr haben, und die Uebung des Gedächtnisses ein Ende nimmt, vergessen sie alles wieder, bloß deswegen, weil sie keine Regeln wissen, worauf die Beurtheilungs-Kraft sich gründen könte. Sie können mit dem allergeringsten das man ihnen vorleget, nicht zurechte kommen, sie verstehen den allerleichtesten Schriftsteller nicht mehr. Demnach ist unumgänglich nöthig, daß man die Theile einer Rede, benebst den Grund-Regeln wisse, nach welchen besagte Theile unter sich verbunden werden. Bey diesen Wegweisern kan man niemahls auf Irrwege gerathen, sie leiten den Verstand allzeit sicher und gewiß, es sey nun daß man ein lateinisches Buch übersetzen, oder, daß man etwas aus seiner Mutter-Sprache ins Latein bringen solle. Wir wollen alle wunder-volle Lehr-Arten, alle neu-entdeckte Geheimnisse, alle unfehlbare Wege, in kurzer Zeit oder gar in 24. Stunden lateinisch zu lernen, auf sich beruhen lassen, und das gewisseste Mittel ergreifen. Dieses bestehet darinn, daß wir bey dem Vorschlage des Herrn Abbt Rollins * bleiben, zumahl was seine höchstvernünftige Vortheile in der Ausübung betrift, die er nur als Wünsche vortra-

Die Erziehung der Söhne.

*Traité des Etudes.

Die Erziehung der Söhne.

get, wenn er befindet, daß das Gegentheil üblich sey.

Die Lehr-Art des Herrn Rollins bestehet darinn, daß man unaufhörlich und wechselsweise aus einer Sprache in die andere übersetze, bey den Uebersetzungen aus der fremden in seine eigene, allemahl den Anfang mache, und darauf einige Jahre lang die meiste Zeit verwende, hernach aber demjenigen, was man in der fremden Sprache selbst verfertiget hat, mehr nach guten Vorschriften, als nach Regeln, eine grössere Vollkommenheit zu geben trachte. Seine Schrift von Einrichtung des Studirens, leget uns lauter edle Absichten, und vortheilhaftige Kunstgriffe vor Augen: Nur ist zu bedauren, daß sie mehr dazu dienen, diejenigen, welche schon weit gekommen sind, vollkommen zu machen, als den ersten Grund zu legen, wovon er nur etwas weniges mit halben Worten erwähnet. Um dieser Ursache willen, haben Sie, mein Herr, auch von mir verlanget, ich möchte Ihnen eröfnen, was nach meiner Meynung bey dem Anfange des Studirens insgemein fehlerhaftiges vorzugehen pflege, indem alles, was zu solcher Zeit versehen wird, den Grund verderbet, und dem weitern Fortgange die grösten Hinderniße in den Weg leget.

Gemeiniglich fänget man es mit den Kin-

Kindern auf eine ganze verkehrte Weise an. Wir wollen hievon die Meynung solcher Männer anhören, welche im Stande sind ein richtiges Urtheil zu fällen. Quintilianus in seinen Institutionibus; Herr le Fevre zu Saumur in der Nachricht, wie er die Auferziehung seines Sohnes angestellet habe, den er innerhalb zwey Jahren ungemein weit brachte; Herr Arnaud in seinem bißhero noch ungedruckten Unterrichte von der Lehr-Art bey gelehrten Sprachen: Herr Lancelot in seinen beeden vortreflichen Grammtiken; der Herr Abbt Fleuri; der Herr du Gurt, der Herr Crouzaz, und überhaupt alle, die von der Auferziehung am besten geurtheilet haben, stimmen sämmtlich miteinander überein. Sie bringen die ganze Kunst in diese wenige Worte: **Wenig Regeln und viele Ubung.** Die Erziehung der Söhne.

Gleichwie es aber schädlich ist, schlecht Latein zu reden, also ist es auch schädlich, öfters etwas in schlechtem Lateine schriftlich aufzusetzen. Man muß also in diesem Stücke behutsam verfahren, und das Aufsetzen nicht etwa gar unterlassen, sondern nur nach der allgemeinen Regel einrichten, welche haben will, wenn man gut zu reden verlange, so müsse man die Redens-Arten Sprach-verständiger rsonen gebrauchen. Das Exercitium, der

Die Erziehung der Söhne.

der schriftliche Aufsatz den man einem Kinde in lateinischer Sprache zu verfertigen aufgiebet, kan auf zweyerley Weise gemachet werden, entweder aus dem Stegreiffe, ohne Wörter-Buche, und nach einem vorgelegten treflichen Muster; oder man nimmet sich Zeit dazu, und kein Muster, wohl aber ein Wörterbuch zur Hülfe. Das Exercitium welches nach dem Rathe geschickter Männer sogleich mündlich, und mit Beyhülfe der vorhero übersetzten lateinischen Stelle gemachet wird, gleichwie auch dasjenige, welches man nach einem guten lateinischen Muster schriftlich aufsetzet, sind alle beede von unsäglichem Nutzen. Es sind Nachahmungen. Nun lernet man aber keine Sprache anders, als indem man wiederhohlet was andere sagen, und indem man sich befleissiget ihre Reden nachzuahmen. Hier findet kein Wörter-Buch, kein Verdruß, und keine Schwierigkeit Platz. Statt eines einigen Exercitii kan man des Tages über, wohl zwölfe machen. Da dem Kinde die Regeln bekannt sind, fället es ihme nicht schwehr, sie mit Hülfe des vor sich habenden Musters anzubringen, weil ihm die Zusammenfügung desselbigen noch in frischem Gedächtnisse schwebet. Ist das Latein, wornach es sich richtet, rein, und aus einem guten Schriftsteller hergenommen, so kan man sagen, daß es sich in

der

der That im Latein übe, es ist auch dieses benebst dem Uebersetzen die einige rechte Weise aus einem lateinischen Schriftsteller die Sprache zu erlernen. Da es höchstschädlich ist, wenn man die Kinder anhalten will, daß sie Latein reden sollen, ehe sie können, indem sie es auf die erbärmlichste Weise radbrechen, und ihnen die angenommene Fehler nicht wieder abzugewöhnen sind: so bleibet keine andere Uebung in der Sprache übrig, als zu übersetzen, und Exercitia zu machen. Wir würden aber in das vorige verkehrte Wesen verfallen, wenn wir sie nöthigen wollten, in einer Sprache, die sie nicht verstehen, einen schriftlichen Aufsatz auszuarbeiten. Demnach müssen sie ein Muster für sich haben, es mag übrigens die Uebung mündlich oder schriftlich vorgenommen werden. Aus ihrem eigenen Kopfe müssen sie in lateinischer Sprache nichts aufsetzen, biß sie in selbiger eine genugsame Stärke erlanget, und einen hinlänglichen Vorrath auserlesener Redens-Arten gesammlet haben, den sie anzuwenden im Stande sind. Die Erziehung der Söhne.

Sie, mein Herr, werden dasjenige was ich hievon anführen will, besser als viele andere zu Herzen nehmen, darum, weil sie selbst Kinder haben. Ihre Absicht gehet ohne Zweifel dahin, ihrem Sohne in seinem siebenden oder achten Jahre einen Lehr-

Die Erziehung der Söhne.

meister zu geben, der die Grammatik gut verstehe, und eine deutliche Sprache habe. Weiß aber dieser Mensch, dem sie einen aufkeimenden Verstand untergeben, wie man mit dem Verstande umgehen müsse? Verstehet er, wie viel auf die ersten Begriffe ankomme, die man einem Kinde beybringet? Ueberlegen sie doch, was aus seiner Lehr-Art entstehen werde.

Das Kind mag entweder in der öffentlichen Schule, oder allein bey seinem Lehrmeister seyn, so höret es von nichts anders als von Regeln und von ziemlich dunkeln Erklärungen sprechen. Auf eine lange und daher verdrießliche Lection, folget eine zweyte Verdrießlichkeit, nehmlich die langwührige Arbeit einen Aufsatz zu verfertigen. Stellen sie sich dieses junge Gemüthe vor, dem sie fortgeholfen wissen wollen, wie es jetzo über dem Syntaxe schwitzet, davon es nicht das geringste verstehet, hernach unaufhörlich im Lexico suchet, ohne dasjenige zu finden, was es verlanget, oder ohne zu wissen, was es mit dem Gefundenen machen solle. Oder, weis es solches, und will das aufgesuchte Wort zu seinem Vorhaben gebrauchen, so muß es dabey an so vielerley Regeln denken, und sich für so mancherley Fehlern in acht nehmen, daß ihm zuletzt alle Gedanken vergehen. Hat es endlich das rechte Verbum getroffen,

hat

hat es ausgesonnen, in welcher voce, in welchem modo, tempore, numero und Person selbiges stehen müsse, so ist es erst mit einem einigen Worte zur Richtigkeit gekommen. Demnach gehet das Nachdenken wegen des folgenden Wortes von neuem an. Er siehet nichts als lauter Abwege vor sich, und wenn es einen vermeiden will, geräth es auf den andern. Die Erziehung der Söhne.

Ist es hartköpfig, oder allzu ungedultig, so wird es die vielen Regeln nimmermehr nach der Reihe durchdenken. Sie fallen ihm entweder nicht bey, oder zu verdrießlich. Es kommet also nimmermehr damit zu rechte. Auf diese Weise verstreichen fünf biß sechs Jahre, in welcher ganzen Zeit es seine Arbeit entweder mit Widerwillen thut, oder sich auf allerley Weise davon loszumachen suchet. Wenigstens werden Sie es für einen fleissigen Augenblick, zwey andere auf dem fahlen Pferde erwischen. Es ist ein grosses Glück, wenn man es mit ihme durch unaufhörliches Einbläuen endlich so weit bringet, daß nach Verlauf dieser Zeit, seine Aufsätze eine bessere und den Regeln gemässere Gestalt gewinnen. Nichts destoweniger ist unter seinem und des Cicero Lateine noch ein Himmel-grosser Unterscheid. Wiewohl der Schüler gegen die grammatikalischen Regeln nicht mehr verstösset, so gehet es ihme

Die Erziehung der Söhne.

ihme doch wie vielen andern mehr, die ihrer natürlichen Fähigkeit, und ihres Vorrathes von Regeln ohnerachtet, kein Latein wissen, wenn sie die Schule verlassen. Unter tausend Personen, die studiret haben, sind etwa funfzig im Stande es rein zu sprechen, und etwa zweyhundert reines Latein zu verstehen. Können es die übrigen acht hundert weder reden noch verstehen, so kommet es keinesweges davon her, daß sie nicht Exercitia genug gemacht, oder sich nicht genug abgemartert haben. Derowegen ist nöthig, die Uebungen in der Sprache leichter, und nutzbarer zu machen, welches geschiehet, wenn man einige Jahre lang, fleissig nach einem guten Muster arbeitet, das man in frischem Gedächtnisse hat, es mag nun übrigens diese Nachahmung mündlich oder schriftlich vorgenommen werden.

Nun wollen wir setzen, das Kind, welchem man gleich von Anfange etwas in lateinischer Sprache aufzusetzen vorgiebet, sey ungemein gelehrig. Wir wollen sogar annehmen, ob es gleich der Erfahrung zuwider lauft, es hätten alle und jede Gemüther die Gedult, alle Regeln des Syntaxes mit vielem Vergnügen anzuhören, und auf das richtigste auszuüben. Ihr Sohn wird demnach alles was man ihme vorsaget mit ersinnlicher Aufmersamkeit anhö-

anhören, und seine Arbeit darnach einrichten. Er wird ihnen zu gefallen, sich alle Mühe geben, und sein äusserstes thun. Er wird von einer Stelle zur andern, und von einer Classe in die andere rücken, biß ihm endlich die allerschwehresten Rede-Sätze ganz geläufig sind. Hierüber werden sie sich ohne Zweifel ungemein erfreuen. Denn nunmehro hat er, nach Handwerks-Brauche zu reden, ein feines Fundamentum geleget! Aber wenn man es bey Lichte besiehet, hat er sich einen bey nahe unverwindlichen Schaden zugefüget. Die Exercitia, welche er ausarbeitete, waren nicht diejenigen, welche er hätte ausarbeiten sollen. Das Latein so er mit Hülfe einiger Regeln, aus seinem eigenen Kopfe nahm, ist ein unächtes Latein, das ihn vielmehr zurücke setzet, als daß es ihm forthelfen sollte. Je geläufiger es ihme worden, desto mehr Schaden hat er davon, denn es fället ihm desto schwehrer, sich an ein besseres zu gewöhnen. Die Erziehung der Söhne.

Es ist etwas ungereimtes, wenn man einem Kinde zumuthet, einen Aufsatz in einer Sprache zu machen, davon ihm die Eigenschaften und Redens-Arten gänzlich unbekannt sind. Es vermeidet zwar die groben Schnitzer, wenn es die Wörter nach den Regeln der Construction zusamm setzet, mit dem allen aber redet es nicht wie ein Latei-

Die Erziehung der Söhne.

Lateiner, sondern es drücket die Redens-Arten seiner Mutter-Sprache mit lateinischen Worten aus, keinesweges aber mit lateinischen Redens-Arten, als von welchen es nicht das geringste weis. Es gehet ihm eben also, wie es einem Ausländer gehen würde, wenn er mit Beyhülfe eines Wörter-Buches, und einer Grammatik, für sich selbst wollte französisch lernen. Ich habe einen Holländer gekannt, der seine Wissenschaft in besagter Sprache auf diese Weise erlanget hatte, und bey seinen Lands-Leuten einen Sprachmeister abgab. Man trug ihm auf, die Beschreibung der Holländischen See-Häfen und Küsten ins Französische zu übersetzen, von welchem Buche kurz vorhero eine neue und vermehrte Auflage herausgekommen war. Er that es auch. Man kan sich aber von seinem Französischen gar leicht aus dem blossen Titel eine Vorstellung machen, welcher folgendermassen klange: Le nouveau grand illuminant flambeau de la mer. Die Worte sind Französisch, aber die Redens-Art ist Holländisch.

Saget man gleich dem jungen Menschen, sein Latein klinge schlecht, die Eigenschaft der lateinischen Sprache erfordere eine andere Ordnung der Worte: so weis er sich deswegen doch nicht zu helfen, er versetzet zwar die Worte auf allerley Weise, und

und giebt sich alle Mühe, allein wie soll er es treffen, da er die Eigenschaft der Sprache nicht weis, noch wissen kan. Will er hingegen die Worte in eben der Ordnung hinschreiben, in welcher er gewohnet ist, sie von der Sache zu gedenken, so werden jene zwar lateinisch, ihre Einrichtung aber, der Mutter-Sprache gemäs seyn. Woferne es demnach eine andere Weise Exercitia zu machen giebet, wabey man alle diese Schwierigkeiten vermeidet, so wird sie der gewöhnlichen ohne Zweifel vorzuziehen seyn.

Die Erziehung der Söhne.

Doch, wir wollen weiter gehen. Es äussert sich noch eine andere Beschwehrlichkeit, worauf man bißhero nicht genugsam Acht gehabt. Unter hundert Kindern, werden etwa drey biß vier wegen ihrer ausserordentlichen Fähigkeit, im Stande seyn, umzusehen, worinn die, dem vorgelegten Schriftsteller eigene Einrichtung der Rede bestehe. Sie werden endlich durch vieles Nachdenken auf die Spur von seiner Schreib-Art kommen, und sie hie und dort einiger massen treffen. Ihre Mühe wird ihnen belohnet, sie rücken an die oberste Stellen. Dadurch werden sie aufgemuntert, gar gerne eine Arbeit von etlichen Stunden nicht zu achten, woferne sie nur zwölf Zeilen in leidentlichen Latein bringen können. Ja gesetzt es sey recht

gutes

Die Erziehung der Söhne.

gutes Latein. Unterdessen ist dieses ein Mittel, dem jungen Menschen ein gezwungenes Wesen anzugewöhnen, wenn er sich allemahl zwey Stunden besinnet, ehe er zwölf Zeilen heraus bringet. Weil es ihm wohlgefället, wenn er für den geschicktesten unter allen seinen Mitschülern ausgeruffen wird, so befleissiget er sich nichts zu sagen, wenn er nicht die Worte dazu mühesam zusammgeklaubet hat, und dieses wird durch dit Länge der Zeit zur Gewohnheit. Das allerschlimmste ist, daß gegen drey, die etwas taugliches zuwege bringen, allemahl neunzig sind, die ohnerachtet alles angewendeten Nachsinnens, doch nur lauter elendes Zeug zusamm stoppeln. Nun möchte ich wissen, ob ein gezwungener Aufsatz artig seyn könne, und ob die Gewohnheit alle Sylben zu stechen, und alle Worte abzumessen, einem jungen Menschen nicht höchstschädlich falle? Die Erfahrung lehret es, und wenn er drey Worte vorbringen solle, so besinnet er sich erst auf ein Dutzend autoritates, ob er dasjenige sagen dürfte, was er in Gedanken hat.

Wie solle man es denn aber anfangen, damit die Anfänger Regel- fest werden, ohne die Anmuth einer natürlich fliessenden Rede zu verliehren? Man muß ihnen anfänglich nur wenige Regeln, mündlich und ohne Bücher beybringen; und solche ebenfalls

falls nur mündlich, bey einer kurzen Stelle eines leichten Auctoris anbringen lassen, indem sie selbige erstlich in die Mutter-Sprache, und sodann aus dieser nach den vorigen Regeln wieder ins Latein übersetzen. Man gebrauchet demnach bey dieser Lehr-Art die Grammatick, man übersetzet und machet Exercitia, eben sowohl als in der Schule. Die Erziehung der Söhne.

1. Sobald demnach ihr Sohn durch öffteres Lesen und Abschreiben sauber gedruckter Paradigmatum die Nomina und Pronomina decliniren, die Verba regularis fertig conjugiren, und eine gute Anzahl Nomina und Verba die von der gemeinen Art abweichen, auswendig hersagen kan, so ist es Zeit ihm die Regeln zu lernen. Sie legen ihm also ein Blat vor, es mag nun gedruckt, oder von ihrer Hand geschrieben, oder welches noch besser, von ihme selbst abgeschrieben seyn. Auf diesem Blate stehet eine zimliche Anzahl ganz kurzer Beyspiele oder Exempel, bey welchen man die vornehmsten Regeln von Zusammensetzung der Worte anbringen kan. Dergleichen sind etwa: 1. mala mens, malus animus. Cultus ager. Culta novalia. Tenerum gramen. 2. Funus procedit. Sequimur. 3. Rem omnem audies. Audita eloquar, u. s. w. Nur muß man darauf sehen, daß die Beyspiele bequem, und Erlernung der Regeln.

Die Erziehung der Söhne.

in reinem Latein abgefasset seyen. Eines oder zwey, die man von bekannten Sachen hernimmet, sind zu Erläuterung einer Regel schon hinlänglich. Zu wünschen ist, daß alles zusamm nicht mehr betrage, als man auf ein Duodetzblat bringen kan, damit das Kind die Länge seiner aufgegebenen Lection auf einmahl übersehen, und versichert seyn möge, es wisse die sämtliche Anfangs-Gründe, woferne es nur von allem, was auf dem kleinen Blätgen stehet, den Grund anzugeben wisse.

Statt elender Exempel von Küchen-Lateine, dergleichen in den niedrigen Classen gemeiniglich vorkommen, nehme man sie lieber aus dem Terentio, Phædro und Cæsare, oder man nehme diejenigen, welche Sanctius und Lancelot ausdrücklich ausgesuchet haben. Allein die Minerva des erstern, die griechische und lateinische Grammatick des zweyten, ja überhaupt alle Grammaticken, sie mögen so gut seyn als sie wollen, dürffen jetzo in keine andere, als in des Lehrmeisters Hände kommen. Zu seiner Zeit wird der Schüler ebenfalls im Stande seyn, sie zu gebrauchen, aber im Anfange muß er nicht einmahl wissen, ob eine Grammatick in der Welt sey. Er muß von nichts wissen, als von seinen Veränderungs-Formeln für die Nomina und Verba, von seinem Duodetz-Blatgen, und

von

von guten Schriftstellern. Diese letztern werden ihm das übrige, was er nicht weis, weit geschwinder und anmuthiger beybringen, als die verdrießliche Menge der Regeln. Die Erziehung der Söhne.

2. Sobald diese erste Vorbereitungen einigermassen in Ordnung sind, muß man sie in Uebung bringen, und bey einem Schriftsteller anwenden, den man aus dem Lateinischen in die Mutter-Sprache, und aus dieser wiederum in jenes übersetzet. Aber welches Buch solle man hiezu wählen? Sind sie nicht alle viel zu schwehr für ein so zartes Alter? Muß man nicht anfänglich bey den ausgedroschenen Redens-Arten bleiben: 1. Lectio cui studes, 2. Joannes laborat ad lucrandas pecunias, 3. Vapulo a præceptore, 4. Osculor a matre, 5. Nicolaus celavit me hanc rem, 6. Res quas docti sumus a magistro, u. s. w. Zwar sind diese Exempel nicht sehr erhaben, über dieses auch nicht sonderlich richtig, zumahl das zweyte und vierte. Allein die Lehrmeister sind einmahl daran gewöhnet, sie haben sie schon im Griffe, und da sie ihnen höchstbequem fallen, ihren Kram dabey auszulegen, so muß man es damit so genau nicht nehmen, daß sie aus schlechtem Lateine bestehen, es mag seyn wie es will, so ist es zum Anfange gut genug? Das Uebersetzen.

Dergleichen Reden stellen zwar manchen

Die Erziehung der Söhne.

Vater zufrieden, sie stiften aber unsäglichen Schaden in der Gesellschaft, weil sie etwas für gut sprechen, was der Absicht des Studirens schnurstracks zuwieder lauft. Ich habe gründlich gelehrte Männer allezeit darüber klagen hören, daß man die ersten Jugend-Jahre solchen Schulmeistern anvertraue, die nichts wissen, oder nichts wissen wollen als Regeln, und die aus diesen Regeln das Hauptwerk machen. Jedermann gestehet, man müsse die Grund-Regeln nicht verabsäumen, weil sie dazu dienen, daß man die Schrifftsteller verstehe: Nur dieses ist zu bedauern, daß man die wahre Eigenschafft der Sprache, und die derselbigen natürliche Ausdrücke und Redens-Arten verabsäumet, und nichts als Regeln lernet. Man lässet die Jugend vier bis fünf Jahre nacheinander ihr Latein nach unächten Mustern einrichten, man erlaubet ihr die Redens-Arten der Mutter-Sprache nachzuahmen. Woher käme sonst das rare Latein? laborat ad lucrandas pecunias? Unterdessen bleibet nichts so fest im Gedächtnisse kleben, als was man in der Jugend gelernet hat. Was für unverwindlichen Schaden füget man demnach der Jugend nicht zu, wenn man sie eine Sprache annehmen lässet, die man ihr hernach wieder abgewöhnen muß?

Was würde man dazu sagen, wenn ein Spa-

Spanier, dessen Sohn französisch lernen sollte, also spräche: Das Parisische Französische ist für ein Kind viel zu schwehr. Ich will also meinen Sohn anfänglich ein paar Jahre in einem Limosinischen Dorfe lassen. Der erste beste Dorf-Schulmeister kan ihme zum ersten Anfange genug französisch lehren. Hernach will ich ihn in die Nachbarschafft von Orleans bringen, wo man schon etwas besser spricht, und endlich wenn er etwas stärker in der Sprache geworden ist, nach Hofe, woselbst er sich vollkommen machen solle. Man sollte den jungen Spanier lieber gleich nach Paris oder nach Versailles führen, denn da würde er keine andere, als eine reine Sprache hören, dahingegen es unendliche Mühe kosten wird ihm die schlechte abzugewöhnen. Er wird alle Augenblicke mit Limosinischen Worten, mit Limosinischen Redens-Arten, und mit einer Limosinischen Aussprache aufgezogen kommen. Die Erziehung der Söhne.

Die Ausflucht fället weg, daß man sich nach der Schwachheit eines Kindes richten müsse. Man muß es freylich thun, aber deswegen folget nicht, daß man ihm erstlich schlechtes und endlich gutes Latein lehren müsse. Das schlechte ist keinesweges leichter als das gute, noch weniger ist es ein Mittel, das gute desto leichter zu begreiffen. Man richtet sich nach dem

Die Erziehung der Söhne.

schwachen Verstande eines Kindes, wenn man es nur wenige Worte zusammensetzen lässet; aber diese wenige Worte müssen gut, und nach der Eigenschafft der Sprache geordnet seyn. Alles was man Kindern beybringet, muß seine unverbesserliche Richtigkeit haben, und also beschaffen seyn, daß man es niemahls ändern oder gar ausmerzen dürffe. Zwar findet in ihrer Fähigkeit mancherley Unterscheid Platz, und demnach kan man ihnen auch mehr oder weniger beybringen, es mag aber viel oder wenig, leicht oder schwehr seyn, so darf unter der Richtigkeit desselbigen kein Unterscheid erlaubet werden. Auserlesene, richtige Redens-Arten und Ausdrücke sind bey einer Sprache eben das, was die Gesundheit bey den Speisen. Es giebt starke und zarte Speisen. Es kan nicht jeder Magen eine jede Speise vertragen, was er aber bekommet, muß gesund und nahrhafftig seyn. Unsere ersten Schulmeister bringen mit ihrem schlechten Lateine und unrichtigen Exempeln den Anfängern gleichsam ein heimliches Gifft bey, dessen schlimme Würkungen man hernach mit der größesten Mühe verhindern muß.

Scheinet ihnen dieses, was ich sage, nicht deutlich genug auseinander gesetzet zu seyn, so will ich noch einen Satz beyfügen, der alles ungemein erläutern wird. Die Zun-

Zunge richtet sich allemahl nach der Beschaffenheit des Ohrts. Ein Taubgebohrner ist nothwendig stumm, und ein Mensch, dessen Gehöre an schlechte Redens-Arten gewöhnet ist, spricht auch allemahl schlecht. Aus diesem Grunde lässet sich leicht beurtheilen, was für einer Gefahr die Jugend in den gemeinen Schulen unterworffen sey. Die Erziehung der Söhne.

Man sollte natürlicher Weise gleich anfänglich die Kirchen-Geschichte des Sulpitii Severi mit ihr vornehmen, oder den kurzen Auszug des Aurelii Victoris, wobey man die fremden Zusätze weglassen müste. Hernach solte man aus dem Cornelio Nepote, aus dem Cæsare, oder aus einem andern guten Schrifftsteller, einige leichte und vollkommen reine Stellen, so wie sie sind, heraus nehmen, ohne das geringste daran zu ändern. Es pflegen einige, aus den Römischen Schriften kurze Erzählungen auszusuchen, wobey sie die Worte in eine andere Ordnung setzen, als ihnen der Verfasser gegeben hatte, und am Ende einige Sitten-Lehren anhängen. Es pfleget aber offt die Erzählung sehr kurz, und die daraus gezogene Vermahnungs-Worte sehr lang zu seyn, welches höchst unbillig. Denn das Latein bey der letztern ist mit Recht verdächtig, und das Latein der erstern, Authores zum Anfange.

Die Erziehung der Söhne.

Schädliches Versetzen.

stern, hat mit seiner anfänglich gehabten Ordnung auch alle seine Schönheit verlohren, es ist nun kein Latein mehr.

Dergleichen Anstalten verderben das Gehör; wie wäre es möglich, daß es sich auf diese Weise an den Klang einer Römischen Periode gewöhnen könte? Zwar pfleget man täglich eine Stelle aus einem alten Schrifftsteller übersetzen zu lassen. Diese Ubung ist auch in der That die nützlichste unter allen, leider aber die allerkürzeste! Ja es scheinet über dieses nicht anders, als ob man mit allem Fleisse verhüten wollte, daß sie ihre Würkung nicht thun, und dem Gemüthe die wahre lateinische Folge der Worte einprägen könne, weil man dasjenige vornimmet, was man insgemein construiren nennet. In der That aber, destruiret man vielmehr, indeme man die Worte in eine andere Ordnung setzet, und diese Ordnung nach der Eigenschaft und der Wort-Folge der Mutter-Sprache einrichtet. Wäre es nicht genug, wenn man nur auf die Sache, davon geredet wird, und auf das Verbum, welches das von der Sache gefällete Urtheil ausdrücket, Achtung geben, das übrige aber unberühret liesse? Man setze hernach unter die lateinische Worte, ohne ihre Ordnung zu ändern, ihre Bedeutung in der Mutter-Sprache, so wird das Kind

über

über die seltsame Versetzung lachen, und sogleich jedes Wort an seine gehörige Stelle bringen. Diese leichte Bemühung giebt ihm Gelegenheit, seine Beurtheilungs-Krafft zu üben, ohne daß einiger Schaden für die Mutter-Sprache daraus e wachsen könte, denn in dieser ist ihm die Folge der Worte allzubekannt, als daß es hierinn verstossen sollte, es findet auch in solcher eben so viele Lehrmeister, als Leute, mit denen es redet. Eine Sprache bestehet nicht allein in den Worten, sondern vornehmlich in der Folge derselbigen. Soll nun jemand eine Sprache reden, so gilt es ja nicht gleich, in welcher Ordnung er die zu einer Redens-Art gehörige Worte vorbringe, sondern er muß sie in die derselbigen Sprache eigene Folge setzen, demnach muß er sich an diese Folge gewöhnen, und alles sorgfältig vermeiden, was den Eindruck, den die Gewohnheit machen solle, verhindern könte. Die Erziehung der Söhne.

Mit der Versetzung des Lateines verknüpfet man eine andere, noch weit schädlichere Ubung. Man lässet nähmlich Exercitia über gewisse vorgeschriebene Regeln machen, an statt daß man sie über eine schöne und den Augenblick zuvor übersetzte Stelle machen, und auf diese Weise lernen sollte, sich eben also auszudrücken, wie derselbige Schriftsteller. Wer sollte nicht das Unglück der Jugend bejammern? Schlechte Exercitia.

Die Erziehung der Söhne.

Man verlanget keine grössere Vollkommenheit von ihr, als daß sie das schlechte Exercitien-Latein ohne grammaticalische Fehler treffen solle. Lauffen welche mit unter, so wird grosses Wesen davon gemachet, und es muß je weder, nicht nur seine, sondern auch seiner Mitschüler ihre anhören. Dieses erinnert mich an einen gewissen Französischen Herrn, welcher sich einbildete, er habe ein unvergleichliches Kunst-Stück ausgesonnen, seinem Sohne die Sprache in der vollkommensten Reinigkeit beyzubringen. Er liesse die Bauer-Jungen aus den umliegenden Dörffern zu sich kommen, und gab ihnen Gelegenheit allerley zu reden und zu erzählen, er ahndete es fleissig, so offt als sie unschickliche Redens-Arten gebrauchten, oder gegen die reine Aussprache anstiessen, und warnete seinen Sohn, er möchte sich für diesen Fehlern sorgfältig hüten. Was geschahe? Der junge Mensch prägete die bäurische Klänge und abgeschmackte Redens-Arten seinem Gedächtnisse fest ein, und redete hernach eben also. Der Vater hatte vermuthlich nicht gewust, daß man weder die Musick noch eine Sprache lerne, wenn man beständig etwas unreines und falsches höret.

Zwar verbessert der Lehrmeister das vorgegebene und verfertigte Exercitium, doch

doch dadurch wird das Uebel nicht gehoben. Denn es wird dabey auf nichts anders als auf die Uebereinstimmung mit den Regeln der Grammatick gesehen, weil man recht Römisches, reines Latein für allzuschwehr für die Jugend hält. Daher bestehet das verbesserte Exercitium aus unlateinischen Redens-Arten, und die Wort-Folge ist eben so schlecht. Es dienet demnach zu nichts, als den Schüler in einem barbarischen Lateine fest zu setzen. Die Erziehung der Söhne.

Sie sehen also, mein Herr, wie viele Gewohnheiten bey der gemeinen Lehr-Art zusammkommen, welche sämtlich dem Gemüthe ganz falsche Eindrücke beybringen, und das Gehör zur Beurtheilung einer recht Römisch klingenden Periode ungeschikt machen. Den letzten Druck giebet das bey einer gewissen Weltweißheit übliche Latein, und darff man nur ein paar Jahre beständig damit umgehen, so wird man vielleicht nimmermehr im Stande seyn, ein besseres vorzubringen. Es ist ganz vergeblich, wenn man saget, das Gehöre könne sich bessern, wenn es die Reden des Ciceronis oder des Livii mit Aufmerksamkeit vernehme. Ein Handwerks-Pursche gewöhnet sich deswegen seine pöbelhaffte Sprache nicht ab, wenn er gleich am Sonntage einen guten Redner die schönste Predigt ablegen höret. Auf gleiche Weise wird ein junger Mensch im-

mer

Die Erziehung der Söhne.

mer wieder auf das einmahl angewöhnete schlechte Latein verfallen, und alle Redens-Arten nach Anleitung seiner Mutter-Sprache einkleiden.

Warum man so latein rede?

Der Vortheil welchen man durch die öffentlichen Schulen zu erhalten gedenket, ist gedoppelt. Erstlich, damit die jungen Leute wenigstens in den Stand kommen mögen, die Römischen Schrifftsteller zu verstehen; zweytens, damit die fähigsten unter ihnen, durch eine glückliche Nachahmung es so weit bringen, und selbst lernen möchten zierlich zu reden, und nachdrücklich zu schreiben. Allein bey so bewandten Umständen lässet sich diese Absicht nimmermehr erreichen. Wird sie ja bey einigen, oder in gewisser Maase, erreichet, so hat man es dem unermüdlichen Fleisse geschickter Lehrmeister zu danken, welche die schönsten Stellen der Alten nicht nur übersetzen, sondern auch die Vortreflichkeit derselbigen einsehen, und übrigens nicht das geringste anders, als nach einem vorgelegten Muster ausarbeiten lassen. Kurz vor dem Ableben des Herrn Rollins, stelleten ihm einige gute Freunde vor, wie schlecht die Jugend mit der gewöhnlichen Art die Anfangs-Gründe in der lateinischen Sprache zu legen, berathen wäre. Dieses bewog ihn, hernach weit stärker als er in seinem Buche gethan hatte, darauf

auf zu dringen, daß man gleich Anfangs die Exempel aus den bewährtesten Schrifftstellern nehmen müsse. Endlich sagte er es öffentlich heraus, und zwar in dem Anhange zu seinem Traité des etudes, da er von jungem Frauenzimmer redet, dem man die lateinische Sprache beybringen will, und setzte das Exercitium machen, als eine langweilige, unnütze und abgeschmackte Manier, gänzlich bey Seite. Seine, ingleichen des Herrn le Fevre, Arnauld und du Guet Vorschläge, lassen sich in folgende Puncte bringen. Die Erziehung der Söhne.

1. Daß man die ersten Anfangs-Gründe mündlich erklären, und zu diesem Ende, eine hinlängliche Anzahl sehr kurzer, aber aus den besten Schrifftstellern genommener Beyspiele, auf ein einzelnes Blat verzeichnen müsse, welches man den Kindern, benebst den Formeln zum Declliniren und Conjugiren der regularen und irregularen Nominum und Verborum in die Hände giebet, keinesweges aber eine Grammatik. Grund-Regeln einer guten Lehr-Art.

2. Daß man keine Beyspiele selbst machen, noch aus verdächtigem Latein hernehmen; sondern die leichtesten Stellen guter Schrifftsteller übersetzen lassen, und bey solchen die allernothwendigsten Regeln öffters anwenden müsse.

3. Daß man die Worte der übersetzten latei-

Die Erziehung der Söhne.

lateinischen Redens-Art, niemahls aus ihrer Stelle rücke, sondern nur zeige, welches das Haupt-Nomen und Verbum sey, auf welchen der Verstand der ganzen Stelle beruhet; hernach zulezte noch die ganze lateinische Redens-Art, so wie sie da stehet, überlese, damit der Schüler sich die zierliche Wort-Folge einpräge.

4. Daß man kein Exercitium, weder mündlich und aus dem Stegreiffe, noch schrifftlich und bey vergönneter Bedenk-Zeit, verfertigen lasse, als mit Hülfe eines reinen und angenehmen Musters, welches vorhero erkläret worden.

5. Daß man nichts als eine Verbesserung des von dem Schüler verfertigten Exercitii in die Feder vorsage, wenn es nicht aus einem bewährten Schrifftsteller genommen worden. Mit dem griechischen verfähret man eben also, wie mit dem lateinischen.

Dieser Weg ist ungemein leicht und sicher. Der Schüler mag entweder etwas aus dem Stegreiffe nach einem vorgelegten guten Lateine, ausarbeiten, oder er mag eine in die Mutter-Sprache übersetzte Stelle, von neuem in das lateinische bringen, so hat er den lateinischen Text zu seiner Arbeit nöthig; dieses verursachet, daß er ihn fleissig zu Rathe ziehet, und aufmerksam ansiehet. Er drücket sich dergleis

gleichen Stellen ins Gedächtniß, und sie dienen ihm so lange zum Wegweiser, biß er mit der Zeit alleine gehen lernet. Verirret er sich in die Construction, so helffen ihm die Regeln leicht zu rechte. Verstösset er gegen der Wort-Folge des reinen Lateines, so hat er seine Muster im Kopfe, die ihn auf die rechte Strasse führen. Fehlet er dem ohngeachtet, entweder gegen die Regeln, oder gegen die rechte Ordnung der Worte, so leget man ihm sein Muster abermahl vor Augen. Der Lehrmeister kan hier mit gröseſter Gewißheit urtheilen, er ist ausser Gefahr, den Schüler durch seine eigene Verbesserungen an schlechtes Latein zu gewöhnen, und er kan alle Redens-Arten, die er ihme an die Hand giebt, mit gutem Gewissen für unverbesserlich ausgeben. Die Erziehung der Söhne.

Es ist hier nicht nöthig zu untersuchen, ob die Römer im täglichen Umgange die Worte eben also mögen gesetzet haben, als in ihren Schriften! denn da wir nichts anderes verlangen, als diese Schrifften zu verstehen, und nachzuahmen, so müssen wir unsere Ohren bey Zeiten daran gewöhnen, keinesweges aber an Worte und an eine Folge derselben, die man in den Schrifften der Römer nicht antrifft. Deswegen folget nicht, daß man der Jugend gleich im Anfange künstliche und lange Perioden vor-

Die Erziehung der Söhne.

vorlegen müsse. Man darf nur die ungekünstelten und die allerleichtesten nehmen, die zu finden sind. Aber in diesem ungekünstelten Wesen, lieget eine Anmuth, ein Wohlklang, den man nicht verletzen darf, und woran sich das Ohr unvermerkt gewöhnet, wenn es dergleichen Reden beständig höret.

Es ist ein grosser Vortheil bey Erlernung einer Sprache, wenn man sie niemahls schlecht reden höret, dagegen aber Gelegenheit zum Umgange mit Personen, die sie recht rein reden, findet. Ich scheue mich aber nicht zu sagen, wenn der Lehrmeister das Latein nach der Mutter-Sprache einrichte, so rede er in demselbigen Augenblicke schlecht, hingegen gut, wenn er es lässet, wie es von Natur ist. Dahero erfordert der Nutzen des Schülers, daß er seinen Lehrmeister die lateinische Redens-Arten niemahls in einer andern Wort-Folge vorbringen höre, als sie in den Schrifften der Römer anzutreffen sind.

Doch es ist nicht genug, daß man das Gehöre und die Einbildungs-Krafft in richtigen Gang bringe, es muß auch die Zunge nach und nach geläufig werden, und gleichwie ein junger Päriser, Parisisch reden lernet, weil er Pariser sprechen höret, so wird auch der junge Schüler wie Terentius und Cicero reden, wenn er diese

Män-

Männer reden höret. Man lasse ihn was er von ihnen gehöret hat, sogleich selbst sagen. Sie mögen sich zanken, oder einander Höflichkeit erweisen, sie mögen eine Sache bloß erzählen, oder ihre Meynung davon eröfnen, so solle der Schüler ihre Zänkerey, ihre höfliche Reden, ihre Erzählung und ihr Urtheil, mit eben denselbigen Worten wiederhohlen. Phædrus soll ihm eine angenehme Fabel erzählen. Diese wird ihm wohlgefallen, er wird sie aufmerksam anhören, und ordentlich wieder erzählen, anfänglich zwar nur in der Mutter-Sprache, damit ihm der Innhalt geläufig werde, hernach lateinisch. Mit der Zeit wird es recht gut gehen. Man erkläre ihm den Auftritt in der Andria, da Simo dem Sosiæ eröfnet, warum er sich stelle, als wenn er seinen Sohn verheyrathen wolle, ingleichen denjenigen, da er Davum bedrohet, er solle sich nicht unterstehen die Heyrath zu hindern, wenn er nicht auf Lebens-Zeit an die Roßmühle gespannet werden wolle. Der Schüler wird kein Wort davon vergessen. Man lasse ihn das Gespräche des reisenden Menæchmi mit seines Bruders Bedienten anhören, die ihn vor ihren Herren ansehen. Dieses wird ihn ungemein ergötzen, und er wird es in eben so gutem Lateine als Plautus selbst, wiederhohlen. Sollte es gleich im Anfange nicht recht

Die Erziehung der Söhne.

Die Erziehung der Söhne.

fliessen, so wird sich doch nach einigen Monathen alles ändern, und die Uebung gleichwie allezeit, also auch hier, den Meister machen. Der lustige Innhalt und das ungekünstelte Wesen dieser Gespräche, wird sie in der Mutter-Sprache ohne Mühe wiederhohlen lassen, und das lateinische wird auf dem Fusse nachfolgen. Nimmet man mit jungen Leuten nichts vor als Sitten-Lehren, grammaticalische Regeln, und Figuren der Redner-Kunst, so gedenken wenigstens zwey Drittheile von ihnen, unterdessen an etwas anders, und die übrigen gewöhnen sich gemeiniglich an eine gekünstelte Sprache, da alles abgezirkelt ist, oder gar auf Stelzen gehet. Unterhält man sie hingegen mit etwas angenehmes, so giebt ein jedweder Achtung, jedweder redet, und redet natürlich.

Ich gestehe, werden sie sagen, wenn man der Jugend lustige Sachen auf eine im gemeinen Leben gewöhnliche Weise vorträget, so wird sie aufmerksam, und bleibet bey der Lust. Wenn man sie bey guter Zeit angewöhnet, dasjenige aus dem Kopfe zu wiederhohlen, was sie vor einem Augenblicke gehöret hat, so wird sie eben dieselbige Redens-Arten, und eben dieselbige Wort-Folge gebrauchen. Dieselbige Uebung wird ihr in kurzer Zeit nur ein Spielwerk seyn, aber ein sehr nützliches, denn sie wird

sich

sich ohne Mühe und ohne Zeit-Verlust an das schönste Latein, und an ungekünstelte, natürlich fliessende Redens-Arten gewöhnen, welche die Seele der im täglichen Umgange üblichen Sprache sind. Aber zum Unglücke sind die zu dieser Absicht bequeme Schrifftsteller mit mancherley ärgerlichen Sachen angefüllet. Plautus ist noch aufgeweckter und lustiger als Terentius, allein er verfället alle Augenblicke in pöbelhafftige Scherze. Sie wissen was Horatius an ihm auszusetzen fande. Die Erziehung der Söhne.

Es ist allerdings nöthig diese doppelte Gefahr zu vermeiden, es ist aber auch leicht. Man kan der Jugend gar wohl etwas angenehmes vortragen, ohne daß etwas ärgerliches oder abgeschmacktes mit unterlieffe. Hat man nicht die Wahl unter allen Stellen des Alterthumes? Kan man nicht aussuchen, weglassen, und miteinander verbinden was man nach Beschaffenheit der Schüler, für das beste befindet? Man hat ja genug anmuthige Erzählungen, aufgeweckte Unterredungen, lebhafftige theatralische Auftritte, man darf ja nehmen was man nur verlanget Sind die beliebigen Stellen nicht besonders gedrucket zu haben, so muß man sie lieber drucken lassen, oder in die Feder vorsagen, als sein eigenes Latein zum Muster vorlegen. Die Kinder behalten das, was sie schreiben desto besser im Gedächtnisse, Ausgesuchte Stellen.

Die Erziehung der Söhne.

sie üben sich gedoppelt, und geniessen auch ein gedoppeltes Vergnügen. Man vermehre also die angenehmen Erzählungen. Man nehme eine gute Anzahl Auftritte, bald aus dem Plauto, bald aus dem Terentio, und hänge sie zusamm, man mache eine ganze Handlung daraus, in welcher nichts anstössiges vorkomme. Je länger diese Handlung ist, und je mehr Abwechslung in ihr Platz findet, desto aufmerksamer machet sie die Schüler, und desto grössern Nutzen haben sie davon. Zuweilen sind drey bis vier Auftritte für eine vollständige Handlung genug. Im Falle der Noth ist es besser hie und dort etwas weniges einzuflicken, als die Jugend in der Römischen Unterredungs-Weise gar nicht zu üben, welche der Schreib-Art ein natürliches Wesen beyleget, die sogenannte schöne Gedanken verbannet, und durch eine ungezwungene Munterkeit den Lust zum Studieren unterhält.

Indem der Lehrmeister sich beschäfftiget die schicklichsten Stellen zum Gebrauche seiner Untergebenen auszusuchen, hat er auch selbst Nutzen davon, und er arbeitet an seiner eigenen Vollkommenheit. Uebrigens stehet es ihme frey, ob er selbst eine Sammlung anstellen, oder ob er sich fremde Bemühungen in diesem Stücke zu Nutze machen will. Es hat vor weniger Zeit ein

Gelehr-

Gelehrter bey den Brüdern Guerin, zu Paris, einige Bände dergleichen Auszüge drucken lassen, unter dem Titel: Latini sermonis exemplaria e scriptoribus antiquissimis. Der erste Band begreiffet anfänglich die schöne Geschichte des Sulpitii Severi, nebst andern historischen Stücken, die aus den allerleichtesten Schriftstellern gezogen worden. Hierauf folgen andere, immer schwehrere Auszüge. Der zweyte Theil enthält die schönesten Stücke guter Poeten, unter andern auch, etwa dreyssig kleine theatralische, welche ganz und gar aus Plauto und Terentio genommen sind. Den Innhalt hat man geändert, wovon die Ursache leicht einzusehen. Sie sind zuweilen etwas kurz abgebrochen, aber was ist daran gelegen! Der Herausgeber hat ihnen lieber diese Unvollkommenheit lassen, als einige Zusatze selbst machen wollen. Zuletzt folget ein Wörter-Buch, damit man niemahls, auch beym Spatzierengehen, nicht am Lesen verhindert würde. Diese Sammlung ist die beste, die ich jemahls gesehen, nicht nur für die Anfänger, sondern auch für die jungen Lehrmeister, und andere Personen, welche Lust haben sich ohne viele Weitläufftigkeit in der Sprache zu üben, und der Vergessenheit vorzubeugen.

Die Erziehung der Söhne.

Die Erziehung der Söhne.

Aber welches ist denn die rechte Zeit, wenn der junge Mensch anfangen solle, die Redens-Arten des von ihme übersetzten guten Lateines, aus dem Kopfe zu wiederhohlen? Sobald als man merket, daß er die Anfangs-Gründe wohl inne hat, und daß ihme durch vieles Uebersetzen aus der lateinischen in die Mutter-Sprache, und aus dieser wiederum in jene, viele Worte, und die gewöhnlichsten Reden gelauffig sind: so ist es Zeit, ihm etwas zu eröfnen, was man bißhero verschwiegen hatte; Nähmlich, die Regeln, die man ihme so unzähligemahl vorgesaget, um ihm den Verstand der Schrifftsteller zu erleichtern, seyen bey weitem keine unverbrüchliche Gesetze. Es seye fast keine einige, die nicht ihre Ausnahme litte. Es gebe Regeln, davon die Ausnahme eben so zierlich gebrauchet werde, als die Regel selbst. Er müsse sich zwar im Reden sowohl als im Schreiben nach der Regel richten, aber das seye noch das geringste, man könne seine Aufsätze vollkommen nach den Regeln einrichten, und deswegen doch die Schrifftsteller nicht verstehen, weil sie in ihrer Art zu denken und zu schreiben weit von einander abgehen; die Schönheit einer Sprache beruhe auf allerley Verfahren, davon man ohnmöglich eine Regel geben könne; dieses lerne man bloß duch das öfftere Lesen

Lesen wohlgeschriebener Bücher kennen; zu diesem Ende müsse man sich dergleichen Redens-Arten bekannt, und durch eigenen Gebrauch recht geläufig machen; hiezu werde sonst nichts erfordert, als daß man in Gegenwart des Lehrmeisters, oder auch vor sich, dasjenige wiederhohle, was man übersetzet hat, anfänglich zwar nur etwas weniges davon, etwa eine halbe Seite, hernach aber immer mehr, und zuletzt alles; man könne sich im Nachahmen eines Schriftstellers üben, wenn man gleich die Haupt-Sache und die Neben-Umstände die er erzählet, verändere, woferne man nur seine Worte, und insonderheit die ihme gewöhnliche Folge derselbigen, gebrauche; dieses sey das einige Mittel, fliessend und angenehm zu reden. Wenn man sich gewöhne, für sich allein, mit den Worten des Sallustii, des Cæsaris, des Livii oder des Ciceronis zu reden, so könne man sein eigener Lehrmeister seyn, und nicht nur rein, sondern auch fertig reden lernen. Gesetzt aber, es wäre uns nicht gegeben ein grosser Redner zu werden, so würden wir doch diesen unfehlbaren Vortheil davon haben, daß wir in kurzer Zeit, und ohne Schwierigkeit in den Schrifften der Alten weit fortkommen. Wir schaffen uns also wenigstens doch vieles Vergnügen.

Die Erziehung der Söhne.

Da diese Uebung so leicht ist, und der

Die Erziehung der Söhne.

Weise wie man lebendige Sprachen lernet, so nahe kommet, muß man sie gleich mit dem ersten Ausbruche der Vernunfft anfangen. Kinder, die eine gute Ueberlegungs-Kraft haben, werden gut zu rechte kommen. Ist das Gedächtniß gut, so helffen sie sich ebenfalls. Gesetzt aber, sie besässen keine ausserordentliche Fähigkeit, so fället es ihnen doch leichter, dasjenige was sie etliche mahl gehöret haben, zu wiederhohlen, als mit Hülffe eines Wörter-Buches selbst Redens-Arten zu schmieden, davon sie kein einiges Wort wissen. Wer gar nicht fortkommen kan, der würde noch weit weniger fortkommen, wenn er seine Aufsätze mit vieler Ueberlegung ausarbeiten, und alle Regeln sorgfältig in acht nehmen solte, er ist zum studiren nicht fähig. Aber die übrigen alle, woferne sie anders diese Uebung zur Gewohnheit machen, werden endlich im Stande seyn, aus dem Stegreiffe und so lange als sie wollen, zu reden. Zwar bringen sie noch nichts von ihrem eigenen vor: Es ist aber schon genug, daß sie vermögen eine Reihe Gedanken, die sie jetzo angehöret, wieder ordentlich herzustellen, daß ihre Zunge sich löset, und daß dasjenige, was sie einige Jahre nacheinander ausspricht, die Sprache der gesittesten Völker ist, welche die Welt jemahls gehabt hat. Denn man lernet die

Sprache

Sprache des Anacreons und des Demosthenis durch eben diese Lehr-Art, durch welche man sich in kurzer Zeit mit dem Horatio und Cicerone bekannt machet. Die Erziehung der Söhne.

Doch wir wollen dasjenige keine Lehr-Art nennen, was die Natur selbsten ist, und vorjetzo nur sehen, ob man nicht noch mehrere Vortheile davon habe, als nur diesen, daß man die Einbildungs-Krafft, das Gehöre, und die Zunge richtig gewöhnet.

1. Lässet man die Jugend Exercitia aus selbst gemachtem Lateine verfertigen, so muß sie sich mit vielem Nachsinnen quälen, und es gehet sehr langweilig damit her; in einer ganzen Woche werden etwa hundert Zeilen fertig, und noch dazu in ziemlich schlechtem Lateine. Hingegen bey jener Weise erspahret man Zeit und Mühe, man verfertiget wohl zehenmahl soviel, und in den reinesten Ausdrücken. Man übet sich also, und woran am meisten gelegen, man übet sich in Redens-Arten, welche der Sprache eigen sind. Vortheile dieser Lehr-Art.

2. Man siehet leicht, daß bey dieser Uebung die Schüler weit mehr reden müssen als der Lehrmeister. Dieser schonet seine Lungen, und geniesset anbey das Vergnügen, die neuangehenden Redner zu hören, oder wenigstens doch zu sehen, wie sich ihre Vernunfft allmählig auswickelt.

Die Erziehung der Söhne.

Muß er ihnen die Regeln ohnaufhörlich vorsagen, und einem jeden seine Fehler insbesondere zeigen, so stehet er in Gefahr schwindsüchtig zu werden. Dieser Furcht ist er überhoben. Bey unserer Lehr-Art findet weder Ungedult noch Geschrey Platz. Es gehet beständig sittsam und munter dabey zu. Der Lehrmeister schweiget stille, er hat gar selten etwas zu reden, seine Schüler hingegen, desto mehr. Einer kommet dem andern Hülfe, entfernet sich dieser von dem Muster, wornach sie sich sämtlich richten müssen, so trifft es jener. Der Lehrmeister versiehet bloß das Amt eines Richters; ein Richter aber, redet wenig.

3. Der gröste Nutzen dieser Lehr-Art bestehet darinn, daß die Jugend im Reden täglich geübter und beherzter wird; dieses bringet jedwedem, er lebe in welchem Stande er wolle, unsäglichen Vortheil. Lässet man die Exercitia in der Stille machen, ohne sie mit einer beständigen mündlichen Uebung zu verknüpfen, so ziehet man vielmehr Stumme als Redner.

Ich habe viele junge Leute von 14. Jahren, auf das höchste, gesehen, welche vor sich, und ohne Nachtheil der gewöhnlichen Studien, die Woche über verschiedene Bücher vom Curtio und Livio durchlasen, und was sie gelesen hatten, ganze Stun-

den

den lang, mit ungemeiner Leichtigkeit wieder zu erzählen wusten. Sie stelleten die Begebenheiten mit eben dem Nachdrucke und mit eben den Redens-Arten vor, als der Schrifftsteller selbst. Diese flüssige und reine Sprache blieb ihnen hernach auch in der Welt-Weißheit, in der Arzneykunst, und in den übrigen Wissenschaften, darauf sie sich legten, beständig eigen, und ertheilte allen ihren Uebungen einen Vorzug. Die Erziehung der Söhne.

4. Ich sehe hiebey noch auf einen andern Vortheil, welcher allen vorhergehenden die Wage hält. Weil man von der tugendhafftigen Aufführung eines Lehrmeisters dem man junge Leute untergiebet, nothwendiger Weise versichert seyn muß, so kan man es leicht übersehen, wenn er hingegen keine sehr ausserordentliche Geschicklichkeit besitzet. Ist er nur gottesfürchtig, höflich und ehrlich, so darf er übrigens kein Muretus oder Schurzfleisch seyn, er wird sich dessen ohnerachtet genugsam im Stande befinden, die Jugend vermittelst unserer Lehr-Art weit zu bringen. Er lässet seine Stelle von einem Römischen Schrifftsteller nach dem andern versehen. Er verlanget, man solle sich nach selbigen richten, man solle denken und reden wie sie. Was für ein Trost ist dieses für einen Vater, wenn er versichert seyn kan, seine

Kin-

Die Erziehung der Söhne.

Kinder werden etwas lernen, ohne daß er befürchten dürffte, es möchte ihnen ein sogenannter witziger Kopf etwas anstössiges beybringen.

5. Noch ist ein anderer Vortheil dabey, wenn man erstlich die leichtesten, hernach immer schwehrere Autores übersetzet, und ihr Latein wiederhohlet. Man kan auf diese Weise nachhohlen, was man ehemahls versäumet, oder auch vergessen hatte. Man mag allein oder in Gesellschafft eines guten Freundes seyn, so kan ein leichter Autor, als etwa Phædrus oder Cornelius, die Stelle eines Lehrmeisters vertretten. Er zeiget die Fehler, die man begehet, ohne daß seine Verbesserungen beschwehrlich fielen.

Anfänglich wiederhohlet man die übersetzte Stelle in der Mutter-Sprache, und sofort lateinisch! aber mit der Zeit muß man jene weglassen, und nach aller Möglichkeit vermeiden, daß man nicht zwey Sprachen von ganz verschiedenen Eigenschafften zusammbringe, weil eine den Eindruck der andern verhindert. Man lese dem jungen Menschen eine schöne Stelle vor, sie mag nun griechisch oder lateinisch seyn. Verstehet er sie so hat man gewonnen. Wozu wäre es nöthig, daß er sie ordentlich übersetzen solte? Er darff sie demnach nur wiederhohlen, und künfftig muß

muß die Wiederhohlung unmittelbar auf das Lesen eines Authoris folgen. Die Erziehung der Söhne.

Mit der Zeit wird er im Stande seyn, die gezwungene Schreib-Art der Poeten, auf der Stelle in eine natürliche und angenehm fliessende Sprache zu bringen. Unternimmet er einen Poeten nicht aus dem Stegreiffe, sondern bey gegönneter Zeit in die gewöhnliche Sprache einzukleiden, so wird er ihn zu keinem abgefleischten Gerippe machen, wie la Rue in seiner Dollmetschung des Virgilii thate, sondern er wird ihm ein gesundes Ansehen lassen, wie Jouvenci dem Horatio.

6. Wenn man die Vortrefflichkeit der Alten recht einsiehet, und eben also redet wie sie, so ist es beynahe unmöglich, daß man nicht einen Begriff von der Schönheit erlange, den man gar vielfältig anwenden kan. Man wird auch demjenigen, was man in der Mutter-Sprache schreibet, nach Erforderung der Umstände, Flüssigkeit, Nachdruck, oder Annehmlichkeit beylegen können.

Zu dieser vortheilhaftigen Uebung in reinem Lateine, kan man schon von weitem her Anstalten machen, und selbige durch allerley Hülfs-Mittel erleichtern. Man kan zum Beyspiele das Drucker-Schränkgen, davon wir oben etwas beygebracht, nützlich hiezu anwenden. Man ahmet der

Wei-

Die Erziehung der Söhne.

Weise, wie alle Kinder ihre Mutter-Sprache lernen, am besten nach, wenn man alle zu den historischen Kupferstichen gehörige Erklärungen ihnen lateinisch beybringet. Dieses dienet dazu, daß sie eine Menge Sachen, welche ihnen nicht täglich vor Augen sind, recht benennen lernen. Es ist ein Vorrath auf das künftige. Ein einzelnes Wort richtet keinen Schaden an, es mag seinen Platz im Gedächtnisse haben, wo es will, aber so bald man es mit andern zusammsetzet, sobald es ein Theil einer Redens-Art wird, lieget viel daran, wo es stehe. Es muß den Ort bekommen, den die Eigenschafft der Sprache erfordert. Demnach muß man gleich anfänglich sorgfältig darauf Achtung geben. Wenn man einem Kinde das irrdische Paradis zeiget, so ist es nicht einerley, ob man sage, est mulier quæ peccavit prima, oder ob man sage, prior mulier peccavit. Denn letzteres ist recht Römisch. Da man nun die Worte auf die Bilder leimet, und sie folglich mit diesen zugleich ins Gedächtniß kommen, so muß man sorgfältig verhüten, daß weder Bild noch Redens-Art hineinkomme, die man nicht darinn lassen dürffte.

Indem alles dieses sich auf die Erfahrung gründet, so könte man zu mehrerer Uebung der Jugend, sie aus kleinen und in reiner lateinischer Sprache geschriebenen Bü-

Büchern fragen, und lateinisch antworten lassen. Dergleichen sind die Poetischen Götter des P. Jouvenci, die Gewohnheiten der Römischen Republick vom Pater Cantel, ein guter Auszug aus Cellarii alter Geographie, oder des P. Fournier neuen. Diese Bücher erleichtern den Verstand der alten Schrifftsteller, und dieses ist, nächst der reinen Schreib-Art die vornehmste Ursache, warum ich so viel auf sie halte. Kinder die ein recht gutes Gedächtniß haben, vergessen das einmahl begriffene nicht wieder, nur die trockenen Untersuchungen die man über blosse Worte anstellet, wollen ihnen nicht in den Kopf. Daher muß man ihnen Sachen zeigen, woran sie Lust finden. Sobald sie durch Hülffe der Mutter-Sprache begriffen haben, was diese Sachen bedeuten, wovon man hernach lateinisch mit ihnen spricht, so gilt es ihnen beynahe gleich, ob man sie in dieser oder in jener Sprache, fragen will. Sie merken es nicht, daß man sie mit einer Sprache lieber beschäftigen will als mit der andern. Wenn ihnen nur die Sache gefället, so bekümmern sie sich wenig darum, was das vor eine Sprache sey, in welcher sie von ihr reden hören. Die Erziehung der Söhne.

Sie werden mein Herr, mir vorwerffen, daß die jetzo genannte Bücher, aus den neuern Zeiten herrühren, und folglich ihre

Die Erziehung der Söhne.

ihre Latinität mit Rechte verdächtig sey. Wiewohl ich sie nun meines Ortes vor recht gut halte, so bin ich doch zufrieden, wenn wir unsern allerersten lateinischen Vorrath bloß aus dem Alterthume herhohlen. Hat man sich aber schon lange Zeit in den Alten geübet, und fähret in dieser Uebung noch immer fort, so wird man vermuthlich so weit gekommen seyn, daß man die neuen als einen nützlichen Anhang gebrauchen kan, indem sie nebst dem angenehmen Innhalte und der reinen Schreib-Art, dasjenige, was man gerne wissen möchte, in schöner Ordnung vortragen, dahingegen man es anderswo zerstreuet aufsuchen muß.

Doch wir wollen es noch besser machen, und sogar die Belustigungen und die stärkeste Neigungen der Jugend zu Hülffe nehmen. Ihre Fähigkeit mag so groß oder so geringe seyn als sie will, so werden ihr doch die historischen Kupferstiche allemahl wohlgefallen. Die Kinder kommen getauffen, sobald es etwas zu sehen giebet, ob es einen lateinischen Nahmen habe oder nicht, das ist ihnen eines. Sie begreifen diese Nahmen, und was man ihnen sonst dabey sagen will, mit grössester Lust. Nebst der Neigung Bilder zu betrachten, haben sie noch eine, die man sich zu Nutze machen kan. Sie hören, sowohl als erwachsene

sene Leute, gerne vom Landleben reden. In der That ist dieses eine Neigung, die uns allen miteinander biß an den letzten Augenblick unseres Lebens beständig anhänget, nur äussert sie sich bey der Jugend mit grösserer Hitze, weil alles was bey dem Landbau vorfället, ihr etwas ganz neues und folglich doppelt angenehmes ist. Da nun junge Leute die leichten Stellen aus den Georgicis mit vielem Vergnügen durchgehen, wie viele Annehmlichkeit würden sie nicht an dem Columella finden, aus dessen zwölf Büchern man schöne Stellen im Ueberflusse auslesen kan? Man lieset diesen Schriftsteller so selten, nichts destoweniger lebte er zu einer Zeit, da die lateinische Sprache ihre grösseste Schönheit erreichet hatte. Er redet über dieses von Sachen, die im gemeinen Leben vorkommen, ganz ungekünstelt, folglich so, wie es sich für sie schicket, aber fein, und ohne jemahls pöbelhaftig zu werden. Ich verlange nicht, daß sie mir auf mein Wort glauben sollen, belieben sie ihn nur selbst zu lesen, und sagen sie mir hernach, ob sie viele ja vielleicht nur einen einigen Schriftsteller jemahls gelesen haben, welcher ein edles und ein ungekünsteltes natürliches Wesen, besser miteinander zu verbinden gewust hätte, als er? Eben diese Vereinigung betrachte ich als die höchste Stuffe der Vollkommenheit,

Die Erziehung der Söhne.

Die Erziehung der Söhne.

als die Quelle des wahrhaftig erhabenen. Palladius, dem es an Gelehrsamkeit nicht fehlete, der aber etwas bäurischer redete als Columella, beklaget sich an einem Orte über gewisse Leute, die ihre Schriften von der Landwirthschafft mit den Annehmlichkeiten der Rede-Kunst ausschmückten. Man merket leicht, auf wen er ziele: allein, dieses heisset schlechte Haare haben, und es einem andern übel nehmen, daß seine Haare von Natur in Locken fallen.

In meiner Jugend fielen mir die Officia Ciceronis zuweilen verdrießlich, wiewohl ich sie vorjetzo mit Vergnügen lese. Die Ursache ist leicht zu errathen. Ausgewickelte Begriffe machen bey jungen Leuten wenig Eindruck. Man öfne ihnen lieber des Columellä Land-Haus, so werden sie alle zulauffen. Sie hören mit Lust, wo man das Wohn-Gebäude hinsetzen, wie man den Garten vortheilhafftig anlegen und eintheilen solle; woran man erkenne, ob die Luft an einem Orte rein, und das Wasser gesund sey, was man bey dem Getreyde und Weinbau, bey Wartung der Oel- und Obst-Bäume zu beobachten habe, wie man allerley Früchte einmachen und gut erhalten könne. Alle diese Sachen sind eine angenehme Neuigkeit für sie. Sie werden begierig folgen, wohin man sie führet, nur kommet es darauf an, daß man die

Dor-

Dornen aus dem Wege räume, und weglasse was allzuschwehr fället, insonderheit aber einige Stellen da von Stuttereyen gehandelt wird, und welche sich für ihr Alter nicht schicken. Weil dieser anmuthige Schriftsteller gar nicht gemein ist, so muß man aus Noth dasjenige was übersetzet werden solle, in die Feder vorsagen. Man wählet schöne Stellen. Sie sind aber im Ueberflusse vorhanden, und sie bringen dem Verstande nicht nur eine edele Art zu denken, sondern auch eine der ganzen Gesellschaft nützliche Erkenntniß bey. Die Erziehung der Söhne.

Wenn die jungen Leute einige Fertigkeit haben, sich ohne vieles Bedenken wohl auszudrücken, oder doch wenigstens die schwehresten Stellen ohne Mühe zu verstehen, so sollte ein Lehrmeister, dem ihr guter Fortgang nahe am Herzen lieget, ihnen das anmuthigste aus der Natur-Geschichte in einer Sammlung vorlegen, die er aus dem Varrone, Columella, Palladio, insonderheit aber aus dem Plinio genommen hat. Hiebey kan er noch den Agricola von Bergwerken, Rondelet von den Fischen, Willoughby von den Vögeln, oder andere noch neuere zu Hülfe nehmen. Ich bringe dieses nicht allein deswegen in Vorschlag, weil junge Leute die Eigenschaften der natürlichen Dinge ohne Mühe kennen lernen, und auf diese Weise sich zu der al-

Die Erziehung der Söhne.

lernützlichsten Wissenschaft, nähmlich zur Physik vorbereiten, sondern auch deswegen, weil die Redner, die Sitten-Lehrer und die Geschichtschreiber, als mit welchen man in den Schulen insgemein zu frieden ist, zu gründlicher Erlernung der Sprache bey weitem nicht hinreichen. Dieser Mangel lässet sich nicht besser ersetzen, als eines theils durch die Natur-Geschichte, wegen der unendlich vielerley vorkommenden Sachen, und andern Theiles durch die comischen Dichter, wegen ihrer ungekünstelten Schreib-Art.

Das sicherste Mittel die vielen Sachen, davon die Natur-Geschichte redet, im Gedächtnisse zu behalten, ist dieses, daß man sie mit den Gegenden unserer Erd-Kugel verknüpfe, und anzeige, in welchem Lande, jedwede von den rarsten und nützlichsten Sachen, wornach man am meisten strebet, anzutreffen seye. Wenn die Erd-Beschreibung der Natur-Geschichte zu Hülffe kommet, so wird hinwiederum diese jener ihre Anmuth beylegen. Doch, man mag die Erd-Beschreibung durch eine Nachricht von den Seltenheiten eines jedweden Ortes auszuschmücken, oder, man mag sie mit einer Erzählung der bey jedem Volke vorgegangenen Veränderungen begleiten, so bleibet es ohnumgänglich nöthig, daß junge Leute die alte Erd-Beschreibung lernen, wofer-

woferne sie anders in vielen andern Wissenschaften gut fortkommen sollen. Werden sie jetzo darinn versäumet, so sind sie auf immer versäumet. Ein geschickter Lehrmeister kan hiezu einen Auszug aus Cellarii Notitia orbis antiqui machen, und sich dabey auch anderer guten Land-Charten bedienen. Cellarius wendete dreyssig Jahre auf die Verfertigung dieses unvergleichlichen Buches, und weil er die alten Authores beständig in Händen hatte, gewöhnete er sich ganz vollkommen an ihre Schreib-Art, dergestalt, daß man kecklich reden darf wie er, ohne zu befürchten man möchte nicht Römisch reden. Der Auszug muß nur die berühmteste Orte der alten Geschichte in sich fassen, man würde die ganze Sache verderben, wenn man alles sagen wollte. Die Erziehung der Söhne.

Es ist recht gut, wenn man junge Leute, die ein gutes Gedächtniß haben, die schönesten Stellen der Redner und Poeten auswendig lernen lässet. Gleichwie aber einigen das Auswendig lernen zur Marter wird, so kan es genug seyn, wenn sie alle Tage, nur in der Mutter-Sprache ein mässiges Stück von einer Geschichte erzählen, die man ihnen vorgelesen hat. Noch besser ist es, wenn man sie selbige in ihr Exercitien-Buch schreiben lässet. Man erwählet hiezu nützliche Materien; die

Die Erziehung der Söhne.

Sache selbst fället keinem zu schwehr, und man ist versichert, daß jedweder alle Tage etwas in seiner Mutter-Sprache aufgesetzet hat. Was dieses helffe, siehet jedweder. Aber warum geschiehet es dann nicht?

Haupt-Absicht aller Ubungen.

Es giebet noch unzehlige andere Vortheile und Kunstgriffe, die man erdenken und nützlich gebrauchen kan. Doch, muß ein geschickter Lehrmeister niemahls die Haupt-Absicht aus den Augen verliehren, nähmlich seine Schüler dahin anzuführen, daß sie ordentlich denken, und sich nett und natürlich ausdrücken mögen. Wenn sie demnach schöne Authores übersetzet, und die übersetzte Stellen oft wiederhohlet haben; oder woferne der Lehrmeister noch über dieses verschiedene lateinische Schriften von dem Land-Bau, von der Natur- oder Staats-Geschichte, von den Gebräuchen der ehemaligen Zeit, und von der Erd-Beschreibung für sie gesammlet, oder auch, sie in der Mutter-Sprache, in der Kirchen-Geschichte und den Lehren der Religion geübet hat; so wird er den besten Fortgang verspühren, wenn er alles mit einer mündlichen Uebung verknüpfen, und seine Schüler ohne Unterlaß um das was sie wissen befragen will. Gefället ihnen die Sache selbst, so wird sich das Latein, welches dieselbige auszudrücken dienet,

net, niemahls mehr davon trennen. Auf diese Weise lernen sie Sprachen, sie schärfen aber auch ihren Verstand. Sie legen den Grund zu den Wissenschafften, und zugleich auch zu ihrem Gebrauche. Die Erziehung der Söhne.

In den letzten Jahren, zumahl wenn sich eine Fähigkeit etwas leicht zu begreifen, nebst einer Fertigkeit im mündlichen Vortrage äussert, und dadurch sowohl die Schüler selbst, als der Lehrmeister den Muth bekommen etwas schwehreres zu unternehmen als bißhero, wolte ich rathen, sie hauptsächlich auf eine solche Weise zu üben, daß sie lerneten, eine Sache ordentlich vortragen, die Gründe anführen, warum man sie billichen oder verwerfen solle, und ihre Meynung davon durch eine Reyhe Vernunfft-Schlüsse zu bestättigen. Es wäre mir sehr lieb, wenn man einen geschickten Kopf angewöhnete, alles wohl auseinander zu setzen, oder zu analysiren, und allezeit nach einer gewissen natürlichen Ordnung zu verfahren, welche in allen Ständen ungemeine Vortheile bringet. Es ereignen sich bey jedem Stande solche Fälle, da man aus dem Stegreife reden, einen Entwurf vortragen, den schädlichen Einfluß einer Unternehmung in andere Sachen begreiflich machen, und von seinen Verrichtungen Rechenschafft geben muß.

Zwar wollen wir uns die Hofnung nicht

Die Erziehung der Söhne.

machen, daß wir lauter grosse und berühmte Männer ziehen würden. Es ist aber doch wenigstens möglich, daß einige von unsern Schülern es sehr weit bringen, und daß man durch eine geschickte Lehr-Art manche herrliche Gemüths-Gabe an das Licht bringen kan, welche bey einer verkehrten, ewig in der Finsterniß geblieben wäre: Unterdessen soll ein Lehrmeister einzig und allein nach dem Ruhm trachten, daß er die Ueberlegungs-Kraft seiner Untergebenen geschärfet habe, indem er sie richtig, freymüthig und ohne Niederträchtigkeit zu reden gewöhnet. Das letztere wird vermieden, wenn sie Stuffen-weise die Sprache der politesten Schriftsteller reden lernen. Das freye unbekümmerte Wesen erhalten sie, wenn man ihnen die Mühe erspahret, bey jedem Worte ein Dutzend Regeln zu überdenken. Richtig und vernünftig werden ihre Gedanken, wenn man sie gewöhnet, alles was ihnen vorkommet, deutlich auseinander zu setzen. Man lasse sie ihre Meinung sagen, von dem Zusammenhange eines Gedichtes, von dem Endzwecke und den angeführten Beweis-Gründen einer Rede, von den Umständen, worein die Geschichte diesen oder jenen Fürsten setzet; von den Staats-Vortheilen worauf sie zielen; von den Hindernissen, die sich ihrem Vorhaben in den Weg legten; von dem Entschlusse,

den

den sie hätten ergreiffen sollen; von den Fehlern, die man an ihren Handlungen zu bemerken vermeynet; wozu man billich noch setzen sollte, von den Gründen, die sie können gehabt haben, auf solche Weise zu verfahren, wie sie würklich thaten. Gesetzt, wir könten dem ohngeachtet weder grosse Poeten noch Geschichtschreiber vom ersten Range aus ihnen machen, so werden wir doch wenigstens die Anzahl solcher Männer, welche alles wohl überlegen, und gründlich urtheilen, vermehret haben. Die Erziehung der Söhne.

Ohne Zweiffel ist dieses die allerbeste Lehr-Art, welche alle Vortheile, die man ausserdeme gar schwehr alle zugleich erhalten kan, glücklich miteinander verknüpfet. Wiewohl wir gegenwärtig beflissen sind, alles zum Vortheile der Jugend einzurichten, so müssen wir deswegen doch den Lehrmeistern die Ruhe nicht benehmen, die ihnen billich gebühret. Wir verlangen nicht, daß sie beständig beschäftiget seyn sollen, ihre Untergebene im Reden zu üben, noch daß solche gar keine von den sonst gewöhnlichen Aufsätzen oder Imitationibus verfertigen sollten. Man muß diese Ubungen allerdings beybehalten, nicht nur, um sich nach den Bedürfnissen eines jeden Kopfes zu richten, sondern auch die Arbeit auf beeden Seiten zu erleichtern, weil es zu verdrießlich fiele, immer einerley zu treiben.

Die Erziehung der Söhne.

Gesetzt, es wäre jemand noch so sehr im Reden geübet, so muß er nichts destoweniger die Sache, welche er öffentlich abhandeln will, vorhero wohl überlegen, und seine Gedanken in eine richtige Ordnung bringen. Es gereichet demnach zum Vortheile des Schülers, und zur Erleichterung des Lehrmeisters, wenn man die Uebung im Reden, mit der Uebung im Lesen schöner Schriften, und in Verfertigung gewisser Aufsätze abwechselt. Nur muß man einige Behutsamkeit gebrauchen, wenn man einem jungen Menschen die Feder in die Hand, und folglich die Freyheit giebet, sich selbst eine Schreib-Art zu machen.

Sollen die eigenen Aufsätze Vortheil bringen, so muß man versuchen, ob man einige Seiten aus der Mutter-Sprache in ein Latein übersetzen könne, das man kurz zuvor gelesen, folglich noch in frischem Gedächtnisse hat. Diese Arbeit ist zwar leicht, aber eben deswegen schätzbar, weil man seine Absicht in weniger Zeit und mit geringer Mühe erreichet. Es ist weit besser, innerhalb einer einigen Stunde einen Aufsatz aus lauter bekannten Redens-Arten zu verfertigen, als sie mit grosser Mühe aus einem Phrases-Buche zusamm zu suchen, und einen ganzen halben Tag über ein dergleichen aneinander geflicktes Werk zu verderben.

Wenn

Wenn ein junger Mensch seit vielen Jahren kein anderes als reines Latein gehöret, folglich den ganzen Kopf mit der Sprache der alten Schrifftsteller angefüllet hat, so darff man kecklich etwas schwehreres als bißhero mit ihm vornehmen. Man kan ihm ganze Auftritte aus dem Terentio oder Plauto, oder einige Capitel aus dem Cæsare oder Curtio, übersetzet in die Feder vorsagen, und hernach ins lateinische bringen lassen. Zwar wird er die Ausdrücke des Terentii oder Curtii nicht von Wort zu Wort liefern, doch aber wird es Latein seyn. Er hat das Modell dazu schon im Kopfe, worein er seine Worte giesset, und man wird merken, daß mancher dem fliessenden Vortrage des Cäsars, mancher dem prächtigen Wesen des Cicero näher komme. Hat ihr Aufsatz noch einige Schwäche, so wird der Grund-Text dieselbige leicht verbessern. Es verstehen offt einige junge Leute ihren Autor ganz gut, und machen dennoch sehr fehlerhaffte Aufsätze. Deswegen ist bey weitem noch nicht alles verlohren; das Unglück ist auch so gar erschrecklich nicht. Es hat jedweder Zeit-Lebens gar oft nöthig, Latein zu verstehen, niemahls aber, etwas in dieser Sprache aufzusetzen. Diejenigen sind vielmehr zu beklagen, welche acht Jahre daran wenden, daß sie ein lateinisches Exerci-

Die Erziehung der Söhne.

Die Erziehung der Söhne.

ercitium ohne Fehler machen lernen, aber die schönesten Stellen der alten lateinischen Schriften nicht verstehen, und ihre eigene Mutter-Sprache nicht reden können. Unterdessen ist dieses die Frucht, welche die allermeisten von ihrer vieljährigen Bemühung davon tragen.

Beantwortung vorgelegter Fragen.

Noch ist eine ungemeine, und zum Schärfen des Verstandes sehr dienliche Arbeit, wenn man der Jugend schriftliche Fragen vorleget, welche die Erd-Beschreibung, Geschichte, Alterthümer und andere Sachen, darinn sie ziemlich geübet sind, betreffen, und worauf sie schriftlich antworten müssen. Gleichwie man aber auf eine solche Weise fragen kan, welche die Antwort gleichsam im Munde führet, also giebet es auch noch eine andere Art, welche die Fragen allzugemein abfasset, folglich dem Verstande gar keinen Fingerzeig giebet, worauf er sein Augenmerk richten solle, und welche demnach Gelegenheit zur Verwirrung verursachet.

Verse.

Wer zur Poesie aufgeleget ist, dem kan es sehr nützlich seyn, wenn er sich in lateinischen Versen übet. Diese Arbeit setzet die Einbildungs-Kraft in Bewegung, und kan die Schreib-Art durch das Feuer derselbigen auszieren. Aber man kan auch die Zeit gewaltig damit verderben, wenn man eine unbändige Phantasie für erha-

bene

bene Gedanken ansiehet. Die Einrichtung der Verse rühre ie Sinne weit stärker, als die Schönheit einer ungebundenen Rede zu thun vermag. Man wird allemahl sehen, daß unter jungen Leuten, diejenigen, welche die stärkeste Einbildungs-Kraft haben, sich davon einnehmen lassen. Hingegen die Annehmlichkeit der ungebundenen Rede fället ihnen nicht so geschwinde in die Augen, weil sie subtiler, ungekünstelter, und öfter abgewechselt ist. Man bemerket oft, daß junge Leute Verse machen, denen es an Feuer und Wohlklange nicht fehlet, obgleich ihre Prosa hart oder abgeschmackt herauskommet. Wir wollen demnach im Anfange nicht allzustark auf Verfertigung der Verse dringen, weil der gute Fortgang in dieser Uebung, uns zuweilen an Erlangung einer weit nöthigern ja auch schätzbarern Geschicklichkeit verhindert. Es sind manche gute Poeten mit den Operntänzern zu vergleichen, welche erstaunliche Luft-Sprünge machen, und doch nicht mit Anständigkeit über die Gasse gehen können. Jeder Mensch muß gehen und reden können, es wäre aber im geringsten nicht rathsam noch vortheilhaftig, wenn sich die Menge der Luftspringer und Poeten allzustark vermehren sollte. Es wäre demnach gar nicht wohl gethan, wenn man alle Schüler in einer Classe ohne

Die Erziehung der Söhne.

Die Erziehung der Söhne.

ohne Unterscheid, ja was noch ärger, oft und mit Gewalt zum Versmachen anhalten wollte.

Uebung in lateinischen Versen.

Ist ihr Ohr und ihre Zunge schon hinlänglich an eine reine Sprache gewöhnet, so kan man ihnen das Vergnügen wohl gönnen, was sie an dem Lesen guter Dichter finden. Damit sie einsehen, worauf es mit dem Bau der Verse, ja auch mit noch wichtigern Eigenschaften derselbigen ankomme, kan man folgende Uebungen vornehmen, welche wenig Zeit erfordern, und keinem zu schwehr fallen.

Erstlich zerleget man einige schöne Verse, und lässet sie sogleich mündlich wieder zusamm setzen.

Zweytens lässet man einige Epitheta und andere Zierrathen weg, und verlanget, die Schüler sollen die Lücke aus ihrem eigenen Kopfe füllen.

Drittens lässet man sie sowohl gesellschafftlich, als jeden vor sich, ein kleines Gedichte verfertigen, wozu man ihnen den Stoff, nach Beschaffenheit ihre Stärke und Geschicklichkeit giebet. Jedweder suchet sein bestes zu thun, wenn die Reihe an ihn kommet. Denn es muß ein jeder eben denselbigen Vers machen. Dieser hat einen guten Einfall, jener kommet mit einem andern zum Vorscheine, der noch besser scheinet. Indem man sie gegeneinander

ander hält, und die Meynungen zertheilet sind, folget der dritte, welcher sie beede übertrifft, und die Stelle für sich behauptet.

Die Erziehung der Söhne.

Der gröseste Vortheil, dieser mehr lustigen als schwehren Bemühung, bestehet darinn, daß man das Gemüthe beständig nur mit den schönesten Redens-Arten und Gemählden der Dicht-Kunst beschäfftiget, anstatt sie in der Einsamkeit nach leeren Worten auf die Jagd zu schicken, oder allerley zusamm gebettelte Lappen aneinander flicken zu lassen, welche einer Poesie eben so ähnlich sehen, als des Hans Wurstens Wammes einem Staats-Rocke.

Zeigen einige grosse Lust, oder ein besonderes Geschicke dazu, so kan man sie für sich, Verse verfertigen lassen, und ihnen ihre natürliche Fähigkeit zur Vollkommenheit bringen helfen. Uebrigens ist es weit besser, wenn sie das allergeringste Briefgen in ihrer eigenen Mutter-Sprache schreiben, als wenn sie mit Angst und Noth einige hölzerne Verse schmieden, welche man ohne Bejammern nicht lesen kan.

Uebung in der Rede-Kunst.

Eben so gefährlich ist es für manche, wenn sie Chrien oder kleine Reden aufsetzen, und sowohl die Materie als das Latein aus ihrem eigenen Kopfe nehmen sollen. Es gelinget dieses wenigen. Um so weniger muß man es von allen verlangen.

Wer

Die Erziehung der Söhne.

Wer sich besonders gut dazu anlässet, mit dem darf man es kecklich wagen. Ja auch mit denen, welche grosse Lust dazu bezeigen. Denn die Lust leitet gemeiniglich zur Vollkommenheit. Sie hat jederzeit die besten Redner gemacht. Unterdessen dürfen es sich die übrigen für keinen Schimpf achten, wenn sie statt dieser Ubung eine andere vornehmen. Woher käme dann die Nothwendigkeit, daß jeder das treiben müste, was der andere treibet? Es ist ein grosses Glück für die Gesellschaft, daß die Neigungen ihrer Mitglieder nicht auf einerley Gegenstand abzielen! Dem Lehrmeister gebühret es, diese Neigungen zu unterscheiden, jedweder fortzuhelffen, und auf diese Weise dem Vaterlande nützliche Bürger zu ziehen. Zu diesem Ende muß er die Uebungen also eintheilen, daß jeder etwas bekomme, das sich für ihn schicket.

Ist ein junger Mensch einmahl, so zu sagen in dem rechten Geleisse, und durch die lange Uebung an eine ganz reine Schreibart gewöhnet worden, so kan man ihm erlauben zu gewisser Zeit auch neuere lateinische Bücher zu lesen. Die Colloquia Erasmi werden ihm ohne Zweifel wohl gefallen, er wird eine reinere und erhabnere Schreib-Art darinn finden, als in den Briefen des Pauli Manutii. Die von Angelo Politiano ver-

verfertigte lateinische Uebersetzung des Herodiani, wird ihm nicht weniger angenehm seyn: Vielleicht auch das Latein, was sich Lipsius in seiner Schrift von den Krieges-Maschinen selbst gemachet hat. Die Redens-Arten des Plauti kommen darinn häufig vor. Junge Leute werden sich eine Ehre daraus machen, wenn sie die Schreib-Art der Alten mit der Schreib-Art der Neuern vergleichen, und sagen können, mit welchem unter jenen Sigonius, Strada oder Mariana eine Aehnlichkeit zeige. Man kan ihnen einige sehr reine Uebersetzungen vorlegen, die uns Xylander, Camerarius, Leunclavius, Henricus Stephanus, und einige andere geliefert haben. Das siebenzehende Jahrhundert leget uns unzählig viele schöne Schriften vor. Doch wollte ich rathen, man sollte vor andern solche aussuchen, welche die nette Schreib-Art mit einem angenehmen Innhalt verbinden, und dem Verstande ein gründliches Vergnügen verursachen. Die Lust reisset sodann die jungen Leser unvermerkt dahin: das Buch ist durchgelesen, ehe sie noch recht daran gedacht haben, in welcher Sprache es geschrieben sey. Dieses heisset eine Sprache durch Uebung lernen, und den gesuchten Endzweck bey einer Sprache erreichen. Der Lehrmeister mag so geschickt seyn als er will, er mag in der Lehr-

Die Erziehung der Söhne.

Das Lesen hat grossen Nutzen.

Die Erziehung der Söhne.

Stunde so deutlich erklären, als er will, so ist doch der Nutzen, den man vom Lesen hat, eben so groß. Man spühret mit Vergnügen, daß man bereits weit gekommen sey. Man bekommet zu den Sachen und zu der Sprache immer grössere Lust. Sodann ist es Zeit, dem Schüler eine gute Grammatik in die Hände zu geben. Der Lust wird die Regeln sehr leicht begreiflich machen. Er hat den Schatz einmahl erblicket, denn diese Sprache verbirget, es wird ihm alles annehmlich fallen, was ihm zu dessen völligen Besitze verhilft. Man muß also den Anfang zu Erlernung der Sprache mit der Uebung machen, und die Regeln biß auf die letzte verspahren.

Doch das Lesen, welches man für sich alleine unternimmet, giebt nicht nur eine grössere Stärke in der Sprache, es schaffet noch einen weit wichtigern Nutzen. Es erfüllet den Verstand mit nützlichen Begriffen, und mit gründlicher Erkenntniß. Der Verstand bleibet immer kindisch, wenn es ihm an Begriffen fehlet; denn er urtheilet ohne Erfahrung, ja er kan viel mehr gar nicht urtheilen. Diesen Mangel ersetzet das Lesen, und die von uns vorgeschlagene Uebung, da der Schüler den ganzen Tag über, von lauter Sachen sprechen höret, welche an sich selbst angenehm sind, und mit den schönesten Redens-Arten

vor-

vorgetragen werden, da er über dieses das Gehörete wiederhohlet, und den Grund von allem anzeiget, es seye nun in der Mutter-Sprache, oder in der lateinischen und griechischen. Auf diese Weise, sage ich, muß er nothwendig einen schönen Vorrath von Begriffen erlangen, und seine Vernunft muß nothwendig zunehmen. Denn, so bald die Vernunft einige neue Begriffe nebeneinander siehet, unterlässet sie niemahls selbige gegen einander zu halten, ihr beederseitiges Verhältniß zu untersuchen, und ihren Werth zu beurtheilen. Diesem fället sie bey, jenen verwirft sie. Indem sie die Meynung vernimmet, in welcher andere wegen dieser Sache stehen, füget sie allezeit ihre eigene hinzu. Könte man wohl, die ihr noch abgehende Erfahrung auf eine bessere Weise ersetzen? Die Erziehung der Söhne.

Man muß jungen Leuten, die sich auf einem Gymnasio befinden, zuweilen erlauben, daß sie ihre Anverwandte besuchen, nicht nur, damit sie in der Lebens-Art und wohlanständigen Aufführung nicht verabsäumet werden, sondern auch damit die Empfindungen wahrer Freundschaft in ihrem Herzen nicht verlöschen. Uebrigens aber erzeiget man ihnen den allergrössesten Dienst, wenn man sie von der Zerstreuung abziehet, zu ordentlicher Arbeit angewöhnet, und ihnen den Weg zu nützlicher Er-

Die Erziehung der Söhne.

kenntniß öfnet. Gemeiniglich begreiffen die Eltern dieses sehr wohl: Nur ist zu befürchten, der gesuchte Nutzen werde ziemlich geschwächet werden, wenn sie ihre Kinder alle Augenblicke bey sich haben wollen, oder ihnen allzu schwärmende Lustbarkeiten erlauben, oder ihnen sonst allen Willen lassen, und dadurch die Neigung zum Müssiggange einpflanzen. Anderer Seits verliehret man die Vortheile, welche das eingezogene und bloß dem Studiren gewidmete Leben, auf einem Gymnasio bringen könte, wenn man die Zeit bloß mit den Regeln des Syntaxis, der Prosodie, und der Amplification zubringet.

Warum lernen doch die Kinder ihre Mutter-Sprache so leicht, und ohne alle grammaticalische Regeln? Warum lernen die Reisende so geschwinde fremde Sprachen, ja oft ohne daß sie ein einziges Buch in die Hand genommen hätten? deswegen, weil sie den Anblick und Gebrauch der ihnen bekannten Sachen, mit dem Gebrauche der Sprache verknüpfen. Plutarchus fienge sehr spät an, lateinisch zu lernen, nichts destoweniger lernete er die Römische Geschichtschreiber in kurzer Zeit verstehen. Wie kam dieses? Es kam daher, wie er zu Anfange der Lebens-Beschreibungen von Demosthene und Ciceronе selbst gesteyet, „ weil ihm die Sachen

„ schon

„ schon bekannt waren, und es ihm folg- Die Er-
„ lich desto leichter fiele, die Worte einer ziehung
„ fremden Sprache, darinn sie vorgetra- der Söh-
„ gen wurden, zu verstehen, und im Ge- ne.
„ dächtnisse zu behalten. „ Demnach ist dieses die Ordnung, welche die Natur vorschreibet, weil sie durch die allgemeine Erfahrung bestättiget wird, und wir wollen sie bey Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache ebenfalls anwenden. Wir wollen die Regeln bey den Worten spahren, aber der Sache selbst desto mehr Annehmlichkeit beylegen. Wir wollen die Schul-Uebungen an sich selbst nicht ändern noch abschaffen, wir verlangen nur, man solle statt der verdrießlichen Regeln, Exceptionen, Observationen, und der weitläuftigen Erläuterungen darüber, wovon der Schüler nichts verstehet, solche Stellen aussuchen, welche anmuthige Sachen vortragen, folglich das Gemüthe aufmuntern, und die mit den Sachen verknüpfete Worte und Redens-Arten ohne Mühe fest einprägen. Man lasse diese Stellen wiederhohlen, man zergliedere sie durch Fragen, und lasse die Antwort aus dem Munde der Schriftsteller selbst nehmen, ohne ihre Redens-Arten oder die von ihnen gebrauchte Wort-Folge zu ändern, man setze diese Uebung beständig fort, und lasse der Zeit ihr Recht, ohne von neuentdeckten

Die Erziehung der Söhne.

Kunststücken, in kurzer Zeit eine Sprache zu lehren, viel Wind zu machen, so wird man das Vergnügen haben, daß die Untergebene eben so reines Latein vorbringen, als ob sie zu den Zeiten des Augusti lebten.

Unter den jungen Leuten, welche ihre Studia in der öffentlichen Schule treiben, sind sehr viele, denen es an den Gütern des Glückes fehlet, und welche diesen Mangel durch nichts anders ersetzen können, als durch dasjenige was sie lernen. Diese erkennen insgemein weit besser als die Reichen, wie gut man es mit ihnen meyne, und sie bequemen sich willig zu allem, was der Lehrmeister von ihnen verlanget. Indem sie nun sieben biß acht Jahre nach einander von allem Umgange gleichsam abgesondert leben, und in dieser Zeit gewohnet sind, nichts vorzubringen, was sie nicht zuvor wohl überleget, nach den Regeln der Sprach-Kunst sorgfältig untersuchet, und mit selbigen einstimmig befunden haben, so werden sie ausser Stande seyn, sich zu zeigen, und aus dem Stegreife etwas mit guter Geschicklichkeit vorzutragen. Es scheinet, als ob sie zu solcher Zeit nur halben Verstand, oder wohl gar keinen hätten, sie sind verzagt, und unterstehen sich kaum den Mund zu öfnen. Wir müssen dahero billig darauf bedacht seyn, die Geschicklichkeit der Armen aus dem Verderben zu ret-

retten, und ihr aufzuhelfen, indem die gröſseste Hofnung des Staats in der That auf selbige gegründet ist. Wir müssen bey ihrer Unterrichtung eine Lehr-Art gebrauchen, welche sie zu einem zierlichen und angenehmen aber ungezwungenen Vortrage geschickt machet. Wie können sie plumpe Reden vorbringen, wenn sie zehen Jahre nacheinander nichts als die an dem Hofe des Augusti gewöhnliche Sprache gehöret haben? Wie können sie im Vortrage verzagt seyn, wenn man sie zehen Jahre nacheinander geübet hat, ohne vorgängige Bedenk-Zeit aus dem Kopfe zu reden, vorgelegte Fragen zu beantworten, und schriftliche Aufsätze zu machen. Die Erziehung der Söhne.

Doch, indem wir uns bemühen unsern Kindern eine Fertigkeit im Denken und im Reden beyzubringen, müssen wir mit gleicher Sorgfalt verhüten, daß sie nicht auf das schimmernde oder eitele und von aller Gründlichkeit entblöſete Geschwätze gewisser Schriftsteller verfallen, und unter dem Vorwande schön zu denken, eine Reihe leerer Worte und falscher Begriffe zusammenflicken. Man klaget täglich darüber, daß die sogenannte witzige Schriften mit so vielem Dunste angefüllet seyen, mit einem falschen Glanze, welcher verschwindet, sobald ihn die Vernunft beleuchtet. Unterdessen gebrauchet man doch die Vorsichtig- Witzig zu schreiben, muß man vermeiden.

Die Erziehung der Söhne.

sichtigkeit nicht, welche man billig gebrauchen sollte, und man stürzet die Jugend gar oft aus Unvorsichtigkeit, in einen Fehler, vor welchem man sie mit unermüdetem Fleisse warnen sollte. Gleichwie man sie durch langen Gebrauch eines schlechten Lateines verderbet, also kan man sie auch durch allzuviele sinnreiche Einfälle verderben. Lässet man einen jungen Menschen bey dem Lesen eines Buches, allemahl darauf Achtung geben, so oft etwas witziges vorkommet, und man übergehet hingegen das übrige mit solcher Gleichgültigkeit, als ob es nicht wehrt wäre, recht überleget zu werden, so gewöhnet er sich daran, daß er allezeit, so oft eine dergleichen Stelle vorkommet, in halbe Entzückung fället, nicht anders als sein Lehrmeister selbst. Er träget sich alle sinnreiche Gedanken fleissig zusamm. Er schaffet sich alle Sammlungen von schönen Gedanken, alle Bücher darinn der Witz herrschet. Er sinnet Tag und Nacht auf einen sinnreichen Einfall. Er bringet sie hin, wo sie nicht hingehören, und flicket sie überall mit ein. Er verlässet die edle natürliche Einfalt, und statt eines Werkes der Vernunft und der Uberlegungs-Kraft, liefert er uns ein Werk der Phantasie, und einer meisterlosen Einbildung.

Man

Man muß ihm demnach die schimmernden Ausdrücke keinesweges als etwas höchst verwunderns-würdiges anpreisen, mit welchen das übrige in keine Vergleichung käme. Man muß ihm vielmehr rathen, er möchte sich eine Sammlung solcher Wahrheiten und Begebenheiten verfertigen, welche zu Erweiterung seines Verstandes dienen, nicht aber von sinnreichen Einfällen, welche zwar vielleicht nicht die Liebe zur Wahrheit, doch aber die Liebe des natürlichen ungekünstelten Wesens, bey ihm schwächen könten. Im Gegentheile muß man ihme beybringen, die gewöhnliche Redens-Arten seyen in ihrer Einfalt eben so gut als die allerungewöhnlichsten und sinnreichesten, weil sie die Sache eben so gut nach ihrer Beschaffenheit und mit allen ihren natürlichen Farben abbilden, als diese. Man halte sich bey den letztern zwar etwas länger auf als bey den erstern; allein es geschehe nicht deswegen, weil man sie etwa höher schätze, sondern weil man untersuchen müsse, ob sie sich an diesen Ort schicken; ob die Person, der Ort, und die vorgestellete Gemüths-Beschaffenheit dergleichen erfordere? ob sich nichts schwülstiges, niedriges, gezwungenes und den Umständen zuwider laufendes, darinn befinde?

Die Erziehung der Söhne.

Dem Verstande muß man aufhelfen.

Gewöhnet man auf diese Weise die

Die Erziehung der Söhne.

jungen Leute, so bald als sie einen Schriftsteller verstehen, daß sie das erhabene von dem angenehmen, das natürliche von dem prächtigen, das rührende von dem gekünstelten, einen lebhaftigen Ausdruck, worein der Zorn oder die Wehmuth bey dem Virgilio ausbricht, von der Schminke, welche ihnen die Kunst bey dem Ovidio anstreichet, unterscheiden können, so schärfet man ihre Beurtheilungs-Kraft. Nur muß man ihnen die Liebe zur Wahrheit als die einige Quelle der Schönheit, und die Begierde viel Witz zu zeigen, als eine Quelle ungereimter Einfälle darstellen, gleichwie sie es dann in der That sind. Dergestalt erlangen sie den rechten Begrif von der Vollkommenheit, und lernen das Blendwerk von dem ächten Glanze unterscheiden.

Der Tagelöhner, welcher die Steine aus der Grube bricht, und der Steinmetz, der sie behauet, bekümmern sich alle beede wenig darum, wozu sich dasjenige schicken möge, was sie verfertigen, sie arbeiten nach ihrer Richtschnur und nach ihrem Winkelhaken immer weg, ohne sich um etwas weiteres zu bekümmern. Der Baumeister verfähret ganz anders. Er untersuchet die Härte und Beschaffenheit des Steines. Er urtheilet ob er sich besser in den Grund oder zum Seiten-Gemäuer schi-

schicke, und sodann lässet er ihn also behauen, wie es die Stelle erfordert, dahin er kommen solle. Gleichergestalt muß man die jungen Leute nicht nach Art der Steinmetzen behandeln, man muß die Grund-Regel des verständigen Baumeisters beobachten, und alles was man mit ihnen vornimmet, nach einer gewissen Absicht einrichten. Die Uebungen, welche man gemeiniglich vorzunehmen pfleget, müssen entweder theils weggelassen, oder theils vorgezogen und so weit getrieben weeden als möglich, wenn die Beschaffenheit der natürlichen Gaben es also erfordert. Denn nach diesen muß auch der Endzweck eingerichtet seyn, den man durch die Unterweisung erreichen will. Der Nutzen den man von ihr erwartet, ist dieser, daß ein Mensch im Stande seyn möge, sich zuerst selbst fortzuhelfen und sich geschickt zu machen, sodann aber andern dasjenige mitzutheilen, was er gelernet hat. Das Studiren verdienet keine Hochachtung, woferne es nicht die Gesellschaft durch Kundmachung nützlicher Wahrheiten bereichert.

Die Erziehung der Söhne.

Demnach muß man die Jugend durch Uebung dazu gewöhnen, daß sie die Sprache der guten Schriftsteller nachahme und würklich reden lerne, nicht aber muß man sie durch Regeln und allzufrühzeitige Anmerkungen zum Stillschweigen zwingen.

Her-

Die Erziehung der Söhne.

Hernach muß man dem künftigen Prediger, Richter, Advocaten, oder was er nun werden solle, eifrigst einschärfen, daß die Wahrheit eben so wenig die Schminke sinnreicher Einfälle zu ihrem Vortrag bedürfe, als es nöthig ist, vorhero erst ein paar Spitzen-Manschetten anzulegen, und sich die Haare biß an den Wirbel kräuseln zu lassen, wenn man ein wahres Wort reden will. Weder geistliche noch weltliche Geschäfte erfordern etwas mehreres als Ueberlegung und Ehrlichkeit. Ein angesehener Mann, der in einer Academie oder auf dem Richterstuhle nur deswegen den Mund öfnet, damit jedermann kund werde, er besitze ungemein viel Einbildungs-Kraft und Witz, macht eine eben so lächerliche Figur als ein Petit-Maitre, der das Krägelgen und den schwarzen Mantel träget.

Wenn man öffentlich auftritt, und eine Rede hält, so muß es in keiner andern Absicht geschehen, als um die Zuhörer von einer Wahrheit zu überzeugen. Hat man eine andere Absicht, so wird die Beredsamkeit zur Marktschreyerey. Alles was ein guter Redner in acht nehmen soll, befindet sich gewisser Maase in diesem einzigen Satze vereiniget, er solle seine Zuhörer und die Wahrheit lieben. Gleichwie die Ehrerbietung gegen seine Zuhörer ihn bewe-

weget, daß er alles was der Wohlstand billiger Weise erfordert, genau beobachtet, also treibet ihn auch die Liebe zur Wahrheit, daß er auf dieser Seite sein äusserstes thut. Je deutlicher man siehet, daß er der Wahrheit von Grunde des Herzens ergeben sey, desto grösser ist das Zutrauen, das seine Zuhörer auf ihn setzen: Sie würden sich heimlich über ihn ärgern, wenn sie merken sollten, er versammle sie nur deswegen, damit sie seinen Witz oder seine angenehme Gestalt bewundern möchten. Die Erziehung der Söhne.

Dieses ist der Entwurf meiner wenigen Gedanken, wie man den allererstenAnfang zu Unterrichtung der Jugend mit Nutzen machen könne. Was das übrige betrift, so solle meines Erachtens die Haupt-Absicht eines geschickten Lehrmeisters dahin gerichtet seyn, daß er die natürliche Gaben seiner Untergebenen erforsche, und ihnen Gelegenheit gebe, ihre angebohrne Geschicklichkeit vollkommener zu machen. Dieses geschiehet, indem man ihnen die Anfangs-Gründe der Rechen- und Meß-Kunst, der Mechanik und der übrigen mathematischen Wissenschaften, vorträget, sie zur Natur-Geschichte und zur Erkänntniß der Natur und Kunst, vermittelst nützlicher Versuche, führet, und ihnen die Grund-Sätze beybringet, worauf das Wohlseyn des Staats, ja der ganzen

Die Erziehung der Söhne.

menschlichen Gesellschaft beruhet. Ein Kopf von ungemeiner Fähigkeit, wird die Wichtigkeit aller dieser Wissenschaften gleich Anfangs einsehen, und in keiner einzigen unwissend bleiben wollen. Von den übrigen, wird jeder bey dem bleiben, was ihm am meisten behaget, und wozu er sich am geschicktesten befindet. Sie werden sich darinn hervor thun, und die Gesellschaft ist glücklich, daß sie in allen Gattungen Leute hat, worauf man sich verlassen, und welche man im Falle der Noth um Rath fragen kan.

Dieses sind die Früchte einer wohlgeordneten Unterrichtung, dahingegen die bestgemeynete Anstalten wenig Vortheil bringen, und die natürliche Gaben junger Leute gar oft vergraben bleiben, weil es ihnen an Gelegenheit fehlete sie zu zeigen, und auszuwickeln. Giebet man ihnen dieselbige, so leistet man der Gesellschaft den allerwichtigsten Dienst, denn man schaffet ihr Mitbürger, die ihren Nutzen, Kraft einer angebohrnen Neigung befördern, welche sie nimmermehr ablegen.

Die

Die gewöhnlichste Redens-Arten bey Verarbeitung der Wolle.

Redens-Arten bey Wollarbeite

In eben der Ordnung wie man selbige vornimmet. (*)

Die Wolle wird gewaschen,
entweder Büschel-weise in stehendem Wasser,
oder auf der Waschbank in fliessendem,
oder in Wannen (Küpen) voll Fluß-Wasser.

Former le bain, die Wolle einweichen, heisset sie so lange im Wasser lassen, biß solches von dem abgeschwemmeten Schmutze und scharfer Unreinigkeit trübe worden. Daher kommet es, daß das Ungeziefer nur die gewaschene Wolle angreiffet, und die andere so ihr natürliches Fett noch an sich hat, nicht berühret.

Laine en surge, laine dans son suin, Wolle, wie sie vom Schaafe kommet. Ist die Wolle, so ihre natürliche Fettigkeit

(*) Weil an vielen Orten von Teutschland auch französische Wollarbeiter sind, so wird es einigen Lesern vielleicht angenehm fallen, wenn sie diese Redens-Arten in beeden Sprachen nebeneinander finden. U.

Redens-Arten bey Woll-arbeiten.

keit noch an sich hat; sie lässet sich gut aufbewahren, weil ihr die Motten keinen Schaden thun.

Une lavée de laine, ist ein Büschel Wolle, den man aus dem Wasser nimmet, und zum Abtropfen an die Luft hänget.

Lever la laine sur pied, die Schaafe schwemmen, heisset die Wolle am Schaafe waschen, ehe sie abgeschoren wird.

Les forces, die Schaaf-Scheere, bestehet aus einem ganzen Stücke, das eine Feder und zwey Blätter hat. Die Feder bestehet in einem Bügel, an welchem die Scheer-Blätter vermittelst der Stangen sich befinden. Man drücket die Blätter gegeneinander, wornach sie die Wolle abschneiden, und vermöge der Feder-Triebes vom Bügel, sich von selbst wieder öfnen.

Une robbe de laine, ein Pelz, ist die Wolle, so man vom ganzen Schaafe abscheeret, und welche einigermassen zusammhänget. Die Pelze werden zusamm- und in Bünde geleget und gebunden, und heissen sodann toison, Bund-Wolle. Bourgeons, oder escouailles, Kauf-Wolle, ist die feineste Wolle, so hier und dort über die andere am Schaafe empor raget. Man raufet sie vor dem Scheeren aus. In Cerry nennet man escouailles, die Wolle so man von den Käulen wegnimmet.

Laines

Laines feutrées, verfilzte Wolle, ist so sehr durcheinander gewirret und so hart, daß sie einen Filze gleichet. Man nennet sie auch cottifées, weil sie das Thier im Liegen, zumahl währender Krankheit verunreiniget, und filzet. Redens-Arten bey Wollarbeiten.

Toisons galleuses, sind Pelze die hin und wieder krustig sind,

Les laines repoussées oder tappées, ist die junge Wolle, die schon treibet, ehe die alte abgeschoren worden.

Les laines jarrées oder piquées de jarres, sind lange weisse und wie Dachs-Borsten steife, Haare.

Alle diese Woll-Gattungen, sind Auswürfling, laines jettices. Doch sind sie nicht ganz unnütze, man gebrauchet sie zu sehr grober Arbeit, als Pferde-Decken, u. s. w.

Surtondre, die Wolle überscheeren, heisset die starken Spitzen, oder Schnüpperlinge an den Pelzen mit der Scheere abzwicken, ehe man sie wäschet.

Les mene-laines, ist die die Wolle, die man von lebendigen Schaafen bekommet. Scheer-Wolle.

Les agnelins, sind Lämmer-Pelze.

Les pelis, ist die Wolle so die Gerber von geschlachteten Schaafen abmachen, heisset auch Rauf-Wolle.

Les morilles, Sterblings-Wolle,

Redens-Arten bey Woll-arbeiten.

kommt von verreckten Schaafen, ist verbotten zu gebrauchen.

Die Spanische Wolle wird in die erste, andere und dritte Sorte, abgetheilet. Anderswo, theilet man sie nur in lange (hautelaine) und kurze (bastelaine); diese wird cartätschet, jene gekämmet, ausgenommen, wenn sie zu Tüchern kommen solle, denn da muß sie ebenfalls durch die Cartätschen.

Die ungewaschene Wolle ist blosse Kauf-Wolle, laine marchande, aber sie kan noch nicht verarbeitet werden. Solle dieses geschehen, so wird sie vorhero gewaschen und gekämmet, oder mit heissem Wasser gebrühet, und sodann erst gewaschen und gekämmet. An einigen Orten wird sie zuerst gefärbet, hernach im fliessenden Wasser geschwemmet, und dem Wollkämmer geliefert.

Der Kessel zum Wollbrühen, hat ein Queer-Holz, baillard, worüber man die Wolle leget, die man aus dem Wasser nimmet. Auch gehören dazu Rührstangen, lissoirs, die Wolle herum zu rühren, Stampf-Hölzer, pilettes, sie zu stampfen, Haacken, sie heraus zu nehmen, Körbe sie hinein zu legen, und an das Wasser zu tragen, wo man sie abschwemmet, und gänzlich reiniget.

Die gemeine Wolle, so am Schaafe gewa-

gewaschen worden, muß man vor dem Verarbeiten fleissig besichtigen, aussuchen, abzuwickeln, emecher, oder überscheeren, und von Auswürfling reinigen.

Redens-Arten bey Wollarbeiten.

An einigen Orten wird die Wolle weiß verarbeitet: An andern färbet man sie rob, en écru, das ist vor dem Verarbeiten.

Zum Färben gebrauchet man eben die Werkzeuge als zum Waschen. Le pied de la claudiere, sind die Farbe-Stücke, Farb-Materialien.

Charger la chaudiere, den Kessel zurichten, heisset die nöthige Materialien in selbigen werfen.

Lisser la laine, die Wolle lockern, heisset sie mit der Rührstange zertheilen und öffnen, damit sie allenthalben eine gleiche Farbe bekomme.

Pousser le bouillon, zuwärmen, das Feuer verstärken.

Essorer la laine, mettre à le vent, heisset die Wolle an die Luft hängen, auslüften.

Wenn die Wolle angesotten oder gegründet worden, engallée oder enracinée, das ist, wenn man den ersten Grund zur künftigen Farbe, mit Galläpfeln, Vitriol, oder andern Materialien geleget hat, welche zum Vorbereiten oder Färben dienlich sind; muß man sie von der Trockenstange

Redens-Arten bey Woll-arbeiten.

wieder in den Kessel bringen, damit die Farbe gemeistert und vollendet werde, welches geschiehet, entweder indem man sie blicket, avivée, das ist, durch eine andere Brühe, sie heller machet; oder indem man sie schwächet, (rabattuë) und mildert; oder endlich, indem man sie satt machet, (foncée; rembrunie) also, daß sie die vorige Gattung der Farbe behält.

Battre la laine, die Wolle schlagen, geschiehet auf der Horte mit langen Stäben, sie mag gefärbet seyn oder nicht, damit sie sich auflockere, und zum Kämmen, oder Cartätschen, und Spinnen geschickt werde.

Zum Wollkämmen gebrauchet man:

Einen kleinen Ofen, die Kämme zu wärmen.

Einen Schraubstock und einen Haacken, die Kämme zu setzen.

Ein paar Kämme, welches zwey viereckigte Bretter sind, mit eisernen Spitzen beschlagen, davon immer eine Reihe höher als die andern. Jeder Kamm hat seinen Handgriff.

Einen Hammer, die Spitzen auf- und abzuschlagen.

Eine messinge Röhre, sie gerade zu beugen, wenn sie sich umlegen.

Eine Feile, sie zu spitzen.

Die Woll-Wäsche, degraissoir, mit ihrem

ihrem Driebling, moulinet, woran die Wolle, wenn sie aus dem Seifen-Wasser kommet, ausgerungen wird, ehe man sie unter den Kamm bringet. Reden-Arten bey Wollarbeiten.

Eine Kufe, das Seiffen-Wasser zuzurichten.

Aus dem Wasser kämmen, peigner à l'eau, heisset die Wolle kämmen, wenn sie im Seifen-Wasser gewaschen worden.

Aus dem Fett, oder Schmalz kämmen, peigner à l'huile, heisset die geschmälzete Wolle kämmen, ehe sie gewaschen worden.

Une pesée, ein Stein, ein Bund Wolle, ist so viel, als man der Spinnerin vorwieget.

Une battée, ist so viel als man auf einmahl auf der Horde schläget.

Charger le peigne, den Kamm füllen, heisset so viel Wolle als nöthig zwischen die Kamm-Zähne bringen.

Decharger, das Blat ausnehmen, geschiehet, wenn man den rechten Kamm über den linken, und diesen über jenen gestrichen hat

Le trait, das Blat, ist die Wolle, so am Kamme hänget, nachdem sie genug gestrichen, und ihre Haare in Ordnung gebracht worden. Es sind allemahl zwey Blätter, gleichwie zwey Kämme.

Redens-Arten bey Wollarbeiten.

Une Quenouillée, eine Spindel voll, ein Rocken voll, sind zwey Blätter.

Die kurze Wolle, die nicht in den Kamm tauget, kommet in die Cartätsche. Dergleichen nennet man einiger Orten blousse.

Souffrer, die Wolle schwefeln, geschiehet, wenn man sie bey Spindelrollen unter das Schwefelfaß hänget.

Le souffroir, das Schwefelfaß, ist wohl verkättet und allenthalben verschlossen, worinn die Wolle durch den Rauch von angezündetem Schwefel, der in einer irdenen Schüssel brennet, gebleichet wird.

Wenn man gefärbete Wolle kämmen will, so wird sie zuvor meliret, welches der Fabrikmeister nach seiner Erfahrung und Belieben thut.

Man schwächet die verschiedenen Farben, durch eine geschickte Vermischung, wornach eine Farbe herauskommet.

Der Wollkämmer hat seine gewisse Ordnung, wie viel er Wolle von jeder Farbe nehmen muß, so oft er den Kamm füllet. Hierauf beruhet die Gleichheit der verlangten Farbe.

Die cartätschte Wolle, cardée, wird anders gerissen als die gekämmete. Die Cartätschen sind 2. kleine dünne, und drey biß viermahl breiter als lange Bretter, mit einem Griffe, und spitzigen Häckgen versehen. Man wechselt damit ab, und nim-

nimmet immer feinere, damit die Wolle desto besser gerissen, und ihre Farben durcheinander gemischet werden. Redens-Arten bey Wollarbeiten.

Das Garn, filage, ist von zweyerley Gattung.

Le fil ras, oder tors, dralles, festgedrehetes, glattes, oder gekämmetes Garn, wird an der Spindel oder am kleinen Rade von gekämmeter Wolle gesponnen, und zum Zettel-Garne der Zeuche gebrauchet. Der Zettel oder Werfft, ist das Garn, welches man nach der Länge am Webstuhle aufspannet, und welches dem Zeuche oder Tuche zum Grunde dienet.

Le fil doux, schwach gedrehetes oder gekrauses Garn, wird am grossen Rade aus Cartätschen-Wolle gesponnen, und heisset der Eintrag oder Wefel; der Eintrag wird zwischen die Zettel-Fäden eingeschossen, und bey Tüchern und gewissen Zeuchen deswegen schwach gedrehet, damit sie desto kernichter werden.

Weil man bey Tüchern den Zettel ebenfalls am grossen Rade spinnet, wie den Eintrag, so wird jener rechts, dieser links gedrehet, damit sich das Tuch im Walken desto besser filzet.

Das Wollen-Gewebe ist überhaupt dreyerley, Etamin, Sarsche, oder Tuch.

Der Etamin wird aus Zettel und Eintrage von gekämmeter Wolle, folglich

Redens-Arten bey Woll arbeiten.

lich von scharf gedrehetem Garne verfertiget.

Der Sarsche hat den Zettel von gekämmeten, und den Eintrag von gekratztem Garne.

Das Tuch bestehet an Zettel und Eintrage aus gekratztem Garne, damit es kernicht und Sammet-artig (garnie & velué) werde.

Diese drey Haupt-Sorten von Wollen-Gewebe, begreifen viele andere unter sich, davon der Unterscheid auf der Beschaffenheit des Garns, und des Webens beruhet.

Weben, tisser, heisset auf dem dazu gehörigen Webstuhle, (metier) arbeiten.

Einige Gewebe, als Etamin und Sarsche, sind einmännerig; denn weil sie wenige Breite haben, so ist ein Mann im Stande den Schützen aus einer Hand in die andere durchzuschiessen. Aber die Tücher und Decken, sind zweymännerig, das ist, es werden zwey Weber erfordert. Einer schiesset den Schützen an einer Seite zwischen den Zettel, der andere fänget ihn, wenn er auf der andern Seite heraus will, und schiesset ihn zurücke.

Der Webstuhl bestehet aus vielen Stücken. Hiezu gehören die Wände und Riegel, an welchen die übrigen Theile des Stuhles befestiget sind.

Die

Die drey Bäume, als der Garnbaum, der Brustbaum, und der Tuchbaum. Anfänglich wird der Zettel am Garnbaume, (petit rouleau) angeschirret, (attachée) lauft von da über den Brustbaum (ensuble) und das verfertigte Tuch, wird nach und nach auf dem Tuchbaume (dechargeoir) aufgewunden. Redens-Arten bey Wollarbeiten.

La chasse, die Lade, ist ein grosser Rahmen, der an zwey Bolzen oben am Stuhle eingehangen ist, damit ihn der Weber von und gegen sich bewegen, und nach jedem Einschusse, (duite) das Gewebe mit der Lade und dem Blate stark oder schwach schlagen kan.

Le ros, oder ro, oder peigne, das Blat oder der Kamm, bestehet aus zwey Stäben, zwischen welchen die Wände sind, entweder von Rohr, oder von Stahl. Der Kamm hat seine Stelle unten in der Lade. Alle Fäden des Zettels werden zwischen diesen Wänden durchgezogen, also daß das Rohr unverhindert zwischen ihnen sich bewegen, und den Eintrag gleich schlagen kan.

Les lames, die Schäffte oder das Geschirr, sind hinter dem Blate. Jeder Schafft bestehet aus zwey Stäben, liais, die man insbesondere auch Schäffte nennet, und aus Bindfaden, so vom obern Schaffte an den untern gezogen ist. Diese

Redens-Arten bey Woll-arbeiten.

Fäden nennet man Litzen, oder Höfeld, (lisses.) In der Mitte von jeder Litze, ist ein Ringelgen, von Horn, Glas oder Zwirn, wodurch man die Zettel-Fäden ziehet. Der Zettel-Faden, welcher durch ein Ringelgen des eiden Schaftes gestecket worden, gehet hernach zwischen den Litzen des zweyten Schaftes durch; und umgekehrt, der Faden so durch ein Ringelgen am zweyten Schafte gestecket wird, gehet zwischen den Litzen des ersten Schaftes durch, und nicht durch ein Ringelgen desselbigen, damit sich die Schäfte frey öfnen, oder springen (jouer) können. Denn es hängen allemahl zwey Schäfte an einer gemeinschäftlichen Schnur, die oben über eine Rolle geworfen ist, unten aber sind vermittelst einer Schnur die Schemel daran gehänget. Tritt nun der Weber einen Schemel nieder, so ziehet sich ein Schaft nieder, der andere steiget, auf diese Weise öfnen sich ihre Fäden, und lassen einen Raum zwischen sich, daß der Eintrag kan durchgeschossen werden. Wird ein Zeuch mit mehr als zwey Schäften gewebet, welches geschiehet, wenn man allerley Veränderungen, oder auch Figuren dabey anbringen will, so öfnen sich die Fäden immer in einer andern Ordnung, und man kan bald zwischen diese, bald zwischen jene durchschiessen. So oft man durchgeschossen

schossen hat, wird geschlagen, das ist, der neue Eintrags-Faden, nahe an die vorigen gerücket, welches nach Beschaffenheit des Gewebes mit stärkerer oder geringerer Kraft geschiehet. Hat man so viel gewebet, daß man nicht mehr bequem schlagen kan, so rollet man das Gewebe auf den Tuchbaum, und dagegen eben so viel Garn vom Weberbaume ab. Was aber anbetrifft das Zettellegen, an der Schirrkübe, (Ourdissoir) oder dem grossen Haspel, solchen in seine Gänge (montures) zu theilen, an den Garnbaum des Stuhles zu bringen, oder anzuzetteln, (monter) durch die vier Wände zu ziehen, (passer) vermittelst der Schnur-Stecken die Verwirrung der Fäden zu verhüten, und andere dergleichen Anstalten mehr zu machen, so ist dieses alles aus dem blossen Ansehen leicht zu begreifen. Redens-Arten bey Wollarbeiten.

La navette, der Schütze, ist ein ausgehöhletes, glattes, an beeden Enden spitziges Holz, worein man die Pfeiffe oder Weber-Spuhle stecket.

Le poulin, epolet, ist diese Spuhle, und bestehet aus einem Stückgen Rohr, worauf man Garn gewunden hat. Sie drehet sich um die Seele, fuserolle.

La fuserolle, die Seele, ist ein Stückgen Eisendrath, woran man die Spuhle stecket, und also in die Höhlung des Schützens

Redens-Arten bey Wollarbeiten.

tzens leget, hernach aber, wenn das aufgefundene Garn verwebet, wieder heraus nimmet, wozu eine kleine Feder am Ende der Seele behülflich ist, woran man drücket.

Indem der Schütze durch den Zettel fähret, windet sich der Eintrags-Faden durch ein Loch an der Seite des Schützens, von der Spuhle ab. Wird eine neue Spuhle eingeleget, so wird das Ende des neuen Fadens nicht an das Ende des vorigen geknüpfet, sondern nur angelegt, und sachte durchschossen, damit es sich nicht wegziehe.

Der Anfang zu einem Stücke die Anschrote, wird einige Zolle lang, von andern Eintrage als das übrige gemachet. Auf solchem wird der Nahme der Stadt und des Fabricanten bemerket. man hänget auch das Bley daran. welches nach vorgängiger Schau, oder Besichtigung zum Wahrzeichen dienet, ob das Stück, so fein, breit und gut ist, als es zufolge der Verordnungen seyn solle.

Le temple, die Sperruthe, der Spannstab, ist ein schmahles gebrochenes Lineal, mit Zähnen versehen, damit man es verlängern und verkürzen kan, es wird vermittelst der Scheide (boucle coulante) in der gegeben Länge fest gehalten. Am Ende hat es eiserne Stifften, die man in die Leisten oder Saal-Bande (lisieres) stecket,

stecket, und dadurch das Tuch ausgespannet, erhält.

Redens-Arten bey Wollarbeiten.

Thäte man dieses nicht, so würde sich der Eintrag ungleich ziehen, und das Stück eine ungleiche Breite bekommen. Aber vermittelst dieser Anstalt kan man recht gleich (quarremant) schlagen.

An einigen Orten, als zu Mans, Reims und Amiens, pfleget man die glatten Zeuche in eine viereckigte eiserne Pfanne mit doppelten Boden zu legen, damit sie vom Dampfe des kochenden Wassers durchzogen, und recht geschmeidig werden, folglich sich desto besser zubereiten lassen. Man nennet es daselbst bruir l'etoffe.

Die Walke, la foulerie, ist ein Mühlwerk das vom Wasser getrieben wird, und hinwiederum grosse Hämmer treibet, daß sie auf das Tuch schlagen, und es entweder von allem Schmutze reinigen, oder auch dichte und filzigt machen.

Les pots, oder piles, die Stöcke, sind ausgehölete Tröge, worein man das Tuch zum Walken leget, und worinn es durch die Hammerschläge beständig umgetrieben wird.

Les levées, die Hebedaumen, sind Stäbe an der Welle, welche bey dem Umdrehen die Hämmer antreffen, aufheben, und wieder fallen lassen, indem sich die Welle weiter herum drehet.

Terrer

Redens-Arten bey Woll-arbeiten.

Terrer l'etoffe, heisset dem Tuch die Walk-Lehre geben, oder es mit Walk-Erde einschmieren; battre à la terre, heisset das Tuch mit Erde und zugelassenem Wasser walken.

Degraisser le drap, die Wasch-Walke, heisset das Tuch mit Seiffen-Wasser walken, um die Flecken heraus zu bringen.

Degorger, abschwemmen, heisset mehr Wasser zulassen, damit es ganz rein werde.

Battre à sec, trocken walken, die ganze Walke geben, geschiehet ohne Wasser, und biß auf den Grad der Dichtigkeit, den das Tuch annehmen kan. Wollte man weiter fortfahren, würde es zu schaden gewalket.

Nach der Walke wird es an die Luft gehangen.

Wenn man das Stück von der Stange oder vom Rahmen abgenommen hat, wird es in Blätter geleget, (faudée) das ist, auf einer Tafel zierlich gefalten, und jedes Blat gegummirt, das ist mit Wasser besprenget, worinn man Arabischen Gummi zerlassen hat.

Retendre l'etoffe, das Stück glänzen, geschiehet, wenn man es von einem Rollholze auf das andere, über eine glatte eiserne Stange windet, worunter ein starkes Kohlfeuer stehet. Auf diese Weise wird es sehr geschmeidig.

Man

Man rollet manche Stücke auch ohne Feuer, doch geschiehet es allemahl mit denen, die man aufs beste zurichten will. Redens-Arten bey Wollarbeiten.

Der Nutzen davon ist, 1. die unrechten Falten auszuziehen, 2. es aller Orten gleich stark mit Gummi zu tränken, weil die Feuchtigkeit durch das Feuer allenthalben vertheilet wird, endlich gar verrauchet und den Gummi zuruck lässet, 3. damit alle Fäden im Stücke gleich stark gespannet werden, welches bey dessen Gebrauche unsäglichen Nutzen hat.

Man leget das Stück bey einem guten Feuer in Falten.

Man durchschiesset es mit Karten-Papiere zwischen den Falten, welches man einspannen (feuilleter) nennet.

Man leget es zwischen zwey Platten,

Und lässet es zehen biß zwölf Stunden unter der Presse. Das Pressen wird etlichemahl wiederhohlet.

Hernach wird es umgeleget (visitée), daß die Anschrote (cape & queue) heraus hängen, und man hänget die Zeichen (les plombs) daran. Sodann kommet es abermahl unter die Presse, und wird hernach staffiret (empointée) das ist, Bindfäden durch die Leisten gezogen, damit es in Falten bleibet.

An einigen Orten verfähret man in gewissen

wissen Stücken anders, wiewohl es im Hauptwerke auf eines hinauslauft.

Die Tücher werden nicht auf obige Weise geglänzet, sondern gewalket, zu Haaren bereitet, (lainé, chardonné, in den Rahmen gespannet, (ramé) gebärtelt und ausgeschoren (tondu & retondu) aufgerieben, (tuilé) gestrichen, (couché à poil) gegummirt, in Blätter geleget, gepresset, umgesetzet, und dünnspähnicht, das ist, mit dünnerm Papiere (velin) durchschossen, endlich nochmahls unter die Presse, oder auf die grosse Rolle (Calandre) gebracht, und ihme daselbst sein Glanz gegeben.

Dreyßigstes Kupferblat.

Kunst-Wörter bey dem Bandmachen.

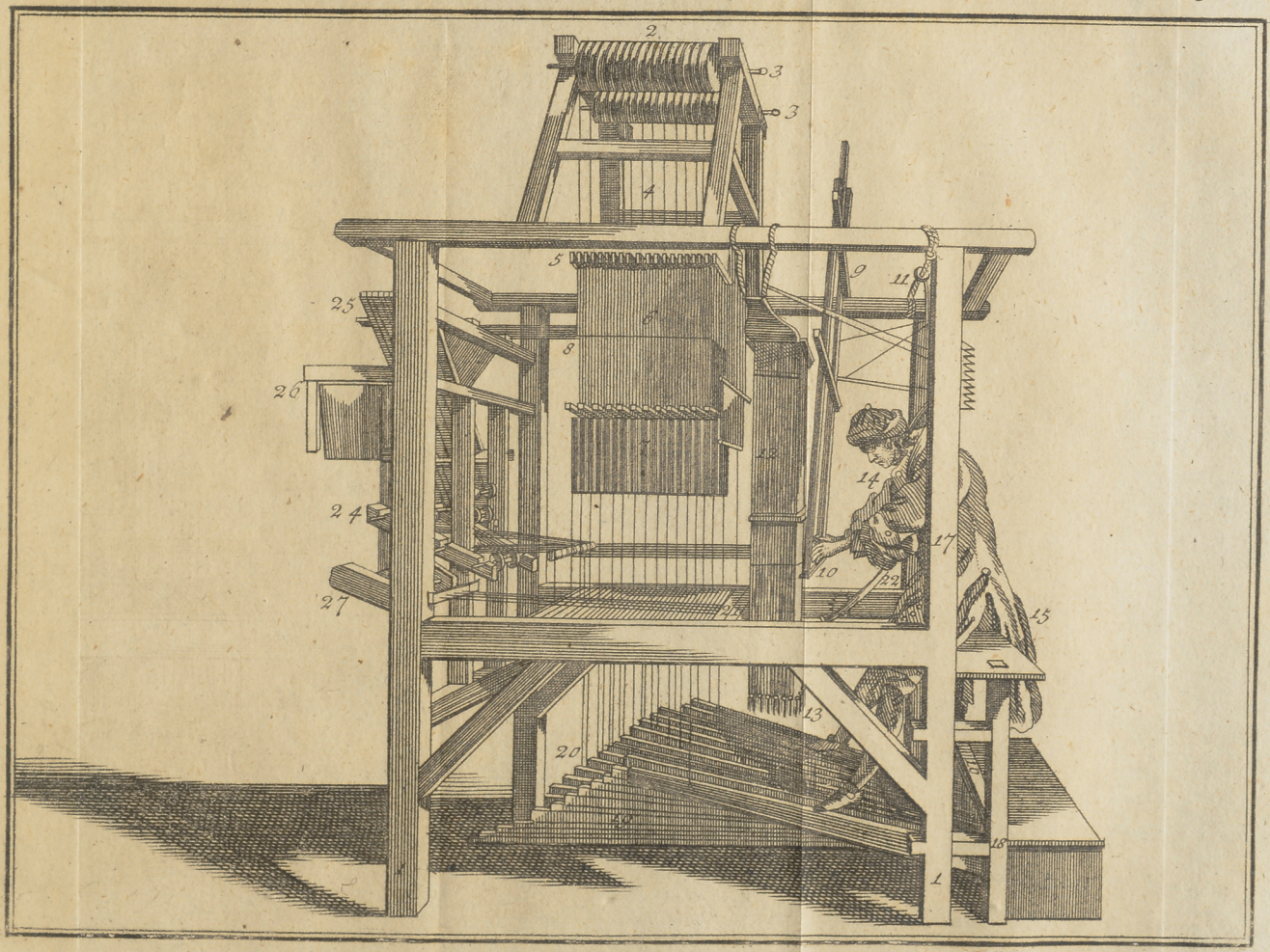
Kunst-Wörter beym Bandmachen.

1. Die Wände und Riegel, sowohl in der Mitte als oben, welche das Gebäude des Bandstuhles ausmachen.

2. Le chalelet, das Castell, der Aufsatz, ein hölzern Gehäuse, welches zwey eiserne Stifften, und an solchen 48. Rollen träget.

3. Die Rollen, woran sich die Litzen empor ziehen, indem die Schnüre verkürzet werden.

4. Les



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0663
DFG

4. Les tirants, die Schemel-Schnüre, sind an die Schemel gebunden, und ziehen bey dem Tretten die Litzen höher. Ihrer sind 24. Eine vor zwey Rollen. Kunst-Wörter beym Band-machen.

5. Le harnois, das Geschirr, eine Reihe kleine Stäbgen, woran die Litzen gebunden sind, und welche, jeder an zweyen um die Rollen gewundenen Schnüren hängen.

6. Die Litzen (les lisserons) sind eine Menge langer Fäden, welche durch ein unten daran hängendes Gewicht ausgespannet werden. In der Mitte haben sie Ringelgen, wodurch man die Queer-Fäden, rames, ziehet, davon wir gleich reden werden.

7. Les Platines, die Gewichte, sind Stücke Bley oder Schiefer, die man an jedes Stäbgen hänget, woran eine Reihe Litzen mit dem untern Ende befestiget ist. Wenn der Bandweber den Fuß vom Schemel wegziehet, so ziehet das Gewicht die Litzen wieder herab, welche die Schemel-Schnüre empor gezogen hatten.

8. Les rames, sind die Schnüre oder Bindfäden, welche queer durch die Litzen gezogen werden, und worauf das Hauptwerk bey dem Bandmachen ankommet, eben so, wie es bey geblümeten Zeuchen auf die Ordnung ankommet, in welcher man die Schnüre ziehet. Hier aber ist kein

Kunst-Wörter beym Band-machen.

Nebenmann zum Ziehen nöthig, sondern es wird alles durch blosses Tretten verrichtet, weil der Weber gleich im Anfange nicht mehr Queer-Schnüre durch die Litzen ziehet, als hiezu nöthig ist, damit gewisse Fäden vom Zettel aufgezogen, und andere ruhig an ihrem Orte gelassen werden. Diese Schnüre sind am Ende des Wirkstuhles fest gemacht. Sie gehen über kleine Rollen weg, die man (les portes Rames de derriere) die hintern Schnür-Rollen nennet. Sodann gehen sie durch die Ringelgen einiger gewisser Litzen, zwischen den übrigen aber, gehen sie nur durch. Von da laufen sie über die vördern Schnür-Rollen weg, und endlich werden andere Schnüre an sie geknüpfet, welche nach der Länge herab hängen, und vermittelst eines unten angehängten Bleystückes immer ausgespannet erhalten werden. Diese Schnüre nennet man die Förder-Litzen, (les lisses oder Remises, man sehe Num. 12.) So oft nun eine Queer-Schnur von einer Litze, 6. aufgezogen wird, so oft ziehet sie ihres Ortes eine Förder-Litze (12) ebenfalls in die Höhe. Nun aber haben die Förder-Litzen gleichfalls ihre Ringelgen, jedwede das ihrige. Durch ein solches Ringelgen werden allemahl gewisse Zettel-Fäden gezogen, andere aber gehen neben vorbey. Einige von

diesen

diesen Förder-Litzen ergreifen wechselweise die Fäden von einerley Farbe, und man nennet sie Boden-Litzen (lisses de fond) darum, weil sie den Boden oder Grund des Gewebes zuwege bringen, und diejenige Farbe, worauf die übrige Zierrathen stehen: die übrigen Förder-Litzen ziehen vermittelst ihrer Ringelgen, Fäden von mancherley Farben auf. Indem nun dieses bald geschiehet, bald nicht, und indem diese Fäden bald oben auf dem Zettel erscheinen, bald von ihm verdecket werden, so wird die Figur oder die Zierrath, welche man in das Gewebe bringen wollte, verfertiget. Kunst-Wörter beym Band-machen.

9. Le battant, die Lade, der Anschlag, ist der Rahmen, womit der Kamm eingefasset ist, und der Einschuß geschlagen wird. Bey dem Bandmachen, schläget nicht der Weber, sondern der Kamm selbst. Jener stösset nur den Anschlag mit der Hand von sich, wornach solcher durch einen Zug genöthiget wird, wiederum an die vorige Stelle zu fallen, welches dem Weber einige Erleichterung giebet.

10. Le peigne, le rö, der Kamm oder das Blat.

11. Le ton, le bandage du battant, das Bandwerk, ist eine grosse Nuß, welche an ihrer Rundung verschiedene mahl durchlöchert, und mit zwey Schnüren

Kunst-wörter beym Band-machen.

durchzogen wird, die man an beede Seiten des Stuhles schlinget. Vermittelst der Nuß werden die Schnüre steif gespannet; denn man stecket einen Zwecken oder Spannagel in eines von ihren Löchern, und ziehet sie damit nach Gefallen. Von dem Nagel gehen zwey Schnüre an beede Schwingen der Lade, und ziehen sie beständig gegen den Einschuß.

12. Les remises, die Förder-Litzen, nehmen vermittelst ihrer Ringelgen gewisse Zettel-Fäden auf, und lassen andere liegen, alles vermöge der Einrichtung, welche der Weber dißfalls gemacht hat, um sein Modell heraus zu bringen.

13. Les fuseaux, die Bleystücke, welche die Förder-Litzen gespannet halten.

14. Les bretelles, die Tragebänder, worein der Bandmacher sich mit der Brust leget, weil er sehr schmahl sitzet, und sich weit vorwärts beugen muß.

15. Sein schmahler und vorwärts abschüssiger Sitz.

16. Fußschemel zum Aufsteigen.

17. La Poitriniere, Brust-Riegel, Queer-Balken zwischen den Förder-Pfosten oder Wänden, um die Gegend von des Webers Brust. An diesen Riegel ist eine Rolle befestiget, worüber das Band lauft, und hernach etwas tiefer unten, auf den Webebaum gewunden wird.

18. Bre-

18. Broche, Boulon, grosser eiserner Nagel, welcher durch die 24. Tritte gestecket wird.

Kunst-Wörter beym Bandmachen

19. Les marches, die Tritte, Schemel, bey glatten Bändern hat man nicht mehr als zwey, oder drey, oder vier Tritte nöthig.

20. Les las, Schemel-Bänder, Schemel-Schnüre, sind die Schnüre, mit welchen die Tritte an die Latten gehänget sind.

21. Les Lames, die Latten, sind dünne hölzerne Stängelgen, die mit den Tritten zugleich auf und nieder steigen. Zwölf sind auf dieser Seite, und zwölf auf jener. Werden sie nicht beweget, so hängen sie alle vollkommen wasserrecht nebeneinander, an den Litzen, und lassen diese in einer gleichen Stellung.

22. Lensouple de devant, der Band- oder Webebaum. Um alle Verwirrung zu vermeiden, hat man die Zahl 23. welche die Zettelbäume andeuten sollte, weggelassen. Es sind deren so viele, als mancherley Farben der Fäden, welche man verwirket.

24. Les potenceaux, die Träger oder Haspen, welche die Zettel-Rollen oder Bäume halten.

25. Les batons de retour, die Wiederkehr.

26. La planchette, der Flügel.

Kunst-Wörter beym Band-machen.

27. L'echelettes, die Wiederkehr-Rollen.

28. Les boutons de retour, die Zuschlingen.

Vermittelst der sogenannten Wiederkehre ist man im Stande mehr Veränderung und so oft man will, in die Arbeit zu bringen, als man vermittelst des Springens der Litzen, und durch das Einschiessen eines Fadens von anderer Farbe, vermittelst eines andern Schützens, nicht thun könte.

Gemeiniglich hat man drey Wiederkehren. Doch kan man auch mehrere gebrauchen. Sie schweben an einem Bolzen, wie Wagebalken, und weil an ihrem einen Ende ein Gewichte hänget, so fähret das andere Ende in die Höhe, sobald als es Freyheit hat, seinem Triebe zu folgen. Der Weber hat verschiedene Schlingen oder Schleiffen zur Hand (28), die aber eingehänget sind, in diese kan er mit der Hand greiffen, und auf diese Weise die Schnüre gegen sich ziehen, an welchen diese Schlingen sind. Besagte Schnüre lauffen über die Wirbel der Wiederkehr-Rollen (27), und von da, biß an das obere Ende der Wiederkehren (25). Sobald nun der Weber an einer Schlinge ziehet, ziehet er das empor stehende Ende einer Wiederkehre herab, dieses stösset unter-

unterweges an den Flügel, welcher sich an zwey Gewinden frey bewegen kan, folglich dem Stosse nachgiebet, abwärts weichet, und die Wiederkehre ihren Weg fortsetzen lässet. Indem nun auf diese Weise die Spitze der Wiederkehre tiefer kommet als der Flügel, erhohlet sich dieser wiederum, suchet seine gewöhnliche Wassergleiche Stellung einzunehmen, und drücket die Spitze so fest daß sie nicht weichen, noch wieder in die Höhe schnellen kan. In diesem Zustande bleibet sie, biß der Weber eine andere Wiederkehre herab ziehet, welche folglich den Flügel niederwärts treibet, und die erste gefangene Wiederkehre befreyet; dagegen wird sie nunmehro selbst von dem wieder empor steigenden Flügel angehalten. Auf diese Weise ist es mit der Wiederkehre und des Flügels beschaffen. Nunmehro wollen wir auch die Würkung davon sehen. Gerade über der Mitte von jeder Wiederkehre, ist ein metallener Ring, an den man so viele Queer-Schnüre befestiget, als man für gut befindet. Diese Queer-Schnüre werden steif ausgespannet, wenn die Wiederkehre nieder gezogen wird, und sodann müssen sie auch zugleich mit den Litzen durch deren Ringelgen man sie gezogen hat aufwärts steigen; das ist, wenn die Litze springet oder empor steiget, so ziehet sie die Queer-Schnur nach sich,

Kunst-Wörter beym Band-machen.

Kunst-Wörter beym Band-machen.

die man durch ihr Ringelgen gezogen hat, die Queer-Schnur ziehet die an ihr angeknüpfte Vorder-Litze auf, und diese den Zettel-Faden, der durch ihr Ringelgen gehet. Sobald der Weber eine andere Wiederkehre niederziehet, springet die vorige los, und ihre gefangen gewesene Spitze schnellet über sich, sodann lassen die an ihren Ring gebundene Queer-Schnüre nach, und werden schlaff, folglich von den Litzen nicht mehr aufgezogen, es mögen solche springen wie sie wollen. Demnach verursachen besagte schlaffe Queer-Schnüre gar keine Würkung im Gewebe. Haben die zur zweyten Wiederkehre gehörige, das ihrige gethan, so kommen die von der dritten an die Reihe. Durch ihre Hülfe werden diese oder jene Theile eines Zeuges oder einer andern Figur zuwege gebracht, welche in ihrer Ordnung in der vorigen Gestalt abermahls erscheinen, und dem Werkzeuge den Nahmen der Wiederkehre erworben haben.

An-

Anhang

Türkische Tapeten.

zu der oben gegebenen Nachricht von hochschäfftigen Tapeten.

In der Königlichen Manufactur de la Savonnerie au bout du Cours la Reine, werden die Tapeten in gewisser Masse eben also verfertiget, wie andere hochschäfftige. Die beeden Bäume haben eben die Stelle als an andern Stühlen, es wird auch der Zettel von oben herab aufgezogen, und seine Fäden vermittelst der kleinen Faden-Gelenke der Kette in gerader Linie erhalten. Gleichfalls theilet die Schränk-Ruthe die Förder- und Hinter-Fäden voneinander, und es hängen alle Litzen oder Schnüre, womit man die Zettel-Fäden gegen sich ziehet, und die Spillen durchstecket, an dem Schaffte. Hingegen ist die Arbeit in der Savonnerie von andern hochschäfftigen Tapeten in folgendem unterschieden.

1. Sind an dem Zettel sowohl hinten als forne, allemahl neun weisse Fäden und ein blauer nebeneinander, wornach wieder neun weisse nebst ihrem blauen folgen, und

Türkische Tapeten.

auf diese Weise ist der Zettel nach seiner ganzen Breite abgetheilet.

2. Der Künstler arbeitet von forne, und siehet was er machet.

3. Der Riß wird mit allen seinen Farben auf Karten-Papier ausgemahlet, das man in Streifen zerschneidet, und vor dem Tapetenmacher aufhänget, damit er es alle Augenblicke betrachten kan, indem jeder Punct eben also bemerket ist, wie er in der Tapete erscheinen solle. Auf diese Weise siehet er was für eine Farbe für jeden Punct gehöre, und wie viele Puncte einerley Schattirung haben.

4. Hierbey kommen ihm die Vierecke noch zu Hülfe, worein man den Riß abtheilet. Auf jeden Viereck sind zehn Linien nach der Länge gezogen, welche zehen Fäden am Gewebe vorstellen, und von zehen andern Linien nach der Breite durchschnitten werden.

5. Der Künstler hat seine Spillen neben sich, worauf wollene, seidene, oder auch Gold- und Silber-Fäden aufgewunden sind. Hierauf fänget er an, nach der ersten Queer-Linie von einem Viercke zu arbeiten. Zwar ist diese Linie nur auf dem Papiere gezogen, nicht aber auf dem Zettel; allein es wäre etwas unnützes. Statt der Linie hat er ein eisernes Linial, welches eben dergleichen Dienste thut.

Die-

Dieses Linial oder Stäbgen, wird vermittelst einer Krümmung, die es an der Seite gegen des Künstlers rechter Hand hat. aus- und eingestecket. An seinem andern Ende ist es platt, hat einen Rücken und eine Schneide wie ein Messer, und wird allmählig breiter. Dieses Linial, welches auch den Nahmen einer Nadel träget, hält der Arbeiter horizontal an den Zettel, und schlinget den gehörigen Eintrags-Faden etlichemahl herum. Er schlinget ihn hierauf ferner zuerst um einen Förder-Faden, und hernach um den zu solchem gehörigen Hinter-Faden des Zettels, zu welchem Ende er einen nach dem andern mit seiner Litze gegen sich ziehet. Ist es nöthig, so umschlinget er sodann die Nadel abermahl, und hierauf auch einen Förder- und Hinter-Faden am Zettel, gleichwie zuvor. Ist ihm aber, dieser einmahl gebrauchte Eintrags-Faden nicht weiter nöthig, so schläget er eine Schleife daran, lässet die Spille an der Nadel hängen, ergreiffet eine andere, welche einen Faden von der Farbe hat die ihm nöthig fället, und ziehet solchen erstlich um die Nadel, hernach um einen Förder- und Hinter-Faden des Zettels. Auf diese Weise fähret er fort die Nadel zu überschlingen, biß er an den blauen Faden, als an den letzten in der Reihe, kommet. Hier kan er nun ent-

Türkische Tapeten.

Türkische Tapeten.

entweder inne halten, oder nach der bisherigen Queer-Linie noch weiter, und in der folgenden Fadenreihe arbeiten. So oft eine Linie zu Ende, drücket er die Faden-Schlingen, woraus sie bestehet, niederwärts, damit eine Linie desto dichter auf die andere zu liegen komme. Hiezu bedienet er sich eines eisernen Kammes, dessen Zähne in dem Zwischen-Raume der unüberschlungenen Zettel-Fäden ohne Hinderniß Platz finden, und welcher übrigens eine genugsame Schwehre hat, den Eintrag so viel als nöthig abwärts zu rücken. Damit aber eine solche Linie von Schleifen sich nicht rücken könne, sondern alle und jede Schleifen schnurgerade nebeneinander bleiben, wird noch ein Zug von doppelten blauen Faden zwischen die Zettel-Fäden gebracht, der Künstler greifet nähmlich mit der Hand zwischen sie, und ziehet den besagten Faden durch, so lange als die Linie ist, die er verfertiget hat. Hierauf übercreutzet er eben dieselbigen Zettel-Fäden, und ziehet noch einen, aber nur einfachen, blauen Faden durch. Jeder Zug wird allemahl mit dem Kamme abwärts gedrücket und geschoben. Es erhalten also diese blaue Queer-Züge die schnurgerade Richtung einer jeden Linie, man bekommet sie aber nur auf der unrechten Seite zu sehen, denn auf der vördern oder rech-

rechten Seite der Tapete, werden sie von dem Sammet-artigen Aufwurfe derselbigen bedecket. Türkische Tapeten.

Wenn nun also eine Linie verfertiget und bevestiget worden ist, so ziehet der Künstler die Nadel aus den Schleifen, damit er sie umwickelt hat. Da sie aber am Ende breit ausgeschweifet ist, könte sie nicht ausgezogen werden, woferne besagtes Ende nicht eine sehr scharfe Schneide hätte, und mit solcher die Schleifen währenden Herausziehens entzwey schnitte. Hierauf leget der Teppichmacher mit der linken Hand eine starke Schnure auf die durchgeschnittene Linie, und schneidet die Faden-Fäsergen gleich, damit die Quästgen sämtlich einerley Höhe bekommen. Diese vermischen sich hernach mit den Quästgen der nächsten untern und der nächsten obern Linie, und geben dem Teppich das Sammet-ähnliche Wesen. Wenn man zu einer solchen Reyhe von Schleiffen, auch noch die beeden Züge von blauem Faden rechnet, welche jene fest halten, und alles zusamm eine Linie nennet, so beträget eine solche Linie etwas mehr in die Breite, als der Raum zwischen zweyen auf dem Karten-Blate gezogenen Queer-Linien eines Viereckes, Acht Reihen Schleiffen, und 16. Züge blaues Garn, nehmen so viel

Platz

Türkische Tapeten.

Platz weg, als die zehen Queer-Linien eines Viereckes zwischen sich begreifen. Auf diese Weise weis der Künstler beständig wo er ist. Er machet alle Schleifen an eben dem Orte, und mit eben der Farbe, als sie in seinem Muster stehen, daher ist er im Stande vortreffliche Bilder vorzustellen, ohne das geringste weder vom Zeichnen noch von Mahlen zu verstehen. Es scheinet als ob diejenigen, welche bey den Türken die Muster für die Teppichte entworfen, das Zeichnen eben so wenig verstünden als die Teppichmacher selbst, denn an einem solchen Teppich sind die Farben bloß Fach-weise eingetheilet, ohne weiter etwas vorzustellen.

Register.

A.

Abgeschmacktes Wesen, seine Quelle 143
Air cavalier 134
Aftermehl 334
Alaungare 480
Almosengeben 249
Regel davon 257
Ammen 60
sind nur im Nothfalle zu gebrauchen 62
was sie nutzen 63
Anbrühen 336
Ansieden der Wolle 579
Anschlag 595
Anschrote 282. 588
Anzetteln 444
Arme, ihr Recht auf unsere Güter 239
auf dem Lande 240
Armuth, ihre Ursache 203 240. f.
Arbeit macht den Menschen glücklich 300
des Frauenzimmers 121
Auferziehung der Kinder 54
elende, macht Comödianten 143
Auflagen, ob sie Bettler machen 199
Aufstülpen der Hüte 360
Auswendiges Wiederbohlen 534
Authores für Schüler 519
ausgesuchte Stellen derselben 531

B.

Bandmachen 592
Bandwerk 595
Baume am Webstuhl 585
Baumwolle 367
Bediente 292. f.
Bettler, wieviel in Frankreich 251
ihr Uebermuth 258
stiften Unheil 264
Betteley, üble Würkung 186
Ursache davon, 196 214
Beredsamkeit, ihre Absicht 572
Bergleute 299
Beystandsgesellschaft 583

Bezeigen, vernünft. 137
abgeschmacktes 135. 138
Bier 338
Blat 581. 585
Block 301
Brachfelder 277
Bratenwender 345
den der Rauch treibt 347
Briefschreiben 89
Brod ohne Sauerteig 332
das gesündeste 334
Buchstabenschirm 147

C.

Cameelhärner Plüsch 414
Cartätschen 383
Chartenkästgen 148
Christen, ihr Merkmahl 19
Christenthum, macht glücklich 18
hub die Leibeigenschaft auf 295
Corduan 480. 482
Cutteniren 403

D.

Drehen des Garns 392
Druckerschränkgen 150

E.

Ehebruch 37. wie unrecht er sey, ib.
Ehestand 22
Ehrlichkeit des Gesindes 293
Einbildungskraft, macht lächerlich 572
Einfalt das beste 342
Einspähnen 591
Eintheilung der Stände 175
Eintrag 383
Eisenhütten 302
Engelland seine Aufnahme 206
Erdbeschreibung 100
Erlernung der Sprachen 164. 496. f.
Erziehung der Kinder 80 496
ihre Absicht 86
Etamin 388. 583
Exercitia 521

F.

Falzeisen 485
Farben 376. 488
die nicht ausgehen 418
Farbsatz 494
Falbel 414
Färber, ihr Unterscheid 493
Färberey 488
Feinde der Religion sind elende Leute 21
Fette Sachen 339
Filz 358
Filzbleche 363
Flachs, seine Zubereitung 367
Fleisch, wie es zu kosten 339
Fliete 384
Flor 390
Floretseide 369
Fuchspelz 475
Frankreichs Einrichtung 243
hat 270000. Bettler 251
Franzosen lieben Spielwerk 284. verschwenden ihr Geld thöricht 241. laufen alle nach Paris 246. sehen auf das äusserli-

ferliche 291. machen es wie die Stuben-Hündgen 292. verachten die Handwerks-Leute 311. 312. studieren schlecht 313. bauen zu viel Seide 370
Französische Bauern haben kein eigen Land 211 bauen wenig Küchengewächse 276
Frau, ihre Eigenschaften 46. f.
Fürchterliche Erzählungen 75

G.

Gang am Zettel 380
Gare 479
Alaun- oder Weißgare 480
Schwarzgare 485
Garn, wie vielerley 583 wie man es drehet 392
Garnstock 435
Garnstränge 387
Gattungen der Wolle 372
Gebinde 380
Geblümte Zeuche 414
Gedruckte Zeuche 407
Gebackte Arbeit 465
Gemeine Künste sind nützlich 330
Geschichte Erlernung 99 ihr Nutzen 110
Geschirr am Webstuhle 585. 593
Gesellschaft, woher sie rühre 7
Gesinde 289 soll man glimpflich halten 290
Gestreuete Arbeit 465
Gewässerte Zeuche 408
Gewebe 584 einmännerig, zweymännerig, eb. das.
Gezogene Arbeit 415
Glashütten 302
Glänzen der Zeuche 406
Glück 494
Götterfabel 113 lernet man in Frankreich 114 in Teutschland abgeschaft 114 Kunstgriffe sie zu lernen 115
Grösse der Städte, ihr Nutzen 243. f.
Grube zum Leder 481

H.

Haar am Sammet 409
Haarmann 398
Haarzettel 409
Handlanger 298
Handlungsgesellschaft 204
Handwerksleute verdienen Achtung 308 warum so vielerley 515

Haspel 379
grosser 441
Hausarme 255
wie ihnen zu helfen 270
Hauptabsicht aller Uebungen 550
Häute der Thiere 358
ihre Zubereitung 477
Hebedaumen 589
Hechel 374
Hermelin 476
Heucheley 127
Hochschäftige Tapeten 454 601
Höflichkeit 67. 73
Holz, dessen Nutzen 301
Holzhacker 301
Hut 359
dessen Verfertigung 361
Hutmacher 362
Hurerey schadet dem Staate 39

J.

Jungfern, wem sie gleichen? 61
schlechterzogene sind einfältig 81
wohlerzogene 85
was sie lernen sollen 87. f.
Jungfernpergament 487

K.

Kamm im Webstuhle 585
Kämme zur Wolle 383
Keper 415
Kern im Tuche 401
Kessel zum Wollbrühen 578
Kinder, sollen niemand verachten 68
leutselig werden 70
die Wahrheit lieben 73
ihre Vernunft brauchen lernen 74
gut reden lernen 76
zeitig arbeiten 78
warum sie alles nachmachen 316
Kleidung des Menschen 352
ihr Ursprung 354
woraus man sie machet 357
Kleiderschnitt 458. f.
Koblenbrenner 302
Kolben zum Tuchbereiten 398
Kunst zu gefallen 126
ihre Grundsätze 127
Künstler und Handwerksleute 308
Kürschner 471
Kutze 493
Kraft-Brühen 339
Kruspeln 482

L.

Lade im Webstuhle 585. 295
Land-Charten für die Kinder 101

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0682
DFG

Länder wie man sie kennen lernet 107
Land-Leute machen die Städte reich 282
Latein wozu es nütze 524
Lateinische Verse 558
Lebens-Mittel des Menschen 318
Lederbereiter 468
Lehr-Art gute 524
Vortheile daraus 537
Leibeigene 294
Leisten am Gewebe 382
Lesen hat grossen Nutzen 561
Liebe zur Wahrheit 73
Links gedrehetes Garn 393
Litzen 409. 586. 593. 594
Bodenlitzen 595
Förderlitzen 596
Lohgerber 480
Luchs-Pelze 471

M.

Madratze 358
Mann, seine Eigenschaften 45
Manufacturen ihr Nutzen 247
Maschinen so die Arbeit verkürzen 319
ob sie nützlich 320. f.
Mathematik 163
Mehl, wie vielerley 334
Mehlbeuteln 342
Mensch kan nicht allein leben 179
Menschenfeinde 178
Mischling 335
Mittel zu Tilgung des Bettelns 250. f.
Muster zu Tüchern 375
Mutter-Liebe 54
Mutter, ob sie ihr Kind säugen soll 58
ihr Antheil an der Kinderzucht 66

N.

Nadel zum Sammetweben 477
zu Tapeten 603
Nehnadel 459
ihre Verfertigung 459
Netz 364
Normänner 108
Nuppeisen 397

P.

Pacht-Anschlag in Frankreich 219
hoher, verderbt das Land 234
Pergamenter 487
Pferde mit seidenen Strümpfen 355
Pflichten sind unveränderlich 16

lehret das Christenthum 20
Pflug, seine Beschreibung 324
Plüsch 414
Poeten und Seiltänzer müssen wenig seyn 557
Poliren der Nadeln 460
Pracht schadet dem Staate 195
Presse zu Tüchern 403. 433

Q.

Quelle der Schönheit 570
des abgeschmackten Wesens 143

R.

Rad, das grosse 422
Rahmen zum Tuchspannen 401
Rasch 388
Raubwerk 468
woher es komme 472. f.
Raupen gemeine, spinnen Seide 370
Redens-Arten bey der Woll-Arbeit 575
Reden 481
Regel des Allmosengebens 249
Reiche, was sie gutes thun könnten 189
Reiche Faulenzer stiften Unheil 183
Reckbank 485
Richtboden 398
Richtstange 398
Riemer 484
Rinde, ihr Nutzen am Brode 386

S.

Salz, dem Viehe dienlich 298
wie vielerley 348
Sammet 408
Plüschsammet, gerisse-ner 414
Sammetstuhl 444. f.
Savonnerie 601
Sarsche 390
Sauerteig, ob er dienlich 333
Schäffte am Webstuhle 414. 585
Schau 494. 588
Scheere 458
Schirrkübe 379. 441
Schlauch vom Wollgarne 385
Schönfärber 493
Schuhputzer aus Savoyen 297
Schuß des Webers 388
Schütteln des Mehles 344
Schüttelkasten 342
Schüttelholz 342

Schütze 587
Schwarze arbeiten für uns 306
Schwarzfärber 493
Schwarzgare 485
Schwefeln der Wolle 377 582
Schreiben, wie es zu lernen 161
Seele im Schützen 388. 587
Seeleute 304
Seemleder 482
Seide 367
rohe 368
abgesottene ebend.
Floretseide 369
von Raupen 370
Seidenbau 371
Seidenfärber 493
Seidenmühle 435
Siberien 473
Sittenlehre, falsche 9
Smack 482
Sohle 350
Söhne, ihre Erziehung 123 f.
schlechte 124
Speisen wenn sie gar gekocht 332
gekünstelte sind schädlich 341
Sperruthe 588
Spielen 127
ist Beutelschneiderey 130
Spiegel im Tuche 404
Spillen 602
Spinnrad 378
Sprachen 497
Sprachregeln 513
Spulen 387. 425
Spule zur Wolle 487
Steinbrecher 299
Steuern in Frankreich 220
Stickerey 462
Stoffzettel zum Sammet 410
Stöcke in der Walke 589
Strassengeld 260
Strehne 380
Streichbret 327
Strich im Tuche 402
Stricken 365

T.

Tagelöhner 296
Tapetenweben 450. f.
mit hohen Schäfften 454 601
Tiefschäftige 450
Thiere, ob sie zur Gesellschaft tüchtig 11
Töchter, ihre Erziehung 79
Tode Hand 273
Tuch 584
Tuchbaum 381
Tuchbereiter 398. 429
Tuchart 400
Tuchrolle 404. 434
Tuchscheeren 399. 431
Türkische Teppichte 464

U.

Uebermässiges Ausdehnen der Tücher 401
Uebersetzen 515
Uebung in lateinischen Versen 558
in der Redekunst 559
Ungarisch Leder 481
Unterscheid der Zeuche 389
der Stände 168
Unterrichtung der Kinder 66
Unverschämtes Wesen 133
Ursprung der Gesellschaft 1
besteht im angebohrnen Triebe 13. 14
Ursprung des Tauschens 171
der Leibeigenschaft 171
Veb 476
Verläugnung was sie sey 6
Vernunft der Kinder zu stärken 76
Verse 556
Verschiedenheit der Neigungen 16
Verstand wie ihm aufzuhelfen 569
Vielweiberey 26
Vorschuß-Casse 270
Vortheile bald lesen zu lernen 147

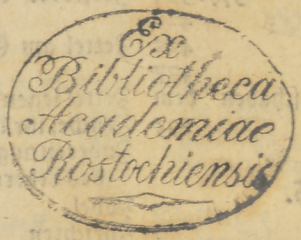
W.

Walke 393
ihr Nutzen 396
halbe, ganze 396. trockene 590. Waschwalke 396 590
Walklehre 396
Walkmühle 429. 430
Waschen der Wolle 420
Weben 365. Materie dazu 266
Weberknoten 386
Weberschütze 366
Webstuhl 424
Wefel 583
Wegbesserung 261
Weg-Casse 275
Weißgerber 480
Wiederkehre 598
Wildfänge wer sie sind 21
Wild-Wasser 350
Wissenschaften nutzen der Gesellschaft 323
Witz muß ungezwungen seyn 92
zeigen macht lächerlich 572
Witzig schreiben, ist zu vermeiden 567
Welle 371
Gattungen 372. 576. f.
Zubereitung 376
Wellkämme 383
Wellkämmen 421. 581
Wellschlagen 421. 580

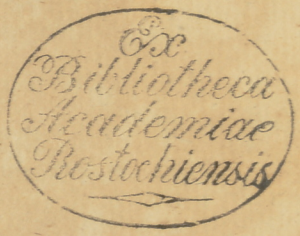
Wollspinnen 377. 384
Wollrad 422
Wollspuhlen 425
Wollwäsche 377
Wollüstige schaden dem Staate 193

Z.

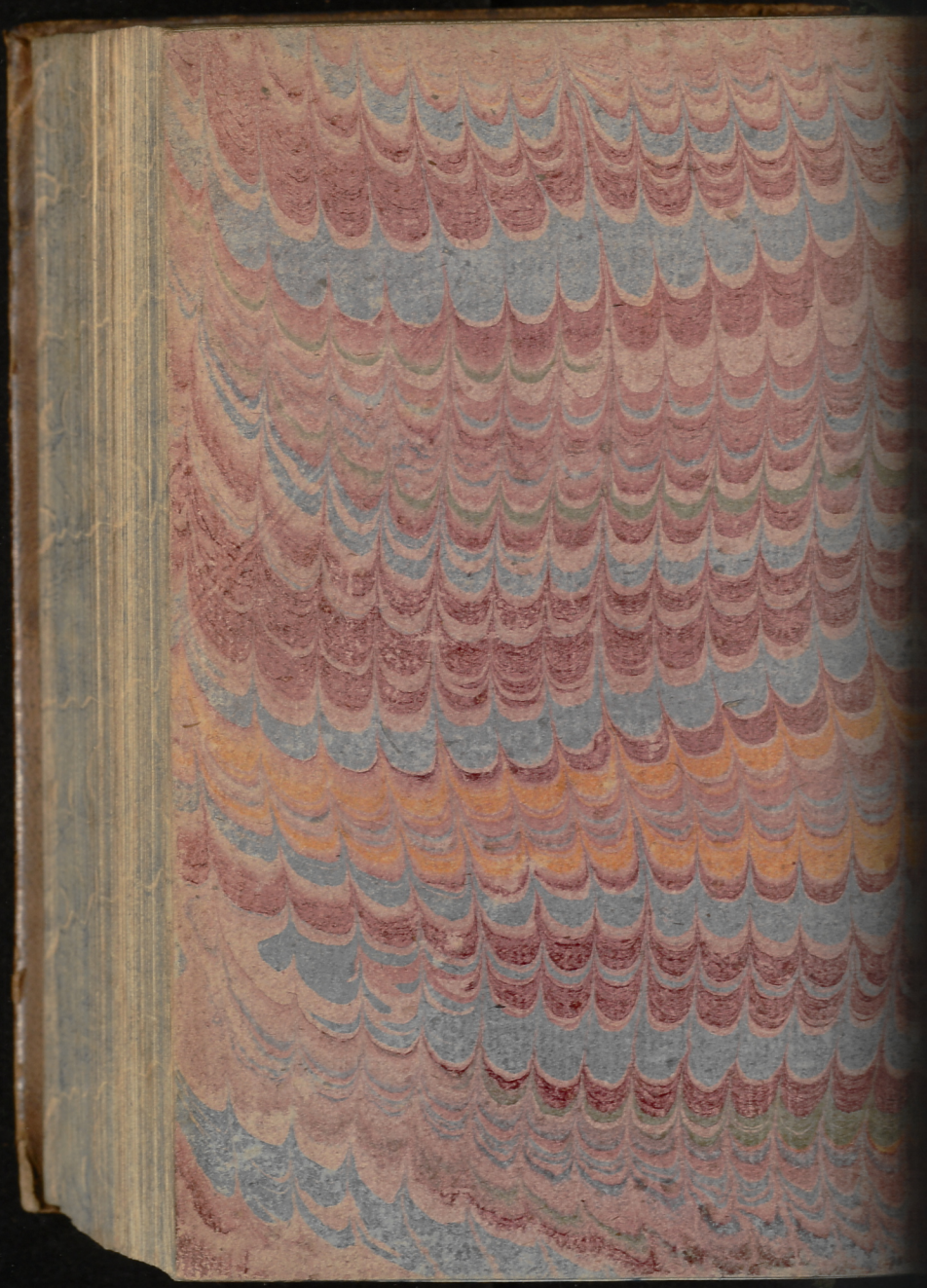
Zehlhaspel 386
Zeitrechnung 103
Zerstörer der Gesellschaft 21
Zettel am Gewebe 365 381
Zettel legen 423. 454
Zeuche, ihr Unterschied 390
Zubereitung der Wolle 376
des Leders 468
Zobel 474
Zurichten 485
Zur Nadel bereiten 405
Zuschlingen 598



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn863053416/phys_0688
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn863053416/phys_0690
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0692
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0693
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn863053416/phys_0694
DFG

Mensch kan nicht allein leben 179
Menschenfeinde 178
Mischling 335
Mittel zu Tilgung des Bettelns 250. f.
Muster zu Tüchern 375
Mutter Liebe 54
Mutter, ob sie ihr Kind säugen soll 58
ihr Antheil an der Kinderzucht 66

N.

Nadel zum Sammetweben 477
zu Tapeten 603
Nehnadel 459
ihre Verfertigung 459
Netz 364
Normänner 108
Nuppeisen 397

P.

Pacht-Anschlag in Frankreich 219
hoher, verderbt das Land 234
Pergamenter 487
Pferde mit seidenen Strümpfen 355
Pflichten sind unveränderlich 16